Das
belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek
der
classischen Romane aller Nationen.

1213tes bis 1217tes Bändchen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Fünftes bis neuntes Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1850.

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexander Dumas.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Fünftes bis neuntes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Boller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1850.

XIX.

Herr Beausire.

Oliva warf sich einem wüthenden Menschen entgegen, der mit ausgestreckten Händen, bleichem Gesicht und in ungeordnetem Anzug, heisere Verwünschungen ausstoßend, in die Wohnung hereinstürzte.

„Beausire, was gibt es, Beausire?“ sagte sie mit einer Stimme, die nicht erschrocken genug klang, um dem Muthe dieses Weibes Eintrag zu thun.

„Laß mich los!“ rief der Eintretende, während er sich mit roher Gewalt von der Umschlingung Oliva's befreite.

Und mit einem sich steigernden Ton fuhr er fort:

„Ah! weil ein Mann hier ist, öffnete man mir die Thüre nicht. Ah! ah!“

Der Unbekannte war erwähnter Maßen in ruhiger, unbeweglicher Haltung auf dem Sopha geblieben, in einer Haltung, welche Herrn Beausire wie Unentschlossenheit oder sogar wie Schrecken vorkommen mußte.

Mit einem Zähnefletschen von schlimmer Vorbedeutung trat er vor den Unbekannten und rief:

„Ich denke, Sie werden mir antworten, mein Herr!“

„Was soll ich Ihnen sagen, mein lieber Herr Beausire?“ erwiederte der Andere.

„Was machen Sie hier, und vor Allem, wer sind Sie?“

„Ich bin ein ruhiger Mann, gegen den Sie furchtbare Augen machen, und dann plauderte ich mit dieser Dame in allen Ehren.“

„Ja, ja, gewiß in allen Ehren," murmelte Oliva.
„Willst Du wohl schweigen!" brüllte Beausire.
„Stille, stille!" sagte der Unbekannte, „schnauzen Sie Madame nicht so heftig an, sie ist vollkommen unschuldig, und wenn Sie übler Laune sind . . ."
„Ja, das bin ich."
„Er wird im Spiel verloren haben," flüsterte Oliva.
„Mord und Teufel, ich bin ausgeplündert!" brüllte Beausire.
„Und es wäre Ihnen nicht unangenehm, auch ein wenig Einen auszuplündern," versetzte lächelnd der Unbekannte. „Das läßt sich begreifen, mein lieber Herr Beausire."
„Genug der schlechten Späße, Sie! Und nun machen Sie mir das Vergnügen und packen Sie sich."
„Oh! Herr Beausire, Nachsicht!"
„Tod und alle Teufel der Hölle! stehen Sie auf und gehen Sie, oder ich zerschmettere den Sopha und Alles, was darauf ist."
„Ah! Mademoiselle, Sie haben mir nichts davon gesagt, daß Herr Beausire von solchen närrischen Grillen befallen werde. Mein Gott! welches Ungestüm!"
Außer sich, machte Beausire eine große Komödienbewegung und beschrieb, um den Degen zu ziehen, mit den Armen und der Klinge einen Kreis von wenigstens zehn Fuß im Umfang.
„Ich sage Ihnen noch einmal," rief er, „stehen Sie auf, oder ich nagle Sie an die Lehne."
„Wahrhaftig, man ist sehr unangenehm," erwiederte der Unbekannte, während er sachte und nur mit der linken Hand den kleinen Degen, den er hinter sich auf dem Sopha verborgen hatte, aus der Scheide zog.
Oliva stieß durchdringende Schreie aus.
„Ah! Mademoiselle, schweigen Sie," sprach der ruhige Mann, der endlich den Degen in der Faust hatte, ohne daß er von seinem Sitze aufgestanden war; „schweigen Sie, denn es werden zwei Dinge geschehen,

einmal werden Sie Herrn Beausire betäuben und er wird sich spießen lassen; dann wird die Scharwache heraufkommen, Sie schlagen und geraden Weges nach Saint-Lazare führen."

Oliva ersetzte die Schreie durch eine äußerst ausdrucksvolle Pantomime.

Es war ein seltsames Schauspiel. Auf der einen Seite führte Herr Beausire, beschmutzt, weinschwer, zitternd vor Wuth, Stöße ohne Richtung, ohne Taktik auf einen undurchdringlichen Gegner.

Auf der andern ein Mann auf dem Sopha sitzend, eine Hand auf dem Knie ausgestreckt, die andere bewaffnet, mit Behendigkeit parirend, ohne zu stoßen, und dergestalt lachend, daß Saint-Georges selbst darüber erschrocken wäre.

Beständig durch die Paraden des Gegners verirt, war der Degen von Beausire nicht einen Augenblick im Stande, die Linie zu behaupten.

Beausire fing an müde zu werden, zu schnaufen, doch der Zorn hatte einer unwillkürlichen Angst Platz gemacht; er bedachte, daß es, wenn dieser gefällige Degen sich ausstrecken, von der Klinge des Gegners losmachen wollte, um ihn, Beausire, geschehen wäre. Ein Bangen erfaßte ihn, er kam aus der Lage und griff nur noch gegen das äußerste Ende des Degens von seinem Gegner an. Dieser faßte ihn kräftig in Terz, wand ihm den Degen aus der Hand und ließ ihn wie eine Feder in die Luft springen.

Der Degen flog durch das Zimmer, durchbrach eine Fensterscheibe und verschwand außen.

Beausire wußte nicht mehr, welche Haltung er beobachten sollte.

„Ei! Herr Beausire," sagte der Unbekannte, „wenn Ihr Degen mit der Spitze niederfällt und Jemand durchsticht, sind Sie ein todter Mann!"

Zum Bewußtsein zurückgerufen, lief Beausire nach der Thüre und stürzte die Treppe hinab, um seine Waffe

wieder zu erwischen und einem Unglück zuvorzukommen, das ihn mit der Polizei entzweit hätte.

Mittlerweile ergriff Oliva die Hand des Siegers und sprach zu ihm:

„Oh! mein Herr, Sie sind sehr muthvoll; doch Herr Beausire ist ein Schurke, und wenn Sie bleiben, gefährden Sie mich; sobald Sie weggegangen sind, wird er mich sicherlich schlagen."

„Dann bleibe ich."

„Nein, nein, ich bitte inständig; wenn er mich schlägt, schlage ich ihn auch, und ich bin immer die stärkere, doch das ist so, weil ich nichts zu schonen habe. Ich flehe Sie an, entfernen Sie sich."

„Haben Sie Eines wohl im Auge, meine Schönste: gehe ich von hier weg, so finde ich ihn unten oder auf der Treppe auf mich lauernd; man wird sich wieder schlagen; auf einer Treppe parirt man nicht immer mit so großer Sicherheit, wie auf einem Canapé."

„Nun, und dann?"

„Dann tödte ich Meister Beausire oder er tödtet mich."

„Großer Gott! das ist wahr, wir hätten einen schönen Spectakel im Hause."

„Dies ist zu vermeiden; ich bleibe also."

„Um des Himmels willen, entfernen Sie sich, Sie gehen in den oberen Stock hinauf, bis er wieder zu mir hereingekommen ist. Im Glauben, Sie hier zu finden, wird er nirgends suchen. Sobald er in meine Wohnung eingetreten ist, hören Sie mich die Thüre doppelt verschließen. Ich werde meinen Mann eingesperrt und den Schlüssel in meine Tasche gesteckt haben. Nehmen Sie dann Ihren Rückzug, indeß ich mich muthig schlage, um die Zeit auszufüllen."

„Sie sind ein reizendes Mädchen, auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen! wann dies?"

„Heute Nacht, wenn es Ihnen beliebt."

„Wie, heute Nacht! Sind Sie verrückt?"

„Bei Gott, ja, heute Nacht. Ist nicht Ball im Opernhause?"

„Bedenken Sie, daß die Mitternachtstunde schon geschlagen hat."

„Ich weiß es wohl, doch was ist daran gelegen?"

„Man braucht Domino's."

„Beausire wird holen, wenn Sie ihn zu schlagen vermocht haben."

„Sie haben Recht," versetzte Oliva lachend.

„Und hier sind zehn Louisd'or für die Costumes," sagte der Unbekannte, ebenfalls lachend.

„Leben Sie wohl! Meinen Dank!"

Und sie schob ihn nach dem Ruheplatz.

„Gut! er schließt die Thüre unten," sagte der Unbekannte.

„Es ist nur ein Riegel innen. Gehen Sie . . . er kommt herauf."

„Doch wenn zufällig Sie geschlagen würden, wie könnten Sie mir es sagen lassen?"

Sie überlegte und antwortete dann:

„Sie müssen Bediente haben."

„Ja, ich werde einen unter Ihre Fenster stellen."

„Gut, und er wird in die Luft schauen, bis ihm ein Billetchen auf die Nase fällt."

„So sei es. Gott befohlen!"

Der Unbekannte stieg in die oberen Stockwerke hinauf. Das ließ sich sehr leicht thun, die Treppe war finster, und Oliva bedeckte, indem sie mit lauter Stimme Beausire rief, das Geräusch der Tritte ihres neuen Mitschuldigen.

„Wirst Du wohl kommen, Hirnverrückter!" rief sie Beausire zu, der nicht heraufging, ohne Betrachtungen über die moralische und physische Ueberlegenheit dieses Eindringlings anzustellen, welcher sich auf eine so unverschämte Weise in dem Domicil eines Andern eingenistet hatte.

Er gelangte indessen zu dem Stockwerk, wo ihn

Oliva erwartete. Er hatte den Degen in der Scheide und dachte über eine Rede nach, die er halten wollte.

Oliva nahm ihn bei den Schultern, stieß ihn in das Vorzimmer und schloß die Thüre doppelt, wie sie es versprochen hatte.

Der Unbekannte konnte, während er sich zurückzog, den Anfang eines Streites hören, in welchem durch ihren schallenden Ton, wie die Blechinstrumente im Orchester, jene Schläge sich hervorhoben, die man gewöhnlich und onomatopoetisch Kläpse nennt.

Mit den Kläpsen vermischten sich Schreie und Vorwürfe. Die Stimme von Beausire donnerte, die von Oliva erschütterte die Wände.

„In der That," sagte der Unbekannte, indem er sich entfernte, „man hätte nie glauben sollen, diese Frau, welche die Ankunft des Gebieters vorhin so sehr verlegen machte, besitze eine solche Widerstandskraft."

Der Unbekannte verlor die Zeit nicht damit, daß er dem Ende der Scene folgte.

„Es waltet zu viel Wärme im Anfang der Scene ob, als daß die Entwickelung fern sein sollte."

Er wandte sich um die Ecke der Rue d'Anjou-Dauphine, wo sein Wagen, der sich rückwärts in dieses Gäßchen hineingearbeitet hatte, seiner harrte.

Rasch sagte er ein Wort zu einem seiner Bedienten; dieser eilte weg, faßte Posto den Fenstern von Oliva gegenüber und verbarg sich im dichten Schatten einer kleinen Arcade, die den Gang eines alterthümlichen Hauses überdeckte.

So gestellt, konnte der Mann, der die beleuchteten Fenster sah, durch die Beweglichkeit der Silhouetten Alles beurtheilen, was im Innern vorging.

Die Anfangs sehr regsamen Bilder wurden allmälig ein wenig ruhig. Endlich blieb nur noch eines.

XX.

Das Gold.

Man vernehme, was hinter diesen Vorhängen vorgegangen.

Zuerst war Beausire erstaunt, die Thüre mit dem Riegel verschließen zu sehen.

Dann erstaunt, Oliva so laut rufen zu hören.

Endlich noch mehr erstaunt, in das Zimmer einzutreten und seinen gewaltigen Nebenbuhler nicht darin zu finden.

Nachforschungen, Drohungen, Ausforderung; da sich der Mensch verbarg, so hatte er Angst; hatte er Angst, so siegte Beausire.

Oliva nöthigte ihn, seine Nachforschungen einzustellen und auf ihre Fragen zu antworten.

Ein wenig angefahren, nahm Beausire selbst einen stolzen Ton an.

Oliva, welche wußte, daß sie nicht mehr schuldig, weil der sichtbare Gegenstand des Verbrechens verschwunden war, quia corpus delicti aberat, wie der Text sagt, Oliva schrie so laut, daß ihr Beausire, um sie zum Schweigen zu bringen, die Hand auf den Mund drückte oder darauf drücken wollte.

Doch er täuschte sich; Oliva verstand anders die ganz überredende und versöhnende Geberde von Beausire. Dieser raschen Hand, die sich nach ihrem Gesichte wandte, setzte sie eine Hand so behende und leicht entgegen, als es kurz zuvor der Degen des Unbekannten gewesen war.

Diese Hand varirte Quart und Terz, fuhr gerade aus und schlug Beausire auf die Wange.

Beausire that mit der rechten Hand einen Gegenstoß, der die beiden Hände von Oliva niederschlug und ihre linke Wange unter einem ärgerlichen Geräusch erröthen machte.

Dies war die Stelle der Verhandlung, welche der Unbekannte bei seinem Abgang vernommen hatte.

Eine so begonnene Erklärung führt, wie wir sagten, rasch eine Entwickelung herbei, eine Entwickelung indessen, die, so gut sie auch darzustellen sein mag, um dramatisch zu sein, einer Menge von Vorbereitungen bedarf.

Oliva erwiederte die Ohrfeige von Beausire durch ein schweres und gefährliches Wurfgeschoß: einen Porzellankrug; Beausire setzte dem Wurfgeschoß die radförmige Bewegung eines Stockes entgegen, der mehrere Tassen zerbrach, eine Kerze abstieß und am Ende die Schulter der jungen Frau traf.

Wüthend sprang diese auf Beausire los und preßte ihm die Gurgel zusammen. Der Unglückliche war genöthigt, zu packen, was er an der drohenden Oliva finden konnte.

Er zerriß einen Rock. Empfindlich für diese Schmach und diesen Verlust ließ Oliva los und schleuderte Beausire zu Boden. Schäumend erhob er sich wieder.

Da sich jedoch der Werth eines Feindes nach der Vertheidigung ermißt, und die Vertheidigung sich stets Achtung erwirbt, selbst beim Sieger, so knüpfte Beausire, der viel Respect vor Oliva bekommen hatte, die mündliche Verhandlung da wieder an, wo er sie gelassen.

„Du bist ein abscheuliches Geschöpf," sagte er, „Du richtest mich zu Grunde."

„Du richtest mich zu Grunde," erwiederte sie.

„Oh! ich richte sie zu Grunde! Sie hat nichts."

„Sage, ich habe nichts mehr. Sage, Du habest Alles, was ich besessen, verkauft und verfressen, vertrunken und verspielt."

„Und Du wagst es, mir meine Armuth vorzuwerfen?"

„Warum bist Du arm? Das ist ein Laster."

„Ich werde Dir die Deinigen alle auf einmal abgewöhnen."

„Durch Schläge etwa?"

Und Oliva schwang eine ziemlich schwere Feuerzange, deren Anblick Beausire zurückweichen machte.

„Das fehlte Dir noch, Liebhaber annehmen!" sagte er."

„Und Du, wie nennst Du denn alle die Schufte, die in den Spielhäusern, wo Du Deine Tage und Nächte zubringst, bei Dir sitzen?"

„Ich spiele, um zu leben."

„Und das gelingt Dir ganz hübsch: wir müssen Hungers sterben; meiner Treue, eine reizende Industrie!"

„Und Du mit der Deinigen bist genöthigt, zu flennen, wenn man Dir ein Kleid zerreißt, weil Du nicht die Mittel hast, Dir ein anderes zu kaufen. Eine schöne Industrie, bei Gott!"

„Eine bessere, als die Deinige," rief Oliva wüthend, „hier der Beweis."

Und sie nahm aus ihrer Tasche eine Hand voll Gold und warf sie im Zimmer umher.

Die Louisd'or rollten auf ihren Rändern und zitterten auf ihren Flächen; die einen verbargen sich unter den Schränken, die andern setzten ihre klingenden Evolutionen bis zu den Thüren fort. Wieder andere blieben bald ermüdet platt liegen und ließen ihre Bilder wie Feuerflittern glänzen.

Als Beausire diesen Metallregen auf dem Holz der Geräthe und auf dem Boden des Zimmers klingen hörte, wurde er wie von einem Schwindel, wir müßten eigentlich sagen, wie von einem Gewissensbiß ergriffen.

„Louisd'or, Doppellouisd'or," rief er niedergeschmettert.

Oliva hielt zwischen ihren Fingern eine zweite Handvoll von diesem Metall. Sie schleuderte sie Beausire, der dadurch geblendet wurde, in's Gesicht und in die offenen Hände.

„Ho! ho!" rief er. „Wie reich ist sie, diese Oliva."

„Das trägt mir meine Industrie ein," erwiederte cynisch das Weib, während es mit einem gewaltigen Pantoffelschlage zugleich das Gold, das auf dem Boden

umherlag, und Beausire, der sich niederkniete, um es zusammenzuraffen, zurückstieß.

„Sechzehn, siebenzehn, achtzehn," sagte Beausire kichernd vor Freude.

„Elender!" brummte Oliva.

„Neunzehn, einundzwanzig, zweiundzwanzig."

„Erbärmlicher!"

„Dreiundzwanzig, vierundzwanzig, fünfundzwanzig."

„Schuft!"

Hatte er nun gehört, war er erröthet, ohne zu hören, Beausire stand auf.

„Gut," sprach er mit einem so ernsten Tone, daß nichts so sehr dem Komischen gleichen konnte, „gut, Mademoiselle, Sie machten also Ersparnisse, indem Sie es mir am Nothwendigen fehlen ließen."

Etwas verwirrt, fand Oliva keine Antwort.

„Mich," fuhr der Bursche fort, „mich ließen Sie mit zerrissenen Strümpfen, mit einem rothen Hut und aufgeschlitztem Futter umhergehen, während Sie Louisd'or in Ihrer Kasse aufbewahrten? Woher kommen diese Louisd'or? von dem Verkauf, den ich mit meinen Kleidern vornahm, als ich mein trauriges Geschick mit dem Ihrigen verband."

„Schurke!" murmelte Oliva leise.

Und sie schleuderte ihm einen Blick voll Verachtung zu. Er erzürnte sich nicht darüber.

„Ich verzeihe Dir," sprach er, „nicht Deinen Geiz, aber Deine Sparsamkeit."

„Und vorhin wolltest Du mich umbringen."

„Vorhin hatte ich Recht, jetzt hätte ich Unrecht."

„Warum, wenn's beliebt?"

„Weil Du jetzt eine wahre Haushälterin bist, Du trägst der Haushaltung ein."

„Ich sage Dir, Du bist ein Schuft."

„Meine geliebte Oliva."

„Und Du wirst mir das Gold zurückgeben."

„Oh! meine Theuerste."

„Du wirst es mir zurückgeben, oder ich renne Dir Deinen Degen durch den Leib."

„Oliva!"

„Ja oder nein!"

„Nein, Oliva, ich werde nie zugeben, daß Du mir den Degen durch den Leib rennst."

„Rühre Dich nicht, oder ich durchbohre Dich. Das Geld!"

„Schenke es mir!"

„Ah! Elender! ah! niedrige Creatur! Du bettelst, Du flehst mich um den Ertrag meiner schlechten Aufführung an! Ah! das nennt man einen Mann; ich habe Euch stets verachtet, Alle verachtet, hörst Du wohl? . . . mehr noch den, der gibt, als den, welcher empfängt."

„Derjenige, welcher gibt, kann geben," erwiederte Beausire mit ernstem Tone, „er ist glücklich. Ich habe Dir auch gegeben, Nicole."

„Ich will nicht, daß man mich Nicole nennt."

„Verzeih! Oliva. Ich sagte also, ich habe Dir gegeben, so lange ich gekonnt."

„Schöne Freigebigkeit, silberne Ringe, sechs Louisd'or, zwei seidene Kleider, drei gestickte Sacktücher."

„Das ist viel für einen Soldaten."

„Schweige; die Ringe hattest Du einem Andern gestohlen, um sie mir anzubieten; die Louisd'or hat man Dir geborgt, nnd Du hast sie nie zurückgegeben; die seidenen Kleider . . ."

„Oliva! Oliva!"

„Gib mir mein Geld zurück."

„Was willst Du dafür?"

„Das Doppelte."

„Gut, es sei," erwiederte der Bursche voll Ernst. „Ich gehe spielen in der Rue de Bussy und bringe Dir nicht nur das Doppelte, sondern das Fünffache."

Er machte ein paar Schritte gegen die Thüre. Sie packte ihn am Schooß seines mürben Rockes.

„Ah!" sagte er, „gut, der Rock ist zerrissen."

„Desto besser, Du wirst einen neuen haben."

„Sechs Louisd'or, Oliva, sechs Louisd'or! Gut, daß in der Rue de Bussy die Banquiers und Pointeurs im Punkte der Toilette nicht sehr streng sind."

Oliva faßte ruhig den andern Rockschooß und riß ihn ebenfalls ab. Beausire wurde wüthend.

„Tod und Teufel," schrie er, „Du machst, daß ich Dich umbringe. Die freche Person entkleidet mich ganz. Ich kann nicht mehr von hier weggehen."

„Im Gegentheil, Du wirst auf der Stelle gehen."

„Das wäre seltsam, ohne Rock."

„Du ziehst Deinen Winterüberrock an."

„Durchlöchert, geflickt?"

„Du ziehst ihn nicht an, wenn Dir das lieber ist. Doch Du wirst gehen."

„Nie."

Oliva nahm aus ihrer Tasche, was sie noch an Gold übrig hatte, ungefähr vierzig Louisd'or und ließ sie zwischen ihren beiden zusammengehaltenen Händen springen.

Beausire wäre beinahe närrisch geworden; er kniete abermals nieder.

„Befiehl!" rief er, „befiehl."

„Du laufst nach dem Capucin-Magique in der Rue de Seine, man verkauft dort Domino's für den Maskenball."

„Nun?"

„Du kaufst mir einen vollständigen."

„Gut."

„Für Dich einen schwarzen, für mich einen weißen von Atlas."

„Ja."

„Und ich gebe Dir hiefür nur zwanzig Minuten."

„Wir gehen auf den Ball?"

„Auf den Ball."

„Und Du führst mich auf das Boulevard zum Abendbrod."

„Gewiß; doch unter einer Bedingung."

„Unter welcher?"
„Daß Du gehorsam bist."
„Oh! immer, immer."
„Auf, zeige Deinen Eifer."
„Ich laufe."
„Wie, Du bist noch nicht weggegangen?"
„Aber die Kosten . . ."
„Du hast fünfundzwanzig Louisd'or."
„Wie, ich habe fünfundzwanzig Louisd'or? Woher nimmst Du das?"
„Die Goldstücke, die Du aufgerafft hast."
„Oliva, Oliva, das ist nicht gut."
„Was willst Du damit sagen?"
„Oliva, Du hattest sie mir geschenkt."
„Ich sage nicht, Du sollst sie nicht bekommen; doch wenn ich sie Dir jetzt gäbe, würdest Du nicht zurückkehren. Gehe also und kehre rasch wieder."
„Sie hat bei Gott Recht," sagte der Bursche etwas verwirrt. „Es war meine Absicht, nicht zurückzukommen."
„Fünfundzwanzig Minuten, hörst Du wohl?" rief sie.
„Ich gehorche."
In diesem Augenblick geschah es, daß der den Fenstern gegenüber im Hinterhalt liegende Bediente eine von den beiden redenden Personen verschwinden sah.
Es war Herr Beausire, der mit einem Rock ohne Schooß herunter kam, hinter welchem der Degen frech baumelte, während das Hemd unter der Weste wie zur Zeit von Ludwig XIII. aufgeschwollen war.
Der Taugenichts nahm seine Richtung nach der Rue de Seine, und Oliva schrieb mittlerweile rasch auf ein Papier folgende Worte, welche die ganze Episode zusammenfaßten:
„Der Friede ist unterzeichnet, die Theilung gemacht, der Ball angenommen. Um zwei Uhr werden wir im Opernhause sein. Ich habe einen weißen Domino und auf der linken Schulter ein blaues Band."

Oliva rollte das Papier um einen Scherben von dem zerbrochenen Porzellankrug, streckte den Kopf zum Fenster hinaus und warf das Billet auf die Straße.

Der Bediente stürzte auf seine Beute los, hob sie auf und entfloh.

Es ist beinahe gewiß, daß Herr Beausire nicht mehr als dreißig Minuten brauchte, um zurückzukehren; es folgten ihm zwei Schneidergesellen, welche um den Preis von achtzehn Louisd'or zwei Dominos von ausgezeichnetem Geschmack brachten, wie man sie im Capucin-Magique bei dem guten Arbeiter, dem Lieferanten Ihrer Majestät der Königin und der Hofdamen, verfertigte.

XXI.

Das kleine Haus.

Wir haben Frau von La Mothe bei der Thüre des Hotels gelassen, von wo aus sie mit den Augen dem rasch verschwindenden Wagen der Königin folgte.

Als die Form des Wagens sichtbar, als sein Rollen vernehmbar zu sein aufhörte, kehrte Jeanne ebenfalls in ihre Miethkutsche zurück und begab sich nach Hause, um einen Domino und eine andere Larve zu nehmen und zugleich zu sehen, ob nichts Neues in ihrer Wohnung vorgefallen.

Frau von La Mothe hatte sich für diese so glückliche Nacht eine Erfrischung für alle Gemüthsbewegungen des Tages zugesagt. Als starke Frau, wie sie war, hatte sie beschlossen, den Mann zu spielen, wie man zu sagen pflegt, und dem zu Folge alle Wonnen des Unvorhergesehenen zu schlürfen.

Aber eine Widerwärtigkeit harrte ihrer beim ersten Schritt, den sie auf diesem für lebhafte und lange Zeit

im Zaume gehaltene Phantasien so verführerischen Wege machte.

Ein Bedienter wartete auf sie beim Hausmeister.

Dieser Bediente gehörte dem Herrn Prinzen von Rohan und brachte von Seiner Eminenz ein in folgenden Worten abgefaßtes Billet:

„Frau Gräfin,

„Ohne Zweifel haben Sie nicht vergessen, daß wir Geschäfte mit einander abzumachen. Sie haben vielleicht ein kurzes Gedächtniß; ich vergesse nie, was mir gefallen.

„Ich habe die Ehre, Sie da zu erwarten, wohin Sie der Ueberbringer führen wird, wenn es Ihnen genehm ist."

Der Brief war mit dem Hirtenkreuz unterzeichnet.

Anfangs ärgerlich über diesen Querstrich, dachte Frau von La Mothe einen Augenblick nach und entschied sich dann mit jener Raschheit des Entschlusses, die sie charakterisirte.

„Steigen Sie mit meinem Kutscher auf oder geben Sie ihm die Adresse," sagte sie zu dem Bedienten.

Der Bediente stieg mit dem Kutscher auf den Bock, Frau von La Mothe stieg in den Wagen.

Zehn Minuten genügten, um die Gräfin zum Eingang des Faubourg Saint-Antoine in eine neuerdings geebnete Vertiefung zu führen, wo große Bäume, so alt wie die Vorstadt selbst, vor Aller Augen eines von jenen hübschen, unter Ludwig XV. mit dem äußern Geschmack des sechzehnten und dem unvergleichlichen Comfort des achtzehnten Jahrhunderts erbauten Häusern verbargen.

„Ho! ho! ein kleines Haus," murmelte die Gräfin: „das ist sehr natürlich von Seiten eines vornehmen Prinzen, aber sehr demüthigend für eine Valois! . . . Nun!"

Dieses Wort, aus dem die Resignation einen Seufzer oder die Ungeduld eine Ausrufung gemacht

hat, enthüllte Alles, was an verzehrendem Ehrgeiz und toller Gierde in ihrem Geiste schlummerte.

Doch sie hatte nicht sobald die Schwelle des Hauses überschritten, als ihr Entschluß gefaßt war.

Man führte sie von Zimmer zu Zimmer, das heißt von Ueberraschung zu Ueberraschung, bis zu einem kleinen, äußerst geschmackvollen Speisesaal.

Hier fand sie den Cardinal allein und wartend.

Seine Eminenz durchblätterte Brochuren, welche ungemein einer Sammlung von jenen Pamphleten glichen, die es in jener Zeit zu Tausenden regnete, wenn der Wind von Holland oder von England kam.

Als der Cardinal sie erblickte, stand er auf.

„Ah! Sie hier? ich danke, Frau Gräfin," rief er.

Und er trat auf sie zu, um ihr die Hand zu küssen.

Die Gräfin wich mit einer hochmüthigeu und verletzten Miene zurück.

„Was haben Sie denn, Madame?" fragte der Cardinal.

„Monseigneur, nicht wahr, Sie sind nicht gewohnt, ein solches Gesicht bei den Frauen zu sehen, denen Eure Eminenz sie hieher zu rufen die Ehre erweist?"

„Oh! Frau Gräfin . . ."

„Wir sind in Ihrem kleinen Hause, nicht wahr, Monseigneur?" sagte mit einem verächtlichen Blick umherschauend die Gräfin.

„Aber, Madame . . ."

„Monseigneur, ich hoffte, Eure Eminenz würde die Gnade haben, sich zu erinnern, in welchem Stande ich geboren bin. Ich hoffte, Eure Eminenz würde die Gnade haben, sich zu erinnern, daß mir Gott, wenn er mich arm gemacht, doch wenigstens den Stolz meines Ranges gelassen hat."

„Ah! ah! Gräfin, ich hielt Sie für eine Frau von Geist," versetzte der Cardinal.

„Wie es scheint, Monseigneur, nennen Sie Frau von Geist jede gleichgültige Frau, die zu Allem lacht, selbst zur Schande; diesen Frauen, ich bitte Eure

Eminenz um Verzeihung, pflege ich einen andern Namen zu geben."

„Nein, Gräfin, Sie täuschen sich, Frau von Geist nenne ich jede Frau, welche hört, wenn man zu ihr spricht, oder welche nicht spricht, ehe sie gehört hat."

„Ich höre, reden Sie."

„Ich habe mich mit Ihnen über ernste Dinge zu besprechen."

„Und zu diesem Ende haben Sie mich in ein Speisezimmer kommen lassen?"

„Ja; wäre es Ihnen lieber gewesen, wenn ich Sie in einem Boudoir erwartet hätte, Gräfin?"

„Die Unterscheidung ist zart."

„So glaube ich, Gräfin."

„Es handelt sich also nur darum, mit Monseigneur zu Nacht zu speisen."

„Nichts Anderes."

„Eure Eminenz darf überzeugt sein, daß ich von dieser Ehre gebührender Maßen durchdrungen bin."

„Sie spotten, Gräfin?"

„Nein, ich lache."

„Sie lachen?"

„Ja, wäre es Ihnen lieber, wenn ich mich ärgerte? Ah! Monseigneur, Sie sind von einer wunderlichen Laune, wie es scheint."

„Oh! Sie sind reizend, wenn Sie lachen, und nichts könnte mir angenehmer sein, als Sie beständig lachen zu sehen. Doch Sie lachen in diesem Augenblick nicht. Oh! nein, nein; es ist Zorn hinter diesen schönen Lippen, welche die Zähne zeigen."

„Nicht im Geringsten, Monseigneur, und der Speisesaal beruhigt mich."

„Vortrefflich!"

„Und ich hoffe, daß Sie wohl hier speisen werden."

„Wie, daß ich wohl hier speisen werde! Und Sie?"

„Ich, ich habe keinen Hunger."

„Wie, Madame, Sie weisen mich vom Abendbrod zurück?"

„Was beliebt.“
„Sie jagen mich fort?“
„Ich verstehe Sie nicht, Monseigneur.“
„Hören Sie, liebe Gräfin.“
„Ich höre.“
„Wären Sie weniger zornig, so würde ich Ihnen sagen, Sie mögen machen, was Sie wollen, Sie können es nicht verhindern, daß Sie reizend seien; da ich aber bei jedem Compliment verabschiedet zu werden befürchten muß, so enthalte ich mich.“
„Sie befürchten, verabschiedet zu werden. In der That, Monseigneur, ich bitte Eure Eminenz um Verzeihung, aber Sie werden unverständlich.“
„Was vorgeht, ist doch so klar und durchsichtig.“
„Entschuldigen Sie meine Verblendung.“
„Nun wohl! neulich haben Sie mich mit großem Mißbehagen empfangen; Sie fanden Ihre Wohnung durchaus nicht passend für eine Person von Ihrem Rang und Ihrem Namen. Das zwang mich, meinen Besuch abzukürzen; das machte Sie ein wenig kalt gegen mich. Ich dachte damals, Sie in Ihre Mitte, in die Ihnen gebührende Lebenslage versetzen, heiße die Luft dem Vogel wiedergeben, den der Physiker unter die Luftpumpe stellt.“
„Und dann?“ fragte die Gräfin ängstlich, denn sie fing an, zu verstehen.
„Dann, damit Sie mich mit Behagen empfangen könnten, damit ich Sie meinerseits besuchen könnte, ohne mich zu compromittiren oder Sie selbst zu compromittiren . . .“
Der Cardinal schaute die Gräfin fest an.
„Nun?“ fragte diese.
„Nun, ich hoffte, Sie würden dieses enge Haus anzunehmen die Güte haben. Sie begreifen, ich sage nicht, kleines Haus.“
„Annehmen, ich? Sie schenken mir dieses Haus, Monseigneur?“ rief die Gräfin, deren Herz zugleich vor Stolz und Gierde schlug.

„Sehr wenig, zu wenig, Gräfin; doch gäbe ich Ihnen mehr, so würden Sie nicht annehmen.“

„Oh! weder mehr, noch weniger, Monseigneur,“ sprach die Gräfin.

„Was sagen Sie, Madame?“

„Ich sage, es sei unmöglich, daß ich ein solches Geschenk annehme.“

„Unmöglich! Und warum?“

„Ganz einfach, weil es unmöglich ist.“

„Oh! sprechen Sie dieses Wort nicht bei mir aus, Gräfin.“

„Warum?“

„Weil ich bei Ihnen nicht daran glauben will.“

„Monseigneur!“

„Madame, das Haus gehört Ihnen, die Schlüssel liegen hier auf einer Vermeilplatte. Ich behandle Sie als ein Triumphator. Sehen Sie hierin abermals eine Beleidigung?“

„Nein, doch . . .“

„Sie nehmen an?“

„Monseigneur, ich habe es Ihnen gesagt.“

„Wie, Madame, Sie schreiben an die Minister und bitten um eine Pension; Sie nehmen von zwei unbekannten Damen hundert Louisd'or an!“

„Das ist ein großer Unterschied, Monseigneur. Wer empfängt . . .“

„Wer empfängt, verbindet, Gräfin,“ sprach der Prinz mit edlem Tone. „Sehen Sie, ich habe Sie in Ihrem Speisesaal erwartet; ich habe weder das Boudoir, noch die Salons, noch die Zimmer gesehen, ich setze nur voraus, daß dies Alles vorhanden ist.“

„Ah! Monseigneur, ich bitte um Verzeihung, denn Sie nöthigen mich, zu gestehen, daß es keinen zarteren Mann gibt, als Sie.“

Und die Gräfin, die sich so lange Zwang angethan, erröthete vor Freude bei dem Gedanken, sie könne sagen: Mein Haus.

Dann, als sie plötzlich sah, sie lasse sich hinreißen,

sagte sie auf eine Geberde, die der Prinz machte, indem sie einen Schritt zurückwich:

„Monseigneur, ich bitte Eure Eminenz, mir Abendbrod zu geben.“

Der Cardinal legte einen Mantel ab, dessen er sich noch nicht entledigt hatte, rückte einen Stuhl für die Gräfin herbei, und begann in einem Straßenkleid, das ihm vortrefflich stand, seinen Dienst als Haushofmeister.

Das Abendbrod war in einem Augenblick aufgetragen.

Während die Diener in das Vorzimmer kamen, hatte Jeanne wieder eine Maske auf das Gesicht gesetzt.

„Ich müßte mich maskiren,“ sagte der Cardinal, „denn Sie sind zu Hause, denn Sie sind inmitten Ihrer Leute, denn ich bin ein Fremder.“

Jeanne lachte, behielt aber nichtsdestoweniger ihre Maske. Und obgleich von der Freude und dem Erstaunen im höchsten Maße aufgeregt, that sie doch dem Abendbrod alle Ehre an.

Der Cardinal, wir haben es bei verschiedenen Gelegenheiten gesagt, war ein Mann von großem Herzen und wahrem Geist.

Die lange Gewohnheit der civilisirtesten Höfe Europa's, von Königinnen regierter Höfe, die Gewohnheit der Frauen, welche in jener Zeit alle politischen Fragen verwickelten, aber häufig auch lösten, diese Erfahrung, so zu sagen durch den Weg des Blutes übertragen und durch ein persönliches Studium vervielfältigt, alle diese heut zu Tage so seltenen und auch damals schon seltenen Eigenschaften machten aus dem Prinzen einen Mann, der für die Diplomaten, seine Nebenbuhler, oder für die Frauen, seine Geliebtinnen, äußerst schwer zu durchdringen war.

Seine guten Manieren und seine große Höflichkeit waren ein Panzer, den nichts durchbrechen konnte.

Der Cardinal glaubte auch, daß er Jeanne sehr überlegen, Jeanne, dieser von Ansprüchen aufgeschwollenen

Provinzialin, die ihm, da sie unter ihrem falschen Stolz ihre Habgier nicht hatte verbergen können, als eine leichte Eroberung erschien — von Dauer vielleicht wegen ihrer Schönheit, wegen ihres Geistes, wegen eines gewissen herausfordernden Wesens, das viel mehr die übersättigten Männer, als die unschuldigen Männer verführt. Schwerer zu durchdringen, als er selbst durchdringend war, täuschte sich der Cardinal diesmal vielleicht; so viel ist aber gewiß, daß ihm Jeanne, schön, wie sie war, kein Mißtrauen einflößte.

Das war das Verderben dieses erhabenen Mannes. Er machte sich nicht nur minder stark, als er war, er machte sich zum Pygmäen; zwischen Maria Theresia und Jeanne war der Unterschied zu groß, als daß ein Rohan von diesem Schlag zu kämpfen sich die Mühe gegeben hätte.

Sobald der Kampf begonnen hatte, hütete sich Jeanne, welche ihre scheinbar geringere Kraft fühlte, auch wohl, ihre wirkliche Ueberlegenheit sehen zu lassen; sie spielte beständig die gefallsüchtige Provinzialin, sie spielte das einfältige Weib, um sich einen auf seine Stärke vertrauenden und darum in seinen Angriffen schwachen Gegner zu erhalten.

Der Cardinal, der bei ihr alle Bewegungen erlauert hatte, die sie nicht zu bewältigen im Stande gewesen war, hielt sie für berauscht von der Gegenwart, die er ihr geschaffen; sie war es in der That, denn die Gegenwart stand nicht nur über ihren Hoffnungen, sondern sogar über ihren Anmaßungen.

Nur vergaß er, daß er unter dem Ehrgeiz und dem Stolz einer Frau wie Jeanne war.

Was bei ihr bald den Rausch zerstreute, war die Folge neuer Wünsche und Begierden, welche unmittelbar an die Stelle der alten traten.

„Auf!“ sagte der Cardinal, während er der Gräfin ein Glas Cyperwein in einen kleinen Kelch von Krystall mit goldenen Sternen goß, „auf, da Sie Ihren

Vertrag mit mir unterzeichnet haben, schmollen Sie mir nicht mehr, Gräfin."

„Ihnen schmollen, oh! nein."

„Sie werden mich also zuweilen hier ohne zu großes Widerstreben empfangen?"

„Nie werde ich so undankbar sein, zu vergessen, daß Sie hier in Ihrem Hause sind, Monseigneur."

„In meinem Hause? Tollheit!"

„Nein, nein, in Ihrem Hause, sehr in Ihrem Hause."

„Ah! wenn Sie mir entgegen sind . . . nehmen Sie sich in Acht!"

„Nun! was wird geschehen?"

„Ich werde Ihnen andere Bedingungen auferlegen."

„Ah! nehmen Sie sich ebenfalls in Acht!"

„Wovor?"

„Vor Allem."

„Sprechen Sie."

„Ich bin in meinem Hause."

„Und . . ."

„Und wenn ich Ihre Bedingungen unvernünftig finde, so rufe ich meine Leute."

Der Cardinal lachte.

„Nun! Sie sehen?" sagte sie.

„Ich sehe gar nichts," erwiederte der Cardinal.

„Doch, Sie sehen wohl, daß Sie meiner spotteten."

„Wie so?"

„Sie lachen!"

„Das ist der Augenblick, wie mir scheint."

„Ja, es ist der Augenblick, denn Sie wissen wohl, daß, wenn ich meine Leute riefe, diese nicht kämen."

„Oh! doch, der Teufel soll mich holen."

„Pfui! Monseigneur."

„Was habe ich denn gethan?"

„Sie haben geflucht, Monseigneur."

„Ich bin nicht mehr Cardinal hier, Gräfin; ich bin bei Ihnen, das heißt im Glück."

Und er lachte abermals.

„Ah! das ist entschieden ein vortrefflicher Mensch,“ dachte die Gräfin.

„Ei! sagen Sie,“ sprach plötzlich der Cardinal, als ob ein Gedanke, der sehr weit von seinem Geiste entfernt, zufällig in diesen zurückgekehrt wäre, „was erzählten Sie mir doch neulich von jenen zwei wohlthätigen Damen, von den zwei Deutschen?“

„Von den zwei Damen mit dem Portrait?“ erwiederte Jeanne, welche, da sie die Königin gesehen, die Parade erlangte und sich zum Gegenstoß bereit hielt.

„Ja, von den Damen mit dem Portrait.“

„Monseigneur,“ antwortete Jeanne, den Cardinal anschauend, „Sie kennen sie ebenso gut und sogar besser als ich, darauf wette ich.“

„Ich? Oh! Gräfin, Sie thun mir Unrecht. Wünschten Sie nicht, wie es schien, zu wissen, wer sie sind?“

„Allerdings, mich dünkt, es ist sehr natürlich, daß man seine Wohlthäterinnen kennen zu lernen wünscht.“

„Nun, wenn ich wüßte, wer sie sind, so wüßten Sie es auch schon.“

„Herr Cardinal, Sie kennen diese Damen, sage ich Ihnen.“

„Nein.“

„Noch ein Nein, und ich nenne Sie einen Lügner.“

„Oh! und ich räche mich für die Beleidigung.“

„Wie? wenn ich fragen darf.“

„Dadurch, daß ich Sie küsse.“

„Mein Herr Botschafter am Hofe zu Wien, mein Herr Freund der Kaiserin Maria Theresia, mir scheint, wenn es nicht sehr unähnlich ist, mußten Sie das Portrait Ihrer Freundin erkennen.“

„Wie, in der That, Gräfin, es war das Portrait von Maria Theresia?“

„Oh! spielen Sie doch den Unwissenden, Herr Diplomat.“

„Nun denn, wenn dem so wäre, wenn ich die Kaiserin Maria Theresia erkannt hätte, wohin würde uns das führen?"

„Ist das Portrait von Maria Theresia von Ihnen erkannt worden, so müssen Sie einen Verdacht in Beziehung auf die Frauen haben, denen ein solches Portrait gehört."

„Aber warum soll ich denn das wissen?" versetzte der Cardinal ziemlich unruhig.

„Ah! weil es nicht sehr gewöhnlich ist, das Portrait einer Mutter zu sehen; denn bemerken Sie wohl, daß dieses Portrait das Portrait einer Mutter und nicht einer Kaiserin ist, in anderen Händen, als in den Händen . . ."

„Vollenden Sie."

„Als in den Händen einer Tochter."

„Die Königin!" rief Louis von Rohan mit einer Wahrheit der Betonung, von der Jeanne bethört wurde. „Die Königin! Ihre Majestät wäre bei Ihnen gewesen?"

„Wie! hatten Sie nicht errathen, daß sie es war, mein Herr?"

„Mein Gott! nein," sprach der Cardinal mit vollkommen einfachem Ton; „es ist in Deutschland Gewohnheit, daß die Portraits der regierenden Fürsten von Familie zu Familie übergehen. Ich, zum Beispiel. der ich mit Ihnen spreche, bin weder der Sohn, noch der Bruder, noch sogar ein Verwandter von Maria Theresia, und habe dennoch ein Portrait von ihr bei mir."

„Sie haben ein Portrait von ihr bei sich, Monseigneur?"

„Sehen Sie," sprach kalt der Cardinal.

Und er zog aus seiner Tasche eine Tabatière und zeigte sie Jeanne.

„Sie sehen wohl," fügte er bei, „daß wenn ich dieses Portrait habe, ich, der ich mich, wie ich Ihnen sagte, nicht der Ehre erfreue, von der kaiserlichen

Familie zu sein, ein Anderer, als ich, es bei Ihnen kann vergessen haben, ohne deshalb dem erhabenen Hause Oesterreich anzugehören."

Jeanne schwieg verlegen. Sie besaß alle Instincte der Diplomatie, aber die Praxis fehlte ihr noch.

„Ihrer Ansicht nach," fuhr der Prinz Louis fort, „Ihrer Ansicht nach ist es also die Königin Marie Antoinette, die Ihnen Besuch gemacht hat?"

„Die Königin mit einer andern Dame."

„Frau von Polignac?"

„Ich weiß es nicht."

„Frau von Lamballe?"

„Eine sehr schöne und sehr ernste junge Frau."

„Fräulein von Taverney vielleicht?"

„Es ist möglich, ich kenne sie nicht."

„Hat Ihnen Ihre Majestät einen Besuch gemacht, so sind Sie nun der Protection der Königin sicher. Das ist ein großer Schritt zu Ihrem Glück."

„Ich denke so, Monseigneur."

„Ihre Majestät, verzeihen Sie mir diese Frage, ist sie freigebig gegen Sie gewesen?"

„Sie hat mir ungefähr hundert Louisd'or gegeben."

„Oh! Ihre Majestät ist nicht reich, besonders in diesem Augenblick."

„Das verdoppelt meine Dankbarkeit."

„Und hat sie Ihnen eine besondere Theilnahme bezeigt?"

„Eine ziemlich lebhafte."

„Dann geht Alles gut," sprach nachdenkend der Prälat, der den Schützling vergaß, um an die Beschützerin zu denken, „Sie haben nur noch Eines zu thun."

„Was?"

„Sich Eintritt in Versailles zu verschaffen."

Die Gräfin lächelte.

„Ah! verhehlen wir es uns nicht, Gräfin, hierin liegt die wahre Schwierigkeit."

Die Gräfin lächelte zum zweiten Mal, aber auf eine bezeichnendere Weise, als das erste Mal.

Der Cardinal lächelte ebenfalls.

„In der That," sagte er, „Ihr Leute aus der Provinz zweifelt nie an Etwas. Weil Sie Versailles mit Gittern, die sich öffnen, und mit Treppen, die man hinaufsteigt, gesehen haben, bilden Sie sich ein, Jedermann öffne diese Gitter und Jedermann steige die Treppen hinauf. Haben Sie alle die Ungeheuer von Erz, Marmor oder Blei gesehen, mit denen der Park und die Terrassen von Versailles ausgestattet sind?"

„Ja, Monseigneur."

„Die Hippogryphen, die Chimären, die Gorgonen und andere bösartige Thiere, die es dort zu Hunderten gibt: nun wohl! denken Sie sich zehnmal mehr boshafte lebendige Thiere zwischen den Fürsten und ihren Wohlthaten, als Sie fabricirte Ungeheuer zwischen den Blumen des Gartens und den Vorübergehenden gesehen haben."

„Eure Eminenz würde mir wohl zum Uebergang in die Reihen dieser Ungeheuer verhelfen, wenn sie mir den Weg versperrten?"

„Ich würde es versuchen, doch es dürfte mir viel Beschwerden machen. Und vor Allem, wenn Sie meinen Namen aussprächen, wenn Sie Ihren Talisman entdeckten, so wäre er Ihnen nach Verlauf von zwei Besuchen unnütz geworden."

„Zum Glück bin ich von dieser Seite durch die unmittelbare Protection der Königin gesichert," sagte die Gräfin, „und wenn ich in Versailles eindringe, so komme ich mit dem guten Schlüssel hinein."

„Welchen Schlüssel meinen Sie, Gräfin?"

„Ah! Herr Cardinal, das ist mein Geheimniß... Nein, ich irre mich; wenn es mein Geheimniß wäre, so würde ich es Ihnen sagen, denn vor meinem liebenswürdigen Beschützer will ich nichts verborgen halten."

„Es gibt hier ein Aber, Gräfin?"

„Leider, ja, Monseigneur, es gibt ein Aber . . . da es aber nicht mein Geheimniß ist, so bewahre ich es. Es genüge Ihnen, zu wissen . . ."

„Was denn?"

„Daß ich mich morgen nach Versailles begeben werde; daß man mich empfangen wird, und zwar, ich habe alle Ursache, dies zu glauben, gut empfangen wird, Monseigneur."

Der Cardinal schaute die junge Frau an, deren Entschiedenheit ihm wie eine etwas unmittelbare Folge der ersten Dünste des Abendbrods vorkam.

„Gräfin," sagte er lachend, „wir werden sehen, ob Sie hinein kommen."

„Werden Sie die Neugierde so weit treiben, daß Sie mir folgen lassen?"

„Ganz gewiß."

„Ich widerrufe nicht."

„Mißtrauen Sie, Gräfin, von morgen an erkläre ich Ihre Ehre dabei betheiligt, daß Ihnen der Eintritt in Versailles gestattet wird."

„In die kleinen Gemächer, ja, Monseigneur."

„Ich versichere Sie, Gräfin, daß Sie ein lebendiges Räthsel für mich sind."

„Eines von den kleinen Ungeheuern, die den Park von Versailles bewohnen?"

„Oh! nicht wahr, Sie halten mich für einen Mann von Geschmack?"

„Ja, gewiß, Monseigneur."

„Wohl denn, da ich hier vor Ihnen kniee, da ich Ihre Hand nehme und küsse, so kann ich nicht mehr glauben, ich drücke meine Lippen auf einen Greif oder lege meine Hand auf den Schwanz eines Schuppenfisches."

„Monseigneur," erwiederte Jeanne mit kaltem Tone, „ich bitte Sie inständig, erinnern Sie sich, daß ich weder eine Grisette, noch ein Mädchen von der Oper bin, das heißt, daß ich ganz mir gehöre, wenn ich nicht

meinem Gatten gehöre, und daß ich, da ich mich jedem Menschen in diesem Königreich gleich fühle, frei und nach meinem eigenen Willen an dem Tag, wo es mir beliebt, den Mann, der mir zu gefallen gewußt hat, nehmen werde. Achten Sie mich also ein wenig, Monseigneur, Sie werden damit den Adel achten, dem wir Beide angehören."

Der Cardinal erhob sich und sprach:

„Ah! gut, Sie wollen, daß ich Sie im Ernste liebe."

„Ich sage das nicht, Herr Cardinal, aber ich will Sie lieben. Glauben Sie mir, wenn der Augenblick gekommen ist, wenn er kommt, werden Sie es leicht errathen. Ich werde es Ihnen zu wissen thun, falls Sie es nicht selbst wahrnehmen würden, denn ich fühle mich jung genug, leidlich genug, um nicht befürchten zu müssen, ich könnte Avancen machen. Ein ehrlicher Mann wird mich nicht zurückstoßen."

„Gräfin," sprach der Cardinal, „ich versichere Sie, daß Sie mich lieben werden, wenn es nur von mir abhängt."

„Wir werden sehen."

„Nicht wahr, Sie hegen schon Freundschaft für mich?"

„Mehr."

„Wahrhaftig, dann haben wir den halben Weg zurückgelegt."

„Machen wir nicht Meilenschritte, gehen wir."

„Gräfin, Sie sind eine Frau, die ich anbeten würde . . ."

Und er seufzte.

„Die ich anbeten würde? . . ." sagte sie erstaunt, „wenn? . . ."

„Wenn Sie es erlaubten," beeilte sich der Cardinal zu antworten.

„Monseigneur, ich werde es Ihnen vielleicht erlauben, wenn mir das Glück lange genug zugelächelt hat, daß Sie es sich erlassen, vor mir auf die Kniee

zu fallen und mir so vor der Zeit die Hände zu küssen."

„Wie?"

„Ja, wenn ich einmal über Ihren Wohlthaten stehe, werden Sie nicht mehr argwöhnen, ich strebe nach Ihren Besuchen aus irgend einem Interesse; Ihre Absichten auf mich werden einen edleren Charakter annehmen, ich werde dabei gewinnen, Monseigneur, und Sie werden nichts dabei verlieren."

Sie stand abermals auf, denn sie hatte sich wieder gesetzt, um ihre Moral besser auszukramen.

„Damit schließen Sie mich in Unmöglichkeiten ein," sprach der Cardinal.

„Wie so?"

„Sie verhindern mich, Ihnen den Hof zu machen."

„Nicht im Geringsten; gibt es, um einer Frau den Hof zu machen, nur das Mittel der Kniebeugung und des Blendwerks?"

„Fangen wir rasch an, Gräfin. Was wollen Sie mir gestatten?"

„Alles, was mit meinem Geschmack und mit meinen Pflichten verträglich ist."

„Ho! ho! Sie nehmen da die zwei unbestimmtesten Gebiete, die es auf der Welt gibt."

„Sie haben Unrecht gehabt, mich zu unterbrechen, Monseigneur, ich war im Begriff, ein drittes beizufügen."

„Guter Gott! welches?"

„Das meiner Launen."

„Ich bin verloren."

„Sie weichen zurück?"

Der Cardinal unterlag in diesem Augenblick viel weniger der Richtung seines eigenen Gedankens, als der Zaubermacht dieses herausfordernden Weibes.

„Nein," sagte er, „ich werde nicht zurückweichen."

„Weder vor meinen Pflichten?"

„Noch vor Ihrem Geschmack, noch vor Ihren Launen."

„Der Beweis?“

„Sprechen Sie.“

„Ich will heute Abend auf den Ball der Oper gehen.“

„Das ist Ihre Sache, Gräfin, Sie sind frei wie die Luft, und ich weiß nicht, was Sie abhalten sollte, auf den Ball der Oper zu gehen.“

„Einen Augenblick Geduld, Monseigneur, Sie sehen nur die Hälfte meines Wunsches; die andere ist, daß Sie auch dahin kommen.“

„Ich! in die Oper . . . oh! Gräfin!“

Und der Cardinal machte eine Bewegung, welche, ganz einfach für einen gewöhnlichen Privatmann, für einen Rohan von diesem Rang ein ungeheurer Sprung war.

„Oh! wie Sie mir schon zu gefallen suchen!“ sagte die Gräfin.

„Ein Cardinal geht nicht auf den Ball der Oper, Gräfin; das ist, als schlüge ich Ihnen vor, in eine Gassenschenke zu gehen.“

„Nicht wahr, ein Cardinal tanzt auch nicht?“

„Oh! . . . nein.“

„Nun, warum habe ich denn gelesen, der Herr Cardinal von Richelieu habe eine Sarabande getanzt?“

„Vor Anna von Oesterreich,“ entschlüpfte dem Prinzen.

„Es ist wahr, vor einer Königin,“ sprach Jeanne, den Cardinal fest anschauend. „Wohl! Sie würden das vielleicht für eine Königin thun . . .“

Der Prinz konnte sich, so gewandt, so stark er auch war, des Erröthens nicht erwehren.

Hatte das boshafte Geschöpf Mitleid mit seiner Verlegenheit, dünkte es ihm zuträglich, dieses Mißbehagen nicht zu verlängern, rasch fügte die Gräfin bei:

„Warum sollte ich mich nicht verletzt fühlen, ich, die Sie mit Betheuerungen überströmen, wenn ich sehe, daß Sie mich weniger schätzen, als eine Königin, wenn es sich darum haudelt, unter einem Domino und unter

einer Larve verborgen zu sein, wenn es sich darum handelt, in meinem Geiste mit einer Gefälligkeit, die ich nicht genug anzuerkennen vermöchte, einen von jenen Riesenschritten zu thun, mit denen sich Ihr Meilenschritt von vorhin nie zu messen vermöchte."

Glücklich, so wohlfeilen Kaufes durchzukommen, glücklich besonders über den beständigen Sieg, den ihn die Geschicklichkeit von Jeanne bei jeder Unbesonnenheit davontragen ließ, ergriff der Cardinal die Hand der Gräfin und drückte sie voll Inbrunst.

„Für Sie Alles, selbst das Unmögliche," sprach er.

„Meinen Dank, Monseigneur, der Mann, der dieses Opfer für mich gebracht hat, ist ein sehr kostbarer Freund, ich entbinde Sie der Frohne, nun, da Sie sich derselben unterzogen haben."

„Nein, nein, nur derjenige kann den Lohn fordern, welcher seine Aufgabe vollbracht hat. Gräfin, ich folge Ihnen, doch im Domino."

„Wir fahren in die Rue Saint-Denis, die in der Nähe des Opernhauses ist; ich trete verlarvt in ein Magazin und kaufe für Sie Domino und Maske; Sie kleiden sich im Wagen . . ."

„Gräfin, wissen Sie, daß dies eine reizende Partie ist?"

„Oh! Monseigneur, Sie sind von einer Güte gegen mich, die mich ganz verwirrt macht. Doch ich bedenke, vielleicht hätte Eure Excellenz im Hotel Rohan einen Domino gefunden, der mehr nach ihrem Geschmack gewesen wäre, als der, welchen wir kaufen wollten."

„Das ist eine unverzeihliche Bosheit, Gräfin. Wenn ich auf den Ball der Oper gehe, so glauben Sie mir Eines . . ."

„Was, Monseigneur?"

„Daß ich ebenso erstaunt sein werde, mich dort zu sehen, als Sie es waren, unter vier Augen mit einem andern Mann, als Ihrem Gatten, zu Nacht zu speisen."

Jeanne fühlte, daß sie nichts zu antworten hatte; sie dankte.

Ein Wagen ohne Wappen nahm vor der kleinen Hausthüre die zwei Flüchtlinge auf und schlug in scharfem Trab den Weg nach den Boulevards ein.

XXII.

Einige Worte über die Oper.

Die Oper, dieser Tempel des Vergnügens in Paris, war im Monat Juni 1781 abgebrannt.

Zwanzig Personen waren unter den Trümmern umgekommen, und da dieses Unglück sich seit achtzehn Jahren zum zweiten Mal ereignete, so erschien der gewöhnliche Ort der Oper, das Palais Royal, als unheilvoll für die Pariser Freuden und eine königliche Ordonnanz wies ihr eine andere Stelle in einem minder centralen Quartier an.

Sie gereichte den Nachbarinnen zur Beängstigung diese Stadt von Leinwand und weißem Holz, von Cartons und Malereien. Gesund und wohlbehalten entflammte die Oper die Herzen der Geldmänner und der Leute von Stand, verrückte sie Vermögen und Rang. Die Oper im Brand konnte ein Quartier, die ganze Stadt zerstören. Es handelte sich nur um einen Windstoß.

Die Oertlichkeit, die man wählte, war die Porte-Saint-Martin. Der König, den es peinigte, daß er seine gute Stadt Paris lange der Oper entbehren sehen sollte, wurde traurig, wie er es immer wurde, wenn die Getreidezufuhren nicht ankamen, oder wenn der Brodpreis sieben Sous für vier Pfund überstieg.

Man mußte den ganzen alten Adel und die ganze junge Rechtsgelehrsamkeit, das ganze Militär und die ganze Geldaristokratie durch diese Leere des Nachmittags aus dem Geleise gebracht sehen, man mußte auf den

Promenaden die Gottheiten ohne Zufluchtsort von den untersten Stufen bis zur ersten Sängerin umherirren sehen.

Um den König und auch ein wenig die Königin zu trösten, ließ man Ihre Majestäten einen Baumeister, Herrn Lenoir, sehen, der Wunderdinge versprach.

Dieser galante Mann hatte neue Pläne, ein so vollkommenes Circulationssystem, daß selbst im Fall eines Brandes Niemand in den Gängen erstickt werden könnte. Er öffnete acht Thüren für die Flüchtlinge, abgesehen von einem ersten Stock mit fünf breiten und so niedrigen Fenstern, daß selbst die Feigsten auf das Boulevard springen konnten, ohne etwas Anderes als Verrenkungen zu befürchten.

Herr Lenoir gab, um den schönen Saal von Moreau und die Gemälde von Durameaux zu ersetzen, ein Gebäude von sechsundneunzig Fuß Façade auf dem Boulevard, eine Façade geschmückt mit acht Karyatiden, die an Pfeiler angelehnt waren, um drei Eintrittsthore zu bilden; acht auf der Unterlage ruhende Säulen; ein Basrelief über den Kapitälern; einen Balcon mit drei mit Archivolten verzierten Kreuzstöcken.

Die Scene sollte sechsunddreißig Fuß Oeffnung, das Theater zweiundsiebenzig Fuß Tiefe und vierundachtzig in seiner Breite von einer Mauer zur andern haben.

Die Foyers sollten mit Spiegeln von einer einfachen, aber edeln Decoration geschmückt werden.

In der ganzen Breite des Saales, unter dem Orchester, würde Herr Lenoir einen Raum von zwölf Fuß für ein ungeheures Reservoir und zwei Hauptpumpen bestimmen, für deren Bedienung zwanzig Mann aufgestellt sein sollten.

Um das Maß voll zu machen, verlangte der Baumeister fünfundsiebenzig Tage und fünfundsiebenzig Nächte, wonach der Saal dem Publikum übergeben werden sollte, nicht eine Stunde mehr oder weniger.

Dieser letzte Artikel schien eine Gasconnade zu sein;

man lachte Anfangs viel darüber, aber der König machte seine Berechnung mit Herrn Lenoir und bewilligte Alles.

Herr Lenoir schritt zum Werke und hielt sein Versprechen. Der Saal war in der verabredeten Frist vollendet.

Doch das Publikum, das nie befriedigt oder beruhigt ist, bedachte nun, der Saal sei von Holz gebaut, das einzige Mittel, schnell zu bauen, die Schnelligkeit sei aber eine Bedingung der Schwäche und die neue Oper folglich nicht solid. Dieses Theater, nach dem man so sehr geseufzt, das die Neugierigen Balken für Balken sich hatten erheben sehen, dieses Monument, zu dem jeden Abend, um seine Zunahme zu beschauen und sich zum Voraus seinen Platz darin zu bestimmen, ganz Paris geströmt war — Niemand wollte hinein, als es vollendet. Die Verwegensten, die Wahnsinnigsten nahmen ihre Billets zu der ersten Vorstellung von A d e l e v o n P a n t h i e u, Musik von Piccini, machten aber zu gleicher Zeit ihr Testament.

Als dies der Baumeister sah, nahm er seine Zuflucht zum König, der ihm eine Idee gab.

„Die Feigherzigen in Frankreich sind die Leute, welche bezahlen," sagte Seine Majestät; „diese wollen Ihnen wohl eine Rente von zehntausend Livres geben und sich im Gedränge ersticken lassen, aller sie wollen sich nicht der Gefahr aussetzen, unter den einstürzenden Plafonds begraben zu werden. Lassen Sie mir diese Leute und laden Sie nur die Muthigen ein, welche nicht bezahlen. Die Königin hat mir einen Dauphin geschenkt, die Stadt schwimmt in Freude. Lassen Sie ankündigen, zur frohen Feier der Geburt meines Sohnes werde die Oper durch ein Schauspiel mit freiem Eintritt eröffnet, und wenn zweitausendfünfhundert zusammengehäufte Personen, das heißt, eine Mittelsumme von dreimalhunderttausend Pfund ihnen nicht genügen, um die Solidität zu beweisen, so bitten Sie alle diese kräftigen Bursche, sich ein wenig zu rühren; Sie wissen, Herr Lenoir, daß sich das Gewicht verfünffacht, wenn es um vier Zoll fällt. Ihre zwei-

tausend fünfhundert Brave werden fünfzehntausend Centner wiegen, wenn Sie sie tanzen lassen; geben Sie also einen Ball nach dem Schauspiel."

„Sire, ich danke," erwiederte der Architekt.

„Zuvor bedenken Sie aber, das wird schwer sein."

„Sire, ich bin meiner Sache sicher und werde auf diesen Ball gehen."

„Ich," sagte der König, „ich verspreche Ihnen, der zweiten Vorstellung beizuwohnen."

Der Baumeister befolgte den Rath des Königs. Man spielte Adele von Panthieu vor dreitausend Plebejern, welche mehr Beifall klatschten, als Könige.

Diese Plebejer wollten wohl nach dem Schauspiel tanzen und sich bedeutend belustigen. Sie verzehnfachten ihr Gewicht, statt es zu verfünffachen.

Nichts rührte sich im Saal.

Hätte man ein Unglück zu befürchten gehabt, so wäre es bei den nachfolgenden Vorstellungen gewesen, denn die Furchtsamen der hohen Stände füllten diesen Saal, in den sich zum Ball drei Jahre nach seiner Eröffnung der Herr Cardinal von Rohan und Frau von La Mothe begaben.

Dies war der Eingang, den wir unsern Lesern schuldig, nun aber suchen wir unsere Personen wieder auf.

XXIII.

Der Ball der Oper.

Der Ball hatte seinen höchsten Glanzpunkt erreicht, als der Cardinal Louis von Rohan und Frau von La Mothe verstohlen, der Prälat wenigstens, unter die Tausende von Masken und Domino's aller Art schlüpften.

Sie waren bald von der Menge umhüllt, unter der

sie verschwanden, wie in den großen Wirbeln die, einen Augenblick von den Spaziergängern am Ufer bemerkten, dann aber von der Strömung fortgerissenen Wirbelchen verschwinden.

Seite an Seite, so viel man sich in einem solchen Gedränge neben einander halten konnte, versuchten es zwei Dominos, ihre Kräfte vereinigend, der Gewalt zu widerstehen; da sie aber sahen, daß sie nicht hiezu gelangen konnten, so entschlossen sie sich, eine Zuflucht unter der Loge der Königin zu nehmen, wo die Menge weniger zusammengedrängt war und wo ihnen überdies die Wand einen Anlehnungspunkt bot.

Schwarzer Domino und weißer Domino, der eine groß, der andere von mittlerer Gestalt; der eine Mann, der andere Weib; der eine die Arme bewegend, der andere den Kopf hin und her drehend.

Diese zwei Dominos überließen sich offenbar einem sehr belebten Gespräch.

Horchen wir.

„Ich sage Dir, Oliva, daß Du Jemand erwartest," wiederholte der Größere, „Dein Hals ist kein Hals mehr, es ist die Stütze einer Wetterfahne, die sich nicht nur nach jedem Winde, sondern nach Jedem, der da kommt, dreht."

„Nun! und dann?"

„Wie! und dann?"

„Ja, was ist da zu staunen, daß mein Kopf sich dreht? Bin ich nicht deshalb hier?"

„Ja, wenn Du ihn aber den Andern verdrehst!"

„Ei! warum geht man denn in's Opernhaus?"

„Aus tausend Gründen."

„Oh! ja, die Männer, doch die Frauen kommen nur aus einem einzigen."

„Aus welchem?"

„Ich habe es Dir schon gesagt, um so viel als möglich Köpfe zu verdrehen. Du hast mich auf den Ball der Oper geführt. Hier bin ich, füge Dich."

„Mademoiselle Oliva!"

„Oh! stimme nicht Deinen hochmüthigen Ton an. Es ist Dir längst bekannt, daß mir das nicht bange macht, und enthalte Dich besonders, mich bei meinem Namen zu nennen. Du weißt, daß es nichts Geschmackloseres gibt, als die Leute auf einem Ball der Oper bei ihrem Namen zu nennen."

Der schwarze Domino machte eine Geberde des Zorns, die plötzlich durch die Ankunft eines blauen, ziemlich dicken, ziemlich großen Dominos von schöner Tournure unterbrochen wurde.

„Sachte, sachte, mein Herr," sagte der Ankömmling, „lassen Sie doch Madame sich nach ihrem Belieben belustigen. Was Teufels! es ist nicht alle Tage Mittfasten und man kommt nicht bei allen Mittfasten auf den Ball der Oper."

„Mischen Sie sich in das, was Sie angeht," entgegnete brutal der schwarze Domino.

„Ei! mein Herr," versetzte der blaue Domino, „erinnern Sie sich doch einmal für allemal, daß ein wenig Höflichkeit nie etwas verdirbt."

„Ich kenne Sie nicht," antwortete der schwarze Domino, „warum des Teufels sollte ich mir bei Ihnen Zwang anthun?"

„Sie kennen mich nicht, es mag sein; aber . . ."

„Aber, was?"

„Aber ich kenne Sie, Herr von Beausire."

Als er seinen Namen aussprechen hörte, er, der so leicht die Namen Anderer aussprach, bebte der schwarze Domino, eine Empfindung, die an den wiederholten Zuckungen seiner seidenen Capuze sichtbar war.

„Oh! haben Sie keine Angst, Herr von Beausire," sprach die Maske, „ich bin nicht das, was Sie denken."

„Ei! bei Gott, was denke ich denn? Werden Sie, der Sie die Namen errathen, sich nicht hiemit begnügen, oder sollten Sie die Anmaßung haben, auch die Gedanken errathen zu wollen?"

„Warum nicht?"

„Dann errathen Sie doch ein wenig, was ich denke.

Ich habe noch nie einen Zauberer gesehen, und es würde mir wahrhaftig Vergnügen machen, einen zu treffen."

„Oh! was Sie von mir verlangen, ist nicht so schwierig, daß ich damit einen Titel verdienen sollte, den Sie so leicht zu bewilligen scheinen."

„Sagen Sie es immerhin."

„Nein, finden Sie etwas Anderes."

„Das genügt mir. Errathen Sie."

„Sie wollen es?"

„Ja."

„Wohl, Sie haben mich für einen Agenten von Herrn von Crosne gehalten."

„Von Herrn von Crosne?"

„Ja, Sie kennen, bei Gott! nichts Anderes, von Herrn von Crosne, dem Polizeilieutenant."

„Mein Herr . . ."

„Gemach, mein lieber Herr Beausire; man sollte in der That glauben, Sie suchten einen Degen an Ihrer Seite."

„Gewiß suche ich ihn."

„Alle Teufel! welch eine kriegerische Natur. Doch fassen Sie sich, mein lieber Herr Beausire, Sie haben Ihren Degen zu Hause gelassen, und daran haben Sie wohl gethan. Sprechen wir von etwas Anderem. Wollen Sie mir gefälligst den Arm von Madame überlassen?"

„Den Arm von Madame?"

„Ja, von Madame. Das geschieht, wie mir scheint, auf dem Ball der Oper. Oder sollte ich etwa aus Ostindien kommen?"

„Allerdings geschieht das, mein Herr, wenn es dem Cavalier gefällig ist."

„Es genügt zuweilen, daß es der Dame beliebt, mein lieber Herr von Beausire."

„Verlangen Sie den Arm auf längere Zeit?"

„Ah! mein lieber Herr Beausire, Sie sind sehr neugierig: vielleicht auf zehn Minuten, vielleicht auf eine Stunde, vielleicht für die ganze Nacht."

„Gehen Sie doch, mein Herr, Sie spotten meiner."

„Lieber Herr, antworten Sie ja oder nein. Ja oder nein, wollen Sie mir den Arm von Madame geben?“

„Nein.“

„Ah! ah! spielen Sie nicht den Schlimmen.“

„Warum?“

„Weil es, da Sie eine Maske haben, unnöthig ist, zwei zu nehmen.“

„Mein Gott, mein Herr! . . .“

„Sehen Sie, wie Sie sich erzürnen, Sie, der Sie vorhin so sanft waren.“

„Wo dies?“

„In der Rue Dauphine.“

„Rue Dauphine?“ rief Beausire erstaunt.

Oliva brach in ein Gelächter aus.

„Schweigen Sie, Madame,“ fletschte sie der schwarze Domino an.

Dann sich gegen den blauen Domino wendend:

„Ich begreife nicht, was Sie mir da sagen. Intriguiren Sie mich auf eine ehrliche Weise, wenn es Ihnen möglich ist.“

„Mein lieber Herr, mir scheint, nichts ist ehrlicher, als die Wahrheit, nicht so, Mademoiselle Oliva?“

„Ei! ei!“ versetzte diese, „Sie kennen mich also auch?“

„Hat Sie dieser Herr nicht so eben ganz laut bei Ihrem Namen genannt?“

„Und die Wahrheit,“ sagte Beausire, wieder auf das vorhergehende Gespräch zurückkommend, „und die Wahrheit ist . . .“

„Daß Sie in dem Augenblick, wo Sie diese arme Dame umzubringen im Begriff waren, denn Sie wollten sie vor einer Stunde umbringen, beim Klange von etlichen und zwanzig Louisd'or inne gehalten haben.“

„Genug, mein Herr.“

„Es sei; geben Sie mir aber den Arm von Madame, da Sie genug haben.“

„Oh! ich sehe wohl,“ murmelte Beausire, „ich sehe, daß Madame und Sie . . .“

„Nun, Madame und ich?“

„Sie verstehen sich.“
„Ich schwöre Ihnen, daß das nicht der Fall ist.“
„Oh! wie kann man so sprechen?“ rief Oliva.
„Und überdies . . .“ fügte der blaue Domino bei.
„Wie, überdies?“
„Wenn wir uns verstehen würden, so wäre es nur zu Ihrem Besten.“
„Zu meinem Besten?“
„Gewiß.“
„Wenn man etwas behauptet, beweist man es auch,“ sprach Beausire mit einem Cavalierston.
„Gern.“
„Ah! ich wäre begierig.“
„Gut,“ fuhr der blaue Domino fort, „ich werde also beweisen, daß Ihre Gegenwart hier Ihnen ebenso schädlich ist, als Ihre Abwesenheit für Sie nützlich wäre.“
„Für mich?“
„Ja, für Sie.“
„Ich bitte, in welcher Hinsicht?“
„Nicht wahr, Sie sind Mitglied einer gewissen Academie?“
„Ich?“
„Oh! ärgern Sie sich nicht, ich spreche nicht von der französischen Academie.“
„Academie . . . Academie . . .“ brummelte der Ritter von Oliva.
„Rue du Pot-de-Fer, einen Stock über dem Erdgeschoß, ist es so, mein lieber Herr von Beausire?“
„St!“
„Bah!“
„Ja, stille! Oh! wie unangenehm machen Sie sich doch!“
„Man sagt das nicht.“
„Warum nicht?“
„Weil das nicht Ihr Ernst ist. Kommen wir also auf die Academie zurück.“
„Nun?“
Der blaue Domino zog seine Uhr, eine schöne, mit

Brillanten verzierte Uhr, auf die sich wie zwei entflammte Linsen die zwei Augensterne von Beausire hefteten.

„Nun?" wiederholte der Letztere.

„Wohl, in einer Viertelstunde, mein lieber Herr von Beausire, wird man in Ihrer Academie der Rue du Pot-de-Fer ein kleines Project verhandeln, das darauf abzielt, einen Vortheil von zwei Millionen den wahren Verbündeten zu geben, von denen Sie Einer sind, Herr von Beausire."

„Und von denen Sie auch Einer sind, sind Sie nicht gar etwa . . ."

„Vollenden Sie."

„Sind Sie nicht gar ein Polizeispion."

„Ich hielt Sie in der That für einen Mann von Geist, Herr von Beausire, zu meinem Schmerz sehe ich aber, daß Sie nur ein Dummkopf sind; wäre ich von der Polizei, so hätte ich Sie schon zehnmal wegen gewisser Angelegenheiten verhaftet, die minder ehrenhaft sind, als die Speculation mit den zwei Millionen, die man in der Academie in einigen Minuten verhandeln wird."

Beausire dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Zum Teufel, wenn Sie nicht Recht haben."

Doch sich anders besinnend, fügte er bald bei:

„Ah! mein Herr, Sie schicken mich in die Rue du Pot-de-Fer."

„Ich schicke Sie in die Rue du Pot-de-Fer."

„Ich weiß wohl, warum."

„Sprechen Sie."

„Um mich dort packen zu lassen. Doch ich bin kein solcher Narr."

„Abermals eine Dummheit."

„Mein Herr . . ."

„Allerdings; habe ich die Macht, zu thun, was Sie sagen, habe ich die noch größere Macht, zu errathen, was in Ihrer Academie angesponnen wird, warum bitte ich Sie dann um die Erlaubniß, mich mit Madame zu unterhalten? Nein. In diesem Fall ließe ich Sie auf

der Stelle verhaften, und wir wären Ihrer entledigt, Madame und ich; doch im Gegentheil, Alles durch die Sanftmuth und die Ueberredung, das ist mein Wahlspruch."

„Ah!" rief plötzlich Beausire, indem er den Arm von Oliva losließ, „Sie waren vor zwei Stunden auf dem Sopha von Madame! Rasch! antworten Sie."

„Welchen Sopha meinen Sie?" fragte der blaue Domino, den Oliva leicht in die Spitze des kleinen Fingers kneipte, „ich kenne, was Sophas betrifft, nur den von Herrn Crebillon, dem Sohn."

„Im Ganzen ist mir das gleich," sagte Beausire, „Ihre Gründe sind gut, mehr brauche ich nicht. Ich sage gut, vortrefflich hätte ich sagen sollen. Nehmen Sie also den Arm von Madame, und haben Sie einem wackeren Mann schlimm mitgespielt, so erröthen Sie."

Der blaue Domino lachte bei dem Beiwort wackerer Mann, womit sich Beausire so freigebig beehrte; dann schlug er ihm auf die Schulter und sprach:

„Schlafen Sie ruhig, indem ich Sie dorthin schicke, mache ich Ihnen ein Geschenk von einem Theil von wenigstens hunderttausend Livres; denn wenn Sie heute Abend nicht in die Academie gingen, so würden Sie nach der Gewewohnheit Ihrer Verbündeten von der Theilung ausgeschlossen, während, wenn Sie dahin gehen . . ."

„Gut! es sei, alles Glück!" murmelte Beausire.

Und er grüßte mit einer Pirouette und verschwand.

Der blaue Domino nahm Besitz von dem durch das Verschwinden von Beausire erledigten Arm von Oliva.

„Nun zu uns Beiden," sagte diese. „Ich ließ Sie ganz nach Ihrem Belieben den armen Beausire intriguiren, aber ich bemerke Ihnen zum Voraus, daß ich schwerer außer Fassung zu bringen sein werde, ich, die ich Sie kenne. Da es sich nun um eine Fortsetzung handelt, so finden Sie mir hübsche Dinge, oder . . ."

„Ich kenne keine hübscheren Dinge, als Ihre Geschichte, meine liebe Mademoiselle Nicole," erwiederte der blaue Domino, indem er auf eine angenehme Weise den

runden Arm der jungen Frau preßte, die bei dem Namen, den ihr die Maske in's Ohr geflüstert, einen unterdrückten Schrei von sich gab.

Doch als eine Person, die sich nicht leicht durch Ueberrumpelung fangen ließ, erholte sie sich bald wieder und fragte:

„O mein Gott! was für ein Name ist das? Nicole!... Soll ich damit gemeint sein? Wollen Sie mich zufällig mit diesem Namen bezeichnen? In diesem Fall machen Sie Schiffbruch, indem Sie aus dem Hafen auslaufen, Sie scheitern beim ersten Felsen. Ich heiße nicht Nicole."

„Nun weiß ich es, nun heißen Sie Nicole. Nicole roch zu sehr nach der Provinz. Es ist mir bekannt, es sind zwei Weiber in Ihnen, Oliva und Nicole. Wir werden sogleich von Oliva sprechen, zuerst aber sprechen wir von Nicole. Haben Sie die Zeit vergessen, wo Sie auf diesen Namen antworteten? Ich glaube es nicht. Ah! mein liebes Kind, wenn man einen Namen als Mädchen geführt hat, so ist es immer dieser, welchen man bewahrt, wenn nicht äußerlich, doch wenigstens im Grunde seines Herzens, was auch der andere Name sein mag, den man anzunehmen genöthigt gewesen, um den ersten vergessen zu machen. Arme Oliva! Glückliche Nicole!"

Eine Woge von Masken stieß in diesem Augenblick wie vom Sturme gepeitscht an die mit den Armen verschlungenen Spaziergänger, und Nicole oder Oliva war gleichsam wider Willen genöthigt, sich noch enger als zuvor an ihren Gefährten anzuschmiegen.

„Sehen Sie," sagte dieser, „sehen Sie die ganze buntscheckige Menge; sehen Sie alle diese Gruppen, die sich einander unter den Capuzen pressen, um die Worte der Galanterie oder der Liebe, die sie austauschen, zu verschlingen; sehen Sie diese Gruppen, die sich, die einen mit Gelächter, die andern mit Vorwürfen, zusammenballen oder auflösen. Alle diese Leute haben vielleicht ebenso viel Namen, als Sie, und es sind Viele unter ihnen, die ich in Erstaunen setzen würde, sagte ich ihnen die

Namen, deren sie sich erinnern, während sie glauben, man habe sie vergessen."

„Sie haben gesagt, arme Oliva . . ."

„Ja."

„Sie halten mich also nicht für glücklich!"

„Es wäre schwer für Sie, mit einem Menschen wie Beausire glücklich zu sein."

Oliva stieß einen Seufzer aus.

„Ich bin es auch nicht," sagte sie.

„Sie lieben ihn jedoch?"

„Oh! mit Vernunft."

„Wenn Sie ihn nicht lieben, verlassen Sie ihn."

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil ich ihn nicht so bald verlassen hätte, als ich es bedauern würde."

„Sie würden es bedauern?"

„Ich befürchte es."

„Und was würden Sie denn bei einem Trunkenbold, bei einem Spieler, bei einem Menschen bedauern, der Sie schlägt, bei einem Gauner, der eines Tages auf der Grève gerädert werden wird?"

„Sie werden vielleicht nicht begreifen, was ich Ihnen sage."

„Sagen Sie es immerhin."

„Ich würde den Lärmen bedauern, den er um mich her macht."

„Das hätte ich errathen sollen. So ist es, wenn man seine Jugend mit schweigsamen Leuten zugebracht hat."

„Sie kennen meine Jugend?"

„Vollkommen."

„Ah! mein lieber Herr," sagte Oliva lachend und mit einer Miene der Herausforderung den Kopf schüttelnd.

„Sie zweifeln?"

„Oh! ich zweifle nicht, ich bin meiner Sache gewiß."

„Wir wollen also von Ihrer Jugend plaudern, Mademoiselle Nicole."

„Plaudern wir, doch ich bemerke Ihnen sogleich, daß ich nichts entgegnen werde."

„Oh! ich bedarf dessen nicht."

„Sprechen Sie."

„Ich beginne nicht mit Ihrer Kindheit, einer Zeit, die im Leben nicht zählt, ich fasse Sie bei der Mannbarkeit in dem Augenblick auf, wo Sie wahrnahmen, Gott habe ein Herz, um zu lieben, in Sie gelegt."

„Um wen zu lieben?"

„Um Gilbert zu lieben."

Bei diesem Wort, bei diesem Namen durchlief ein Schauer alle Adern der jungen Frau, und der blaue Domino fühlte sie an seinem Arm beben.

„Oh! mein Gott, woher wissen Sie denn? . . ." sagte sie.

Und sie hielt plötzlich inne und schoß durch ihre Maske und mit einer unbeschreiblichen Bewegung ihre Augen auf den blauen Domino.

Der blaue Domino blieb stumm.

Oliva, oder vielmehr Nicole stieß einen Seufzer aus.

„Ah! mein Herr," sprach sie, ohne daß sie länger zu kämpfen suchte, „Sie haben da einen an Erinnerungen für mich sehr fruchtbaren Namen ausgesprochen. Sie kennen also diesen Gilbert?"

„Ja, da ich mit Ihnen von ihm spreche."

„Ah!"

„Ein reizender Junge, bei meiner Treue! Sie liebten ihn?"

„Er war schön? ... nein ... das ist er nicht ... aber ich fand ihn schön. Er war voll Geist. Er war meines Gleichen durch die Geburt. Doch nein, diesmal besonders täusche ich mich. Gleich! nein, nie. So lange es Gilbert will, wird keine Frau seines Gleichen sein."

„Selbst . . ."

„Selbst wer?"

„Selbst nicht Fräulein von Ta........!“

„Oh! ich weiß, was Sie damit sagen wollen,“ unterbrach ihn Nicole, „oh! Sie sind sehr gut unterrichtet, mein Herr; ja, er liebte höher, als die arme Nicole.“

„Sie sehen, ich halte inne.“

„Ja, ja, Sie wissen furchtbare Geheimnisse, mein Herr,“ versetzte Oliva bebend; „was ist nun ...“

Sie schaute den Unbekannten an, als könnte sie durch seine Maske lesen.

„Was ist nun aus ihm geworden?“

„Ich glaube, Sie könnten das besser sagen, als irgend Jemand.“

„Großer Gott! warum?“

„Weil, wenn er Ihnen von Taverney nach Paris gefolgt ist, Sie ihm von Paris nach Trianon gefolgt sind.“

„Ja, das ist wahr, doch das ist schon vor zehn Jahren geschehen. Ich spreche auch nicht von jener Zeit, sondern von den zehn Jahren, welche abgelaufen sind, seitdem ich entflohen bin und er verschwunden ist. Mein Gott! in zehn Jahren ereignen sich so viele Dinge.“

Der blaue Domino schwieg.

„Ich bitte Sie inständig,“ sprach Nicole beinahe flehend, „sagen Sie mir, was aus Gilbert geworden ist? Sie schweigen, Sie wenden den Kopf ab. Vielleicht verwundet, betrübt Sie diese Erinnerung?“

Der blaue Domino hatte wirklich den Kopf, nicht abgewendet, aber geneigt, als wäre das Gewicht seiner Erinnerungen zu schwer gewesen.

„Als Gilbert Fräulein von Taverney liebte . . .“ sagte Oliva.

„Leiser die Namen,“ flüsterte der blaue Domino, „haben Sie nicht bemerkt, daß ich selbst sie nicht ausspreche?“

„Als er so verliebt war,“ fuhr Oliva mit einem

Seufzer fort, „daß jeder Baum von Trianon seine Liebe kannte."

„Sie lieben ihn nicht mehr?"

„Im Gegentheil, mehr als je, und diese Liebe war es, was mich zu Grunde richtete. Ich bin schön, ich bin stolz, und wenn ich will, bin ich trotzig. Ich legte eher meinen Kopf auf den Block, daß man mir ihn abschlüge, als daß ich von mir sagen ließe, ich habe den Kopf gebeugt."

„Sie haben Herz, Nicole."

„Ja, ich hatte ... in jener Zeit," sagte das Mädchen seufzend.

„Unser Gespräch macht Sie traurig?"

„Nein, im Gegentheil, es thut mir wohl, wieder zu meiner Jugend zurückzugehen. Es ist mit dem Leben, wie mit den Bächen: der trübste Bach hat eine reine Quelle. Fahren Sie fort und merken Sie nicht auf einen armen verlorenen Seufzer, der aus meiner Brust hervordringt."

„Ah!" erwiederte der blaue Domino mit einem sanften Wiegen, das ein unter der Maske erschlossenes Lächeln verrieth: „von Ihnen, von Gilbert und von einer andern Person, mein armes Kind, weiß ich Alles, was Sie selbst wissen können."

„Dann sagen Sie mir, warum Gilbert aus Trianon entflohen ist," rief Oliva; „und wenn Sie mir es sagen . . ."

„Werden Sie überzeugt sein? Nun denn, ich sage es Ihnen nicht, und Sie werden noch besser überzeugt sein."

„Wie so?"

„Wenn Sie mich fragen, warum Gilbert Trianon verlassen habe, so ist es nicht eine Wahrheit, die Sie durch meine Antwort bestätigen wollen, es ist eine Sache, die Sie nicht wissen und die Sie zu erfahren wünschen."

„Ganz richtig."

Plötzlich bebte sie noch heftiger, als zuvor, faßte

seine Hände mit ihren krampfhaften Händen und stammelte:

„Mein Gott! mein Gott!"

„Was haben Sie?"

Nicole schien sich zu erholen und den Gedanken zu entfernen, der Sie zu dieser Kundgebung veranlaßt hatte.

„Nichts."

„Doch, Sie wollten mich etwas fragen?"

„Ja, sagen Sie mir ganz offenherzig, was aus Gilbert geworden ist."

„Haben Sie nicht sagen hören, er sei gestorben?"

„Ja, doch . . ."

„Wohl! er ist todt!"

„Todt?" wiederholte Nicole mit einer Miene des Zweifels

Dann sagte sie mit einem plötzlichen Zucken:

„Mein Herr, ich bitte Sie, thun Sie mir einen Gefallen."

„Zwei, zehn, so viel Sie wollen, meine liebe Nicole."

„Nicht wahr, ich habe Sie vor zwei Stunden in meinem Hause gesehen, denn Sie waren es?"

„Allerdings!"

„Vor zwei Stunden suchten Sie sich nicht vor mir zu verbergen?"

„Keines Wegs, ich suchte mich im Gegentheil sehr sichtbar zu machen."

„Oh! ich Thörin, die ich bin, ich, die ich Sie oft angeschaut habe! Thöricht, toll, albern, Weib, nichts als Weib, wie Gilbert sagte."

„Lassen Sie doch Ihre schönen Haare. Schonen Sie sich!"

„Nein, ich will mich dafür bestrafen, daß ich Sie angeschaut, ohne Sie gesehen zu haben."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Wissen Sie, was ich mir von Ihnen erbitte?"

„Bitten Sie."

„Nehmen Sie Ihre Maske ab.“

„Hier? unmöglich.“

„Oh! es ist nicht die Furcht, von anderen Blicken als den meinigen gesehen zu werden, was Sie abhält; denn dort, hinter jener Säule, im Schatten der Gallerie, würde Sie Niemand sehen, als ich.“

„Was hält mich denn ab?“

„Sie befürchten, ich erkenne Sie!“

„Ich?“

„Und rufe aus: „„Sie sind es, es ist Gilbert!““

„Ah! Sie haben wohl gesagt: Thörin! Thörin!“

„Nehmen Sie Ihre Maske ab.“

„Gut! es sei; doch unter einer Bedingung.“

„Sie ist zum Voraus bewilligt.“

„Unter der, daß, wenn ich will, Sie Ihre Maske ebenfalls abnehmen . . .“

„Ich werde sie abnehmen. Thue ich es nicht, so reißen Sie mir sie ab.“

Der blaue Domino ließ sich nicht lange bitten; er ging nach dem dunklen Ort, den ihm die junge Frau bezeichnet hatte; hier löste er seine Maske und stellte sich vor Oliva, die ihn eine Minute mit dem Blick verschlang.

„Ach! nein,“ sagte sie, während sie mit dem Fuß auf den Boden stampfte und mit den Nägeln in das Innere ihrer Hände einschnitt. „Ach! nein, es ist nicht Gilbert.“

„Und wer bin ich?“

„Was liegt mir daran, sobald Sie nicht er sind?“

„Und wenn es Gilbert gewesen wäre?“ fragte der Unbekannte, indem er seine Maske wieder festband.

„Wenn es Gilbert gewesen wäre!“ rief das Mädchen voll Leidenschaft.

„Ja?“

„Wenn er zu mir gesagt hätte: „„Nicole! Nicole, erinnnere Dich an Taverney=Maison=Rouge.““ Oh! dann! . . .“

„Dann?"

„Sehen Sie, dann hätte es keinen Beausire in der Welt mehr gegeben."

„Mein liebes Kind, ich habe Ihnen gesagt, Gilbert sei todt."

„Nun, das ist vielleicht besser," seufzte Oliva.

„Ja, Gilbert hätte Sie nicht geliebt, so schön Sie auch sind."

„Wollen Sie damit sagen, Gilbert habe mich verachtet?"

„Nein, er fürchtete Sie vielmehr."

„Das ist möglich. Ich hatte von ihm in mir, und er kannte sich so gut, daß ich ihm bange machte."

„Es ist also, wie Sie gesagt, besser, daß er todt."

„Warum meine Worte wiederholen . . . in Ihrem Munde verletzen Sie mich. Sagen Sie, warum ist es besser, daß er todt?"

„Weil heute, meine liebe Oliva — Sie sehen, ich gebe Nicole auf — weil Sie heute, meine liebe Oliva, eine ganz glückliche, reiche, glänzende Zukunft in Aussicht haben."

„Glauben Sie?"

„Ja, wenn Sie entschlossen sind, Alles zu thun, um zu dem Ziel zu gelangen, das ich Ihnen verspreche."

„Oh! seien Sie unbesorgt."

„Nur müssen Sie nicht seufzen, wie Sie vorhin geseufzt haben."

„Gut! ich würde für Gilbert seufzen, und da es keine zwei Gilbert in der Welt gab, da Gilbert todt ist, so werde ich nicht mehr seufzen."

„Gilbert war jung; er hatte die Fehler und die guten Eigenschaften der Jugend. Heute . . ."

„Gilbert ist heute nicht älter, als vor zehn Jahren."

„Gewiß nicht, da Gilbert todt ist."

„Sie sehen wohl, er ist todt; die Gilbert altern nicht, sie sterben."

„Oh!" rief der Unbekannte, „o Jugend! o Muth! o Schönheit! ewige Sonne der Liebe, der Tapferkeit,

der Ergebenheit, wer dich verliert, verliert wahrhaft das Leben. Die Jugend ist das Paradies, es ist der Himmel, es ist Alles. Was uns Gott hernach gibt, ist nur der traurige Ersatz für die Jugend. Je mehr er den Menschen gibt, ist einmal die Jugend verloren, desto mehr hat er sie entschädigen zu müssen geglaubt. Aber, großer Gott! nichts ersetzt die Schätze, die diese Jugend an den Menschen verschwendete!"

„Gilbert hätte gedacht, was Sie so gut sagen; doch genug über diesen Gegenstand."

„Ja, sprechen wir von Ihnen."

„Sprechen wir, von was Sie wollen."

„Warum sind Sie mit Beausire entflohen?"

„Weil ich Trianon verlassen wollte, und weil ich mit irgend Einem entfliehen mußte. Es war mir unmöglich, länger für Gilbert ein Nothnagel, ein verachteter Ueberrest zu bleiben."

„Zehn Jahre der Treue aus Hochmuth," sagte der blaue Domino, „oh! wie theuer haben Sie diese Eitelkeit bezahlt."

Oliva lachte.

„Oh! ich weiß wohl, worüber Sie lachen," sagte der Unbekannte mit ernstem Tone: „Sie lachen darüber, daß ein Mensch, der Alles zu wissen behauptet, Sie einer zehnjährigen Treue beschuldigt, während Sie sich einer solchen Lächerlichkeit schuldig gemacht zu haben nicht vermutheten. Oh, mein Gott! wenn von der materiellen Treue die Rede ist, so weiß ich, woran ich mich in diesem Punkte zu halten habe. Ja, ich weiß, daß Sie mit Beausire in Portugal gewesen sind; von da haben Sie sich nach Indien ohne Beausire mit einem Fregatte-Kapitän begeben, der Sie in seiner Kajüte verbarg und in Chandennagor auf dem Festlande sitzen ließ, als er nach Europa zurückkehrte. Ich weiß, daß Sie zwei Millionen Rupien in dem Hause eines Nabobs auszugeben hatten, der Sie hinter drei Gittern einschloß. Ich weiß, daß Sie entflohen, indem Sie über diese Gitter auf die Schultern eines Sklaven sprangen.

Ich weiß, daß Sie reich, denn Sie nahmen zwei Armspangen von feinen Perlen, zwei Diamanten und drei große Rubine mit, nach Frankreich zurückkamen und in Brest landeten, wo Sie Ihr böser Genius beim Ausschiffen Beausire wiederfinden ließ, der beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als er Sie wieder erkannte, so bronzirt und abgemagert Sie auch im Vaterlande erschienen, Sie arme Verbannte!"

„Oh, mein Gott! wer sind Sie denn, daß Sie alle diese Dinge wissen!" rief Nicole.

„Ich weiß endlich, daß Beausire Sie mit sich nahm, Ihnen bewies, daß er Sie liebe, Ihre Edelsteine verkaufte und Sie wieder in Armuth versetzte. Ich weiß, daß Sie ihn lieben, daß Sie es wenigstens sagen, und da die Liebe die Quelle alles Wohlergehens ist, so müssen Sie die glücklichste Frau der Welt sein."

Oliva neigte das Haupt, stützte ihre Stirne auf ihre Hand, und durch die Finger dieser Hand sah man zwei Thränen rollen, flüssige Perlen, kostbarer vielleicht, als die ihrer Armspangen, die aber dennoch Niemand Beausire hätte abkaufen wollen.

„Und diese so stolze, diese so glückliche Frau haben Sie heute Abend mit fünfzig Louisd'or gewonnen," sagte Oliva.

„Oh! das ist zu wenig, Madame, ich weiß es wohl!" erwiederte der Unbekannte mit jener ausgezeichneten Anmuth und mit der feinen Höflichkeit, die den Mann von vollkommenem Anstand nie verläßt, spräche er selbst mit der geringsten der Courtisanen.

„Oh! das ist im Gegentheil viel zu theuer, und ich schwöre Ihnen, es hat mich seltsam in Erstaunen gesetzt, daß eine Frau wie ich noch fünfzig Louisd'or werth sein sollte."

„Sie sind wohl mehr werth, als dieses, und ich werde es Ihnen beweisen. Oh! antworten Sie mir nicht, denn Sie verstehen mich nicht, und dann . . ." fügte der Unbekannte bei, indem er sich auf die Seite neigte.

„Und dann?"

„Ich bedarf in diesem Augenblick meiner ganzen Aufmerksamkeit."

„Also soll ich schweigen?"

„Nein, im Gegentheil, sprechen Sie mit mir."

„Worüber?"

Oh! worüber Sie wollen. Mein Gott! sagen Sie mir die müßigsten Dinge der Welt, mir gleichviel, wenn wir nur beschäftigt aussehen."

„Gut . . . doch Sie sind ein sonderbarer Mensch."

„Geben Sie mir den Arm und lassen Sie uns gehen."

Und sie gingen unter die Gruppen, wobei Oliva ihrer zarten Taille eine weiche Rundung ihrem selbst unter der Capuze hübschen Kopf und ihrem selbst unter dem Domino biegsamen Hals Bewegungen gab, die jeder Kenner mit Begierde betrachtete, denn auf dem Ball der Oper folgte in jener Zeit galanter Heldenthaten jeder Vorübergehende mit dem Auge dem Gang einer Frau eben so neugierig, als heut' zu Tage ein paar Liebhaber dem Schritte eines schönen Pferdes folgen.

Nach einigen Minuten wagte Oliva eine Frage.

„Stille!" sagte der Unbekannte; „oder vielmehr, sprechen Sie, wenn Sie wollen, so viel Sie wollen, nöthigen Sie mich aber nicht, zu antworten. Nur verstellen Sie Ihre Stimme, wenn Sie sprechen, halten Sie den Kopf aufrecht und kratzen Sie sich mit Ihrem Fächer am Hals.

Sie gehorchte.

In diesem Augenblick kamen unsere zwei Spaziergänger zu einer ganz parfumirten Gruppe, in deren Mitte ein Mann von zierlichem Wuchse und einer freien, geschmeidigen Tournure zu drei Gefährten sprach, die ihm ehrerbietig zuzuhören schienen.

„Wer ist dieser junge Mann?" fragte Oliva, „oh! der reizende perlgraue Domino!"

„Es ist der Herr Graf d'Artois," antwortete der Unbekannte; „doch, ich bitte, sprechen Sie nicht mehr."

In der Minute, wo Oliva, ganz erstaunt über den

großen Namen, den ihr blauer Domino ausgesprochen, auf die Seite trat, um besser zu sehen, wobei sie sich, nach der mehrere Male wiederholten Empfehlung, ganz aufrecht hielt, flüchteten sich zwei andere Dominos, die sich von einer geschwätzigen, geräuschvollen Gruppe trennten, an den Umfang des Saales, zu einer Stelle, wo die Bänke fehlten.

Es war hier eine Art von verödeter Insel, zu der in Zwischenräumen die Spaziergänger kamen, die vom Centrum nach dem Umkreis zurückgedrängt wurden.

„Lehnen Sie sich an diesen Pfeiler an, Gräfin," sagte ganz leise eine Stimme, die auf den blauen Domino Eindruck machte.

Und beinahe in demselben Augenblick durchschritt ein orangefarbiger Domino, der durch die Keckheit seines Ganges und seiner Haltung mehr den nützlichen Mann, als den angenehmen Höfling verrieth, die Menge und sagte zu dem blauen Domino:

„Er ist es."

„Gut," erwiederte dieser. Und er entließ mit einer Geberde den gelben Domino.

„Hören Sie mich," flüsterte er dann Oliva in's Ohr, „meine gute kleine Freundin, fangen wir an, uns ein wenig zu belustigen."

„Das ist mir lieb, denn Sie haben mich zweimal traurig gestimmt, einmal, indem Sie mir Beausire raubten, der mich immer lachen machte, und das zweite Mal, da Sie von Gilbert sprachen, der mich so oft weinen gemacht hat."

„Ich werde für Sie sowohl Gilbert, als Beausire sein," sprach der blaue Domino mit ernstem Tone.

„Oh!" seufzte Nicole.

„Verstehen Sie mich wohl, ich verlange von Ihnen nicht, daß Sie mich lieben; ich verlange nur, daß Sie das Leben so hinnehmen, wie ich es Ihnen machen werde, das heißt die Erfüllung aller Ihrer Phantasien, vorausgesetzt, daß Sie von Zeit zu Zeit die meinigen unterzeichnen. Ich will Ihnen nun eine sagen."

„Welche?“

„Der schwarze Domino, den Sie dort sehen, ist einer von meinen Freunden, ein Deutscher.“

„Ah!“

„Ein Falscher, der es unter dem Vorwand einer Migräne ausgeschlagen hat, auf den Ball zu kommen.“

„Und dem Sie auch gesagt haben, Sie werden nicht dahin gehen.“

„Ganz richtig.“

„Er hat eine Frau bei sich?“

„Ja.“

„Wer ist sie?“

„Ich kenne sie nicht. Sie nähern sich uns, nicht wahr? Wir geben uns den Anschein, als wären Sie eine Deutsche; Sie öffnen den Mund nicht, weil man an Ihrem Accent erkennen könnte, daß Sie eine reine Pariserin sind.“

„Sehr gut. Und Sie werden ihn intriguiren?“

„O! dafür stehe ich Ihnen ... Fangen Sie an, mir ihn mit dem Ende Ihres Fächers zu bezeichnen!“

„So?“

„Ja, sehr gut, und flüstern Sie mir in's Ohr.“

Oliva gehorchte mit einer Gelehrigkeit und einem Verstand, daß ihr Gefährte ganz darüber entzückt war.

Der schwarze Domino, der Gegenstand dieser Kundgebung, wandte dem Saal den Rücken zu; er plauderte mit der Dame, die ihn begleitete. Diese, deren Augen unter der Maske funkelten, erblickte die Geberde von Oliva.

„Sehen Sie, Monseigneur,“ sagte sie leise, „es sind dort zwei Masken, die sich mit uns beschäftigen.“

„Oh! seien Sie ohne Furcht, Gräfin; es ist nicht möglich, daß man uns erkennt. Lassen Sie mich, da wir nun auf dem Wege der Verderbniß sind, lassen Sie mich Ihnen wiederholen, daß nie eine Gestalt bezaubernder war, als die Ihrige, nie ein Blick so brennend; erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen ...“

„Alles, was man unter der Maske sagt.“

„Nein, Gräfin, Alles, was man unter . . .“

„Vollenden Sie nicht. Sie würden sich die Verdammniß zuziehen. Und dann, was eine noch größere Gefahr ist, unsere zwei Spione würden es hören.“

„Zwei Spione!“ rief der Cardinal, den dieses Wort ergriff.

„Ja, nun fassen sie ihren Entschluß, sie nähern sich.“

„Verstellen Sie Ihre Stimme gut, Gräfin, wenn man Sie zum Sprechen veranlaßt.“

„Und Sie die Ihrige, Monseigneur.“

Oliva und ihr blauer Domino näherten sich in der That.

Dieser wandte sich an den Cardinal und sagte:

„Maske.“

Und er neigte sich an das Ohr von Oliva, die ihm ein bestätigendes Zeichen machte.

„Was willst Du?“ fragte der Cardinal mit verstellter Stimme.

„Die Dame, die mich begleitet, beauftragt mich, mehrere Fragen an Dich zu richten,“ antwortete der blaue Domino.

„Beeile Dich,“ sagte Herr von Rohan.

„Und sie mögen sehr indiscret sein,“ fügte Frau von La Mothe mit einer Flötenstimme bei.

„So indiscret, daß Du sie nicht hören sollst, Neugierige,“ erwiederte der blaue Domino.

Und er neigte sich abermals an das Ohr von Oliva, die dasselbe Spiel spielte.

Hienach richtete der Unbekannte in einem tadellosen Deutsch die Frage an den Cardinal:

„Monseigneur, sind Sie in die Frau verliebt, die Sie begleitet?“

Der Cardinal bebte.

„Haben Sie nicht Monseigneur gesagt?“ erwiederte er.

„Ja, Monseigneur.“

„So täuschen Sie sich, und ich bin nicht der, für welchen Sie mich halten.“

„Oh! Herr Cardinal, leugnen Sie es nicht, es ist vergebens; wenn ich Sie auch nicht selbst kennen würde, so beauftragt mich doch die Dame, der ich als Cavalier diene, Ihnen zu sagen, daß sie Sie vollkommen wiedererkennt."

Er neigte sich an das Ohr von Oliva und flüsterte ihr zu:

„Machen Sie ein Zeichen der Bejahung. Machen Sie dieses Zeichen, so oft ich Ihnen den Arm drücke."

Sie machte das Zeichen.

„Sie setzen mich in Erstaunen," sagte der Cardinal ganz verwirrt; „wer ist die Dame, die Sie begleitet?"

„Oh! Monseigneur, ich glaubte, Sie hätten sie schon erkannt. Meine Begleiterin hat Sie wohl errathen. Freilich die Eifersucht . . ."

„Madame ist eifersüchtig über mich!" rief der Cardinal.

„Wir sagen das nicht," erwiederte der Unbekannte mit einem gewissen Hochmuth.

„Was sagt man Ihnen da?" fragte lebhaft Frau von La Mothe, der dieses deutsche, das heißt für sie unverständliche Gespräch im höchsten Grade zuwider war.

„Nichts, nichts."

Frau von La Mothe stampfte vor Ungeduld mit dem Fuß.

„Madame," sagte dann der Cardinal zu Oliva, „ich bitte, ein Wort von Ihnen, und ich verspreche, Sie mit diesem einzigen Wort zu errathen."

Herr von Rohan hatte deutsch gesprochen. Oliva verstand kein Wort und neigte sich zu dem blauen Domino.

„Ich beschwöre Sie, Madame, sprechen Sie nicht!" rief dieser.

Das Geheimniß reizte die Neugierde des Cardinals. Er fügte bei:

„Wie! ein einziges deutsches Wort! das würde Madame sehr wenig gefährden."

Der blaue Domino, der sich stellte, als hätte er Befehle von Oliva erhalten, erwiederte sogleich:

„Herr Cardinal, vernehmen Sie die eigenen Worte dieser Dame: „„Derjenige, dessen Geist nicht beständig wacht, derjenige, dessen Einbildungskraft nicht fortwährend die Gegenwart des geliebten Gegenstandes ersetzt, derjenige liebt nicht; er hätte Unrecht, es zu sagen.““

Der Cardinal schien betroffen von dem Sinn dieser Worte. Seine ganze Haltung drückte im höchsten Grade das Erstaunen, die Ehrfurcht, die Exaltation der Zuneigung aus; dann fielen seine Arme wieder nieder, und er murmelte französisch:

„Es ist unmöglich.“

„Was denn unmöglich?“ rief Frau von La Mothe, welche gierig diese paar im ganzen Gespräche entschlüpften Worte auffing.

„Nichts, Madame, nichts.“

„Monseigneur, in der That, ich glaube, Sie lassen mich eine traurige Rolle spielen,“ sagte sie voll Aerger.

Und sie verließ den Arm des Cardinals. Dieser nahm ihn nicht nur nicht wieder, sondern er schien es nicht einmal bemerkt zu haben, so groß war sein Eifer bei der deutschen Dame.

„Madame,“ sagte er zu der Letztern, die sich immer noch steif und unbeweglich hinter ihrem Atlaswall hielt, „die Worte, die mir Ihr Begleiter in Ihrem Namen gesagt hat, sind deutsche Verse, die ich in einem Hause gelesen habe, das Ihnen vielleicht bekannt?“

Der Unbekannte drückte Oliva den Arm.

„Ja,“ machte sie mit dem Kopf.

Der Cardinal bebte.

„Dieses Haus,“ fragte er zögernd, „heißt es nicht Schönbrunn?“

„Ja,“ erwiederte Oliva.

„Sie waren von einer erhabenen Hand auf einen Tisch von Kirschbaumholz mit einem goldenen Stichel geschrieben.

„Ja," machte Oliva.

Der Cardinal hielt inne. Es ging eine Art von Revolution in ihm vor. Er wankte und streckte die Hand aus, um einen Stützpunkt zu suchen.

Frau von La Mothe lauerte in einer Entfernung von zwei Schritten auf den Ausgang dieser seltsamen Scene.

Der Cardinal legte seinen Arm auf den des blauen Domino und sprach:

„Und die Fortsetzung lautet:

„„Aber derjenige, welcher überall den geliebten Gegenstand sieht, der ihn aus einer Blume, aus einem Wohlgeruch, unter undurchdringlichen Schleiern erräth, der kann schweigen, seine Stimme ist in seinem Herzen, es genügt, wenn ihn ein anderes Herz hört, daß er glücklich ist.""

„Ah! man spricht Deutsch hier!" sagte plötzlich eine junge, frische Stimme, die aus einer Gruppe hervorkam, welche sich zum Cardinal gesellt hatte. „Sehen wir das ein wenig an ... Sie verstehen das Deutsche, Marschall?"

„Nein, Monseigneur."

„Aber Sie, Charny?"

„Oh! ja, Eure Hoheit."

„Der Herr Graf d'Artois," sagte Oliva, indem sie sich fester an den blauen Domino anschmiegte, denn die vier Masken hatten sie auf eine etwas ungezwungene Weise umschlossen.

In diesem Augenblick brach das Orchester in rauschende Fanfaren aus, und der Staub des Bodens stieg vermischt mit dem Puder der Frisuren in regenbogenfarbigen Wolken bis über die entflammten Kronleuchter hinauf, die diesen Ambra-Nebel vergoldeten.

Bei der Bewegung, welche die Masken machten, fühlte sich der blaue Domino gestoßen.

„Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren!" sagte er mit einem Tone gebietender Würde.

„Mein Herr, erwiederte der Prinz, immer ver-

larvt, „Sie sehen, daß man uns bedrängt. Entschuldigen Sie uns, meine Damen.

„Gehen wir, gehen wir, Herr Cardinal," sagte leise Frau von La Mothe.

Plötzlich wurde die Capuze von Oliva zerknittert, von einer unsichtbaren Hand rückwärts gezogen, ihre gelöste Maske fiel herab; ihre Züge erschienen eine Sekunde im Halbschatten des Simswerks, das die erste Gallerie über dem Parterre bildete.

Der blaue Domino stieß einen Schrei geheuchelter Angst aus, Oliva einen Schrei des Schreckens.

Drei bis vier Schreie des Erstaunens antworteten auf diesen doppelten Ausruf.

Der Cardinal wurde beinahe ohnmächtig. Wäre er in diesem Augenblicke gefallen, so würde er auf die Kniee gefallen sein. Frau von La Mothe hielt ihn aufrecht.

Eine von der Strömung fortgezogene Woge von Masken hatte den Grafen d'Artois vom Cardinal und von Frau von La Mothe getrennt.

Der blaue Domino, der rasch wie der Blitz die Capuze von Oliva niedergeschlagen und die Maske wieder befestigt hatte, näherte sich dem Cardinal, drückte ihm die Hand und sprach:

„Mein Herr, das ist ein unwiederbringliches Unglück; Sie sehen, daß die Ehre dieser Dame Ihrer Gnade anheimgegeben ist..."

„Oh! mein Herr," murmelte der Prinz Louis, sich verbeugend.

Und er fuhr über seine von Schweiß triefende Stirne mit einem Sacktuch, das in seiner Hand zitterte.

„Gehen wir geschwinde," sagte der blaue Domino zu Oliva.

Und sie verschwanden.

„Ich sehe nun, was der Herr Cardinal für unmöglich hielt," sprach Frau von La Mothe zu sich selbst; „er glaubte, diese Frau sei die Königin, und das ist die Wirkung, welche diese Aehnlichkeit auf ihn hervor-

bringt. Gut, abermals eine Beobachtung, die wir zu bewahren haben."

„Wollen Sie, daß wir den Ball verlassen, Gräfin?" fragte Herr von Rohan mit schwacher Stimme.

„Wie es Ihnen beliebt, Monseigneur," antwortete Jeanne ruhig.

„Ich sehe hier kein großes Interesse, nicht wahr?"

„Oh! nein, ich sehe auch keines."

Und sie bahnten sich mühsam einen Weg durch die Plaudernden. Der Cardinal, der hoch gewachsen war, schaute überall umher, ob er die verschwundene Vision nicht fände.

Aber blaue, rothe, gelbe, grüne und graue Dominos wirbelten nun vor seinen Augen in dem leuchtenden Dunst und vermischten ihre Nuancen wie die Farben des Prisma. Alles war blau von fern für den armen Herrn: nichts war es in der Nähe.

In diesem Zustande erreichte er den Wagen, der ihn und die Gräfin erwartete.

Dieser Wagen rollte seit fünf Minuten, und noch hatte der Prälat kein Wort an Jeanne gerichtet.

XXIV.

Sappho.

Frau von La Mothe, die sich nicht vergaß, entzog den Prälaten seiner Träumerei.

„Wohin führt mich dieser Wagen?" fragte sie.

„Gräfin, seien Sie unbesorgt," rief der Cardinal: „Sie sind von Ihrem Hause ausgegangen. Wohl denn! der Wagen führt Sie dahin zurück.

„Mein Haus... im Faubourg?"

„Ja, Gräfin... Ein sehr kleines Haus, um so viele Reize zu enthalten."

Indem er diese Worte sprach, ergriff der Prinz eine von den Händen von Jeanne und erwärmte sie mit einem galanten Kuß.

Die Carrosse hielt vor dem kleinen Hause, wo so viele Reize zu verweilen versuchen sollten.

Jeanne sprang leicht aus dem Wagen: der Prälat schickte sich an, sie nachzuahmen.

„Es lohnt sich nicht der Mühe, Monseigneur," flüsterte ihm dieser weibliche Dämon zu.

„Wie, Gräfin, es lohnt nicht der Mühe, einige Stunden bei Ihnen zuzubringen?"

„Und schlafen, Monseigneur," sagte Jeanne.

„Ich glaube wohl, daß Sie mehrere Schlafzimmer in ihrem Hause finden werden, Gräfin."

„Für mich, ja, aber für Sie?"

„Für mich, nicht?"

„Noch nicht," erwiederte sie mit einer so anmuthigen und herausfordernden Miene, daß die Weigerung einem Versprechen gleichkam.

„Gott befohlen also!" sagte der Cardinal, der, auf das Lebhafteste gereizt, einen Augenblick die ganze Scene vom Ball vergaß.

„Auf Wiedersehen, Monseigneur."

„Es ist mir im Ganzen lieber so," sagte er, während er sich entfernte.

Jeanne trat allein in ihr neues Haus.

Sechs Lackeien, deren Schlaf durch das Klopfen des Laufers unterbrochen worden war, stellten sich in Reihe und Glied in der Hausflur auf.

Jeanne schaute sie alle mit jener Miene ruhiger Uebergewichtigkeit an, die das Glück nicht jedem Reichen verleiht.

„Und die Kammerfrauen?" fragte sie.

Einer von den Bedienten trat ehrerbietig vor und antwortete:

„Zwei Frauen warten im Zimmer, Madame."

„Rufet sie."

Der Bediente gehorchte. Zwei Frauen traten nach einigen Minuten ein.

„Wo schlafen Sie gewöhnlich?“ fragte sie Jeanne.

„Wir sind noch nicht mit der Einrichtung bekannt,“ antwortete die Aeltere; „wir werden schlafen, wo es der gnädigen Frau beliebt.“

„Die Schlüssel zu den Zimmern?“

„Hier sind Sie, gnädige Frau.“

„Gut, für diese Nacht werden Sie außer dem Hause schlafen.“

Die Frauen schauten ihre Gebieterin mit Erstaunen an.

„Sie haben ein Lager auswärts?“

„Allerdings, Madame, doch es ist ein wenig spät; will indessen die gnädige Frau allein sein...“

„Diese Herren werden Sie begleiten,“ fügte die Gräfin bei, indem sie die Bedienten entließ, welche noch zufriedener, als die Kammerfrauen.

„Und wann sollen wir zurückkommen?“ fragte schüchtern Einer von ihnen.

„Morgen um die Mittagsstunde.“

Die sechs Bedienten und die zwei Frauen schauten sich einen Moment an; doch durch das gebieterische Auge von Jeanne im Schach gehalten, wandten sie sich insgesammt nach der Thüre.

Jeanne führte sie zurück, ließ sie hinaus und fragte, ehe sie die Thüre wieder schloß:

„Ist noch Jemand im Hause?“

„Mein Gott! nein, gnädige Frau, es wird Niemand mehr hier sein. Doch die gnädige Frau kann unmöglich so verlassen bleiben. Es muß doch wenigstens eine Kammerjungfer in der Gesindewohnung oder sonst wo im Hause wachen.“

„Ich brauche Niemand.“

„Es kann Feuer auskommen, die gnädige Frau kann sich unwohl befinden!“

„Gute Nacht, geht Alle,“ sprach die Gräfin.

Und sie zog ihre Börse.

„Hier etwas zum Eintritt in meinen Dienst."

Ein freudiges Gemurmel, ein Dank von Bedienten von guter Gesellschaft war die einzige Erwiederung, das letzte Wort der Diener. Alle verschwanden, indem sie sich bis zur Erde verbeugten.

Jeanne hörte sie von jenseits der Thüre; sie wiederholten einander, das Schicksal habe ihnen eine fantastische Gebieterin gegeben.

Als sich das Geräusch der Stimmen und die Tritte in der Ferne gedämpft hatten, schob Jeanne die Riegel vor und rief mit einer triumphirenden Miene:

„Allein! ich bin allein in meinem Hause!"

Sie ergriff einen dreiarmigen Leuchter, zündete die Lichter an den Kerzen an, die im Bestibule brannten, und schloß gleichmäßig die Riegel der massiven Thüre dieses Vorzimmers.

Dann begann eine stumme und seltsame Scene, die auf das Lebhafteste einen von den nächtlichen Zuschauern interessirt hätte, welche die Fictionen des Dichters über den Städten und Palästen haben schweben lassen.

Jeanne untersuchte ihre Staaten; sie bewunderte Stück für Stück dieses ganze Haus, dessen kleinste Einzelheit in ihren Augen einen ungeheuren Werth erlangte, seitdem die Selbstsucht des Eigenthümers an die Stelle der Neugierde des Vorübergehenden getreten war.

Ganz getäfelt und verkleidet, enthielt das Erdgeschoß den Badesaal, die Officen, die Speisezimmer, drei Salons und zwei Empfangscabinette.

Das Mobiliar dieser großen Zimmer war nicht reich wie das der Guimard, oder coquet wie das der Freunde von Herrn von Soubise, aber es hatte das Ansehen des Luxus eines vornehmen Mannes; es war nicht neu. Das Haus hätte Jeanne weniger gefallen, wäre es am Tage vorher ausdrücklich für sie meublirt worden.

Alle diese alterthümlichen, von den Modedamen

verachteten Reichthümer, diese wunderbaren Meubles von geschnitztem Ebenholz, diese Kronleuchter mit Girandoles von Kristall, deren vergoldete Aeste aus dem Schooße rosenfarbiger Kerzen glänzende Lilien warfen, diese gothischen Uhren, Meisterwerke in Ciselure und Email; diese mit chinesischen Figuren bestickten Windschirme, diese ungeheuren japanesischen Töpfe voll von den seltensten Blumen; diese Thürgemälde Grau in Grau oder in Farben von Watteau oder Boucher versetzten die neue Eigenthümerin in unsägliche Extasen.

Hier trugen auf einem Kamin zwei vergoldete Tritone Garben von Korallen, in deren Zweigen wie Früchte alle Phantasien der Juwelierkunst jener Zeit hingen. Dort, auf einer Console von vergoldetem Holz, worauf eine weiße Marmorplatte, diente ein ungeheurer Elephant von Celadon, dessen Ohren mit Pendeloques von Saphir beladen, einem mit Parfumerien und Flacons gefüllten Thurme als Stütze.

Frauenbücher glänzten vergoldet und ausgemalt auf Etageren von Rosenholz, woran Ecken mit goldenen Arabesken.

Ein ganzes Meuble von feinen Tapeten der Gobelins, ein Meisterwerk der Geduld, das die Manufactur selbst hunderttausend Livres gekostet hatte, füllte einen kleinen grau und goldenen Salon, in dem jedes Feld eine von Vernet oder Greuze gemalte Füllung war. Das Arbeitscabinet war voll der besten Portraits von Chardin, der feinsten Erzeugnisse von gebrannter Erde von Clodion.

Alles zeugte, nicht von dem Eifer, den ein reicher Emporkömmling anwendet, um seine Laune oder die seiner Geliebten zu befriedigen, sondern von der langen geduldigen Arbeit jener seit Jahrhunderten Reichen, welche auf die Schätze ihrer Väter Schätze für ihre Kinder häufen.

Jeanne untersuchte zuerst die Gesammtheit, sie zählte die Stücke ab, dann gab sie sich Rechenschaft von den Einzelheiten.

Und da sie ihr Domino beengte, ihr Fischbeinleib preßte, so trat sie in ihr Schlafzimmer, kleidete sich rasch aus und zog ein Gewand von wattirter Seide an, ein reizendes Kleidungsstück, das unsere Mütter, die nicht sehr scrupulös, wenn es sich darum handelte, die nützlichen Dinge zu benennen, mit einem Namen bezeichneten, den wir nicht mehr schreiben können.

Schauend, halbnackt in dem Atlaß, der ihrem Busen und ihrer Taille schmeichelte, ihr feines, nerviges Bein gerundet in den Falten ihres kurzen Rockes, stieg sie, ihr Licht in der Hand, muthig die Stufen hinauf.

Vertraut mit der Einsamkeit, sicher, daß sie nicht einmal mehr den Blick eines Bedienten zu fürchten hatte, sprang sie von Zimmer zu Zimmer und ließ nach dem Belieben des Windes, der unter den Thüren blies, ihren feinen battistenen Nachtmantel flattern, welcher zehnmal in zehn Minuten bis zu ihrem reizenden Knie emporgehoben wurde.

Und wenn sie, um einen Schrank zu öffnen, den Arm in die Höhe hob, wenn sich das Kleid verschob und die weiße Rundung der Schulter bis zum Ursprung des Armes sehen ließ, den einer von jenen röthlichen Lichtstrahlen vergoldete, mit welchem der Pinsel von Rubens so vertraut, dann mußten sich die unsichtbaren, unter den Tapeten und hinter den Füllungen verborgenen Geister freuen, daß sie in ihrem Besitz den reizenden Gast hatten, der sie zu besitzen glaubte.

Nach allen diesen hastigen Gängen, nachdem ihre Kerze zu drei Vierteln abgebrannt war, kehrte sie erschöpft, keuchend in ihr Schlafzimmer zurück, das mit blauem Atlaß, worauf große chimärische Figuren gestickt, ausgeschlagen war.

Sie hatte Alles gesehen, Alles gezählt, Alles mit dem Blick und durch die Berührung geliebkost, es blieb ihr nichts mehr zu bewundern, als sie selbst.

Sie stellte ihren Leuchter auf einen Gueridon von Sèvres mit goldener Gallerie, und plötzlich heftete

sich ihr Blick auf einen Endymion von Marmor, eine zarte, wollüstige Figur von Bouchardon, welche liebestrunken auf einen Untersatz von rothbraunem Porphyr zurücksank.

Jeanne schloß die Thüre und die Portièren ihres Zimmers, zog die dichten Vorhänge zu, stellte sich dann wieder vor die Statue und verschlang mit den Blicken diesen schönen Geliebten von Phöbe, die ihm den letzten Kuß gab, als sie wieder zum Himmel aufstieg.

In Gluth verwandelt, erwärmte das rothe Feuer dieses Zimmer, wo Alles lebte, das Vergnügen ausgenommen.

Jeanne fühlte ihre Füße sachte in die hohe, so weiche Wolle des Teppichs einsinken; ihre Beine wankten, bogen sich unter ihr; eine Mattigkeit, die nicht Ermüdung oder der Schlaf war, bedrängte ihren Busen und ihre Augenlider mit der Zartheit der Berührung eines Liebenden, während ein Feuer, das nicht die Wärme des Herdes, von ihren Füßen zu ihrem Leib aufstieg und beim Aufsteigen in ihren Adern die ganze lebendige Electricität zusammenwand, die man beim Thier das Vergnügen, beim Menschen die Liebe nennt.

In diesem Moment seltsamer Empfindungen erblickte Jeanne sich selbst in einem Pfeilerspiegel, der hinter dem Endymion angebracht war. Ihr Kleid war von ihren Schultern auf den Teppich herabgeglitten. Der so feine Batist war, vom schweren Atlaß gezogen, bis zur Hälfte der weißen, gerundeten Arme niedergesunken.

Zwei schwarze Augen, sanft durch die Weichheit ihres Wesens, glänzend vor Verlangen, die zwei Augen von Jeanne trafen Jeanne in der tiefsten Tiefe des Herzens; sie fand sich schön, sie fühlte sich jung und glühend; sie gestand sich, von Allem, was sie umgab, sei nichts, nicht einmal Phöbe, so würdig, geliebt zu werden. Sie näherte sich dem Marmor, um zu sehen, ob der Endymion sich belebte, und ob er um der Sterblichen willen die Göttliche hintansetzen würde.

Diese Entzückung berauschte sie; sie neigte den Kopf auf ihre Schulter mit unbekannten Schauern, drückte ihre Lippen auf ihr lebendes Fleisch, und da sie nicht aufgehört hatte, ihren Blick in die Augen zu tauchen, die sie im Spiegel riefen, so verschwammen plötzlich ihre Augen, ihr Kopf rollte mit einem Seufzer auf ihre Brust, und Jeanne sank entschlafen, leblos auf das Bett, dessen Vorhänge sich über ihr niederließen.

Die Kerze schleuderte eine letzte Flammenzuckung aus dem Schooße einer Lache flüssigen Wachses empor und strömte dann ihren letzten Wolgeruch mit ihrer letzten Helle aus.

XXV.

Die Academie von Herrn von Beausire.

Beausire hatte den Rath des blauen Domino buchstäblich genommen und sich an den Ort begeben, den man seine Academie nannte.

Lüstern gemacht durch die ungeheure Zahl von zwei Millionen, hatte der würdige Freund von Oliva ganz besonders bange von der Art von Ausschließung, die sich seine Collegen dadurch erlaubt, daß sie ihm keine Mittheilung von einem so vortheilhaften Plan machten.

Er wußte, daß man sich unter Leuten von der Academie nicht besonders viel auf Gewissenszweifel einbildet, und das war für ihn ein Grund, sich zu beeilen, denn die Abwesenden haben immer Unrecht, sind sie aus Zufall abwesend, und noch viel mehr Unrecht, wenn man ihre Abwesenheit benützen will.

Beausire hatte sich unter den Verbündeten der Academie einen Ruf als furchtbarer Mann erworben. Das war weder zum Erstaunen, noch schwierig, Beau-

sire war Gefreiter gewesen; er hatte die Uniform getragen; er wußte eine Hand auf die Hüfte, die andere auf das Stichblatt seines Degens zu setzen. Er hatte die Gewohnheit, beim geringsten Wort seinen Hut auf seine Augen niederzudrücken. Lauter Manieren, die für nur mittelmäßig beherzte Leute erschreckend genug, besonders wenn diese Leute den Lärmen eines Duells und die Neugierde der Justiz zu fürchten haben.

Beausire gedachte sich also für die Verachtung, die man gegen ihn kundgegeben, dadurch zu rächen, daß er seinen Genossen vom Spielhause der Rue du Pot-de-Fer etwas Angst machen würde.

Von der Porte Saint-Martin bis zur Saint-Sulpice Kirche ist es weit; doch Beausire war reich; er warf sich in einen Fiacre und versprach fünfzig Sous dem Kutscher, das heißt ein Gnadengeschenk von einem Livre. Die Fahrt bei der Nacht kostete nach dem Tarif jener Zeit, was sie heute bei Tag kostet.

Die Pferde entfernten sich rasch Beausire verlieh sich ein wüthendes Gesicht, und in Ermanglung eines Hutes, den er nicht hatte, da er einen Domino trug, in Ermangelung des Degens componirte er sich eine Miene, welche zänkisch genug, um jeden verspäteten Wanderer, der ihm begegnete, zu beunruhigen.

Sein Eintritt in die Academie brachte einen gewissen Eindruck hervor.

Es fanden sich hier im ersten Salon, einem schönen, ganz grauen Salon mit Kronleuchtern und vielen Spieltischen, etwa zwanzig Spieler, welche Bier und Syrup tranken und mit dem Ende der Zähne sieben bis acht abscheulich geschminkten Weibern zulächelten, welche die Karten anschauten.

Man spielte Pharo am ersten Tisch; die Einsätze waren mager, die Belebtheit nach Maßgabe der Einsätze.

Bei der Ankunft des Domino, der sich an seiner Capuze rieb, während er sich in den Falten des Rockes aufblähte, kicherten einige Weiber, was halb als Spott,

halb als Anlockung betrachtet werden konnte. Herr Beausire war ein Schönling, und die Damen mißhandelten ihn nicht.

Er trat indessen vor, als ob' er nichts gesehen, nichts gehört hätte, und erwartete, sobald er beim Tisch war, stillschweigend eine Erwiederung auf seine schlechte Laune.

Einer von den Spielern, eine Art von zweideutigem Finanzmann, dessen Gesicht es nicht an einer gewissen Treuherzigkeit gebrach, war die erste Stimme, welche Beausire ansprach.

„Alle Wetter, Chevalier," sagte dieser brave Mann, „Sie kommen mit einem sehr verdrießlichen Gesicht vom Ball."

„Es ist wahr," sagten die Damen.

„Ei, lieber Chevalier!" rief ein anderer Spieler, „verwundet Sie der Domino am Kopf?"

„Es ist nicht der Domino, was mich verwundet," antwortete Beausire mit hartem Tone.

„Ah! ah!" sagte der Banquier, der eben ein Dutzend Louisd'or zusammengeschaufelt hatte, „der Herr Chevalier von Beausire hat eine Untreue an uns begangen: sehen Sie nicht, daß er auf dem Ball der Oper gewesen ist, in der Gegend des Opernhauses hat er einen guten Einsatz zu machen gefunden und verloren."

Jeder lachte oder bemitleidete, je nach seinem Charakter; die Frauen hatten Mitleid.

„Es ist eine Unwahrheit, daß ich eine Untreue an meinen Freunden begangen habe," entgegnete Beausire, „dazu bin ich unfähig, eine Untreue, ich! Das taugt für gewisse Leute von meiner Bekanntschaft, Treulosigkeiten gegen ihre Freunde zu begehen." Und um seinen Worten mehr Gewicht zu geben, nahm er Zuflucht zu einer Geberde, das heißt, er wollte seinen Hut auf seinen Kopf drücken. Zu seinem Unglück plattete er nur ein Stück Seide, was ihm eine lächerliche Breite gab, so daß er statt einer ernsten Wirkung nur eine komische hervorbrachte.

„Was wollen Sie damit sagen, lieber Chevalier?“ fragten einige von den Verbündeten.

„Ich weiß, was ich damit sagen will,“ antwortete Beausire.

„Aber das genügt uns nicht,“ erwiederte der Greis mit der guten Laune.

„Das geht Sie nichts an, Sie, mein Herr Finanzmann!“ entgegnete ungeschickter Weise Beausire.

Ein ziemlich ausdrucksvoller Blick belehrte Beausire, seine Phrase sei übel angebracht gewesen. Man durfte in der That in dieser Gesellschaft keine Grenzscheidung zwischen denjenigen, welche bezahlten, und denjenigen, welche das Geld einsackten, vornehmen.

Beausire begriff das, aber er war einmal zugerannt; die falschen Beherzten halten schwerer inne, als die erprobten Beherzten.

„Ich glaubte Freunde hier zu haben,“ sagte er.

„Ja!“ antworteten mehrere Stimmen.

„Wohl! ich habe mich getäuscht.“

„Worin?“

„Darin, daß viele Dinge ohne mich geschehen.“

Ein neues Zeichen vom Banquier, neue Betheurungen von Seiten derjenigen Verbündeten, welche anwesend waren.

„Es genügt, daß ich es weiß,“ versetzte Beausire, „und die falschen Freunde sollen bestraft werden.“

Er suchte den Griff seines Degens, fand aber nichts, als seine Hosentasche, welche voll von Louisd'or war und einen verrätherischen Ton von sich gab.

„Ho! ho!“ riefen zwei Damen, „Herr von Beausire ist heute Abend in guter Stimmung.“

„Ja, wohl,“ sagte der Banquier hinterhältisch; „mir scheint, daß er, wenn er verloren, nicht Alles verloren hat, und daß, wenn er eine Untreue gegen die Legitimen begangen hat, dies keine Untreue ohne Umkehr ist. Auf, setzen Sie, lieber Chevalier.“

„Ich danke!“ erwiederte Beausire trocken, „da Jeder behält, was er hat, so behalte ich auch.“

„Was Teufels willst Du damit sagen?“ flüsterte ihm einer von den Spielern in's Ohr.

„Wir werden uns sogleich erklären.“

„Spielen Sie doch!“ rief der Banquier.

„Einen einfachen Louisd'or,“ sagte eine Dame, indem sie Beausire die Schulter streichelte, um sich so viel als möglich seiner Hosentasche zu nähern.

„Ich spiele nur um Millionen,“ sprach Beausire voll Kühnheit, „und wahrhaftig, ich begreife nicht, daß man hier um elende Louisd'or spielt. Millionen! . . . Auf, meine Herren, da es sich um Millionen handelt, ohne daß man es vermuthet, fort mit den Einsätzen von einem Louisd'or! Millionen, Millionäre!“

Beausire hatte den Augenblick der Exaltation erreicht, der den Menschen über die Grenzen des gemeinen Menschenverstandes hinaustreibt. Eine Trunkenheit, gefährlicher als die vom Weine, belebte ihn. Plötzlich erhielt er von hinten an die Beine einen Stoß, der heftig genug war, daß er sich sogleich unterbrach.

Er wandte sich um und sah an seiner Seite eine große, olivenfarbene, steife, löcherige Figur mit schwarzen Augen, welche leuchteten wie glühende Kohlen.

Auf die Geberde des Zornes von Beausire, antwortete dieser seltsame Mensch durch einen ceremoniösen Gruß, begleitet mit einem Blick so lang wie ein Raufdegen.

„Der Portugiese!“ sagte Beausire, erstaunt über diese Begrüßung von Seiten eines Mannes, der ihm so eben einen Stoß gegeben hatte.

„Der Portugiese!“ wiederholten die Damen. Und sie verließen Beausire, um den Fremden zu umflattern.

Dieser Portugiese war in der That der Liebling der Damen, denen er unter dem Vorwand, er spreche nicht Französisch, beständig Leckereien brachte, die zuweilen in ein Kassenbillet von fünfzig bis sechzig Livres eingewickelt waren.

Beausire kannte den Portugiesen als einen von den Verbündeten. Der Portugiese verlor beständig bei

den Stammgästen des Spielhauses. Er bestimmte seine Sätze auf ungefähr hundert Louisd'or in der Woche, und regelmäßig nahmen ihm die Stammgäste seine hundert Louisd'or ab.

Das war der Lockvogel der Gesellschaft. Während er sich hundert goldene Federn ausrupfen ließ, plünderten die andern Genossen die angeköderten Spieler.

Die Verbündeten betrachteten auch den Portugiesen als den nützlichen Mann, die Stammgäste als den angenehmen Mann. Beausire hegte für ihn die stillschweigende Hochachtung, die sich stets an das Unbekannte anschließt, sollte auch das Mißtrauen einen Antheil daran haben.

Beausire, der also den kleinen Fußtritt empfangen, den ihm der Portugiese an die Waden ertheilt hatte, wartete, schwieg und setzte sich.

Der Portugiese nahm beim Spiel Platz, legte zwanzig Louisd'or auf den Tisch, und in zwanzig Coups, die einen Kampf von einer Viertelstunde kosteten, war er von seinen zwanzig Louisd'or durch sechs hungerige Panter befreit, welche einen Augenblick die Krallenschläge des Banquiers und der anderen Genossen vergaßen.

Es schlug drei Uhr Morgens. Beausire leerte vollends ein Glas Bier.

Zwei Bedienten traten ein, der Banquier ließ sein Geld in den doppelten Boden des Tisches fallen, denn die Statuten der Verbindung hatten so sehr das Gepräge des Vertrauens gegen die Mitglieder, daß man nie einem von ihnen die völlige Verwaltung der Fonds der Gesellschaft übertrug.

Das Geld fiel am Ende der Sitzung durch eine kleine Oeffnung in den doppelten Grund des Tisches, und es war als Nachschrift diesem Artikel der Statuten der Gesellschaft beigefügt, daß der Banquier nie lange Aermel haben dürfe, wie er auch nie Geld bei sich tragen könne.

Was bedeutete, daß man ihm zwanzig Louisd'or

in die Aermel schlüpfen zu lassen verbot, und daß sich die Gesellschaft das Recht vorbehielt ihn zu durchsuchen, um ihm das Geld wegzunehmen, das er in seine Tasche spazieren zu lassen gewußt hätte.

Die Bedienten, sagen wir, brachten den Mitgliedern der Gesellschaft die Oberröcke, die Mäntel und die Degen; mehrere von den glücklichen Spielern gaben den Damen den Arm; die Unglücklichen stiegen in eine Sänfte, was damals in diesen friedlichen Quartieren noch Mode war, und es wurde Nacht im Spielsaal.

Beausire hatte sich zum Schein auch in seinen Domino gehüllt, als wollte er eine ewige Reise antreten; aber er ging nicht über den ersten Stock hinab, sondern kehrte, sobald die Hausthüre wieder geschlossen war, in den Salon zurück, in den auch zwanzig von den Verbündeten zurückgekehrt waren.

„Endlich werden wir uns erklären," sagte Beausire.

„Zünden Sie Ihre Zuglaterne wieder an und sprechen Sie nicht so laut," erwiederte kalt und in gutem Französisch der Portugiese, der seinerseits eine auf dem Tische stehende Laterne ansteckte.

Beausire brummte ein paar Worte, auf die Niemand Achtung gab. Der Portugiese setzte sich an den Platz des Banquier. Man untersuchte, ob die Läden, die Vorhänge, die Thüren gut geschlossen seien. Man setzte sich sachte, die Ellenbogen auf den Tisch, mit einer verzehrenden Neugierde.

„Ich habe eine Mittheilung zu machen," sagte der Portugiese; „glücklicher Weise bin ich zu rechter Zeit eingetroffen, denn Herrn von Beausire juckt heute Abend die Zunge ganz unmäßig ..."

Beausire wollte aufschreien.

„Friede! Friede!" sagte der Portugiese; „keine verlorene Worte! Sie haben Worte ausgesprochen, welche mehr als unklug sind. Sie hatten Kenntniß von meinem Gedanken, gut! Sie sind ein Mann von Geist, Sie können ihn errathen haben, doch meiner

Ansicht nach darf es die Eitelkeit nie dem Interesse zuvorthun."

„Ich verstehe nicht," versetzte Beausire.

„Wir verstehen nicht," sprach die ehrenwerthe Versammlung.

„Doch wohl: Herr von Beausire wollte beweisen, er habe zuerst das Geschäft gefunden."

„Welches Geschäft?" fragten die Betheiligten.

„Das Geschäft mit den zwei Millionen!" rief Beausire mit mächtigem Nachdruck.

„Zwei Millionen!" wiederholten die Verbündeten.

„Vor Allem," fiel hastig der Portugiese ein, „Sie übertreiben; das Geschäft kann sich unmöglich so hoch belaufen, das werde ich Ihnen sogleich beweisen."

„Niemand weiß hier, was Sie meinen!" rief der Banquier.

„Ja, wir sind aber nichtsdestoweniger ganz Ohr," fügte ein Anderer bei.

„Sprechen Sie zuerst," sagte Beausire.

„Das will ich wohl," erwiederte der Portugiese.

Und er schenkte sich ein Glas Orgeatsyrup ein, das er ruhig trank, ohne etwas an seinem Wesen als eiskalter Mann zu ändern.

„Erfahren Sie," sprach er, „ich sage es nicht wegen des Herrn von Beausire, daß das Halsband nicht mehr als fünfzehnmal hunderttausend Livres werth ist."

„Oh! wenn es sich um ein Halsband handelt!" versetzte Beausire.

„Ja, mein Herr, ist das nicht Ihr Geschäft?"

„Vielleicht."

„Er spielt den Discreten, nachdem er der Indiscrete gewesen ist."

Und der Portugiese zuckte die Achseln.

„Zu meinem Bedauern sehe ich Sie einen Ton annehmen, der mir mißfällt," sprach Beausire mit dem Ausdruck eines Hahns, der sich auf seine Sporen erhebt.

„Mira! mira!" sprach der Portugiese kalt wie Marmor, „Sie werden nachher sagen, was Sie sagen wollen,

ich sage vorher, was ich zu sagen habe, und die Zeit drängt, denn Sie müssen wissen, daß der Gesandte spätestens in acht Tagen ankommt."

„Das wird verwickelt," dachte die Versammlung, bebend vor Interesse, „das Halsband, die fünfzehnmal hunderttausend Livres, ein Gesandter..: was ist das?"

„Vernehmen Sie Alles mit zwei Worten," sprach der Portugiese. „Die Herren Böhmer und Bossange haben der Königin ein Halsband von Diamanten im Werth von fünfzehnmal hunderttausend Livres anbieten lassen. Die Königin hat es ausgeschlagen. Die Juweliere wissen nicht, was sie damit thun sollen und verbergen es. Sie sind sehr in Verlegenheit, denn dieses Halsband kann nur durch ein königliches Vermögen erkauft werden; nun wohl! ich habe die königliche Person gefunden, die dieses Halsband kaufen und aus dem Kasten der Herren Böhmer und Bossange herausbringen wird."

„Das ist?" fragten die Verbündeten.

„Es ist meine allergnädigste Gebieterin, die Königin von Portugal."

Bei diesen Worten warf sich der Portugiese gehörig in die Brust.

„Wir begreifen weniger als je," sagten die Verbündeten.

„Ich begreife gar nicht mehr," dachte Beausire.

„Erklären Sie sich rein heraus, mein lieber Herr Manoel," sagte er, „denn die Privatzwistigkeiten müssen vor dem öffentlichen Interesse weichen. Sie sind der Vater der Idee, ich muß es offenherzig anerkennen. Ich verzichte auf jedes Recht der Vaterschaft, aber um Gottes willen! seien Sie klar."

„Gut, gut," erwiederte Manoel. Und er leerte einen zweiten Napf Orgeat. „Ich will die Frage durchsichtig machen."

„Wir sind schon sicher, daß ein Halsband von fünfzehnmal hunderttausend Livres existirt," sagte der Banquier. „Das ist ein wichtiger Punkt."

„Und dieses Halsband befindet sich im Kasten der Herren Böhmer und Bossange. Das ist der zweite Punkt," fügte Beausire bei.

„Aber Don Manoel hat gesagt, Ihre Majestät die Königin von Portugal kaufe das Halsband. Das führt uns irre."

„Es kann doch nichts klarer sein," versetzte der Portugiese. „Sie brauchen nur meinen Worten Aufmerksamkeit zu schenken. Der Gesandtschaftsposten ist erledigt; es findet ein Interim statt; der neue Gesandte, Herr von Suza, kommt frühestens in acht Tagen."

„Gut," sagte Beausire.

„In acht Tagen, wer verhindert es, daß dieser Gesandte, den es drängt, Paris zu sehen, ankommt und sich installirt?"

Die Anwesenden schauten einander mit aufgesperrtem Munde an.

„Begreifen Sie doch," rief Beausire lebhaft, „Don Manoel will Ihnen sagen, es könne ein falscher oder ein wahrer Gesandter kommen."

„Ganz richtig," fügte der Portugiese bei. „Hätte der Gesandte, der sich einfinden wird, Lust zu dem Halsband für Ihre Majestät die Königin von Portugal, wäre er nicht berechtigt dazu?"

„Bei Gott!" riefen die Anwesenden.

„Und dann unterhandelt er mit den Herren Böhmer und Bossange. Das ist das Ganze."

„Das Ganze!"

„Nur muß man bezahlen, wenn man unterhandelt hat," bemerkte der Banquier vom Pharo.

„Oh! bei Gott! ja," erwiederte der Portugiese.

„Die Herren Böhmer und Bossange werden das Halsband nicht in die Hände eines Gesandten übergehen lassen, und wäre es auch ein ächter Suza, ohne gute Garantien zu haben."

„O! ich habe wohl an eine Garantie gedacht," antwortete der zukünftige Gesandte.

„Welche?"

„Der Gesandtschaftsposten ist verlassen, haben wir gesagt?"

„Ja."

„Es ist nur noch ein Kanzler vorhanden, ein braver Mensch von einem Franzosen, der die portugiesische Sprache so schlecht als irgend Jemand in der Welt spricht und entzückt ist, wenn die Portugiesen Französisch mit ihm sprechen, weil er nicht leidet; wenn die Franzosen Portugiesisch mit ihm reden, weil er glänzt."

„Nun?" fragte Beausire.

„Nun! meine Herren, wir erscheinen vor diesem braven Mann mit dem ganzen Aeußern der neuen Gesandtschaft."

„Das Aeußere ist gut," entgegnete Beausire, „doch die Papiere sind mehr werth."

„Man wird die Papiere haben," erwiederte Don Manoel laconisch.

„Es wäre vergeblich, zu bezweifeln, Don Manoel sei ein kostbarer Mann," sagte Beausire."

„Sobald das Aeußere und die Papiere den Kanzler von der Identität der Gesandtschaft überzeugt haben, setzen wir uns auf dem Posten fest . . ."

„Ho! ho! das ist stark," unterbrach ihn Beausire.

„Es ist nothwendig!" fuhr der Portugiese fort.

„Es ist ganz einfach," versicherten die anderen Verbündeten.

„Aber der Kanzler?" warf Beausire ein.

„Wir haben es gesagt: Ueberzeugt."

„Wäre er zufällig minder gläubig, so würde man ihn zehn Minuten, ehe er zweifelte, entlassen. Ich denke, ein Gesandter hat das Recht, mit seinem Kanzler zu wechseln?"

„Offenbar."

„Wir sind also Herren der Gesandtschaft, und unsere erste Operation ist, daß wir den Juwelieren Böhmer und Bossange einen Besuch machen."

„Nein, nein," entgegnete Beausire lebhaft, „Sie scheinen mir einen Hauptpunkt nicht zu kennen, der

nir vollkommen bekannt ist, mir, der ich an den Höfen
jelebt habe. Eine Operation, wie Sie es nennen,
vird nicht von einem Gesandten vorgenommen, ohne
aß er, vor jedem andern Schritt, in feierlicher Audienz
mpfangen worden ist, und hierin liegt eine Gefahr.
Der berüchtigte Riza Bey, der in der Eigenschaft eines
Gesandten des Schach von Persien Ludwig XIV. vor-
jestellt wurde und die Dreistigkeit hatte, Seiner aller-
hristlichsten Majestät für dreißig Franken Türkisse
nzubieten, Riza-Bey, sage ich, war sehr stark in der
erfischen Sprache, und der Teufel soll mich holen,
venn es in Frankreich Gelehrte gab, welche im
Stande waren, ihn zu überweisen, er komme nicht
on Ispahan. Aber wir würden sogleich erkannt
verden. Man würde uns auf der Stelle sagen, wir
prechen das Portugiesische in reinem Gallisch, und
um Vorstellungsgeschenk schickte man uns in die Ba-
tille. Nehmen wir uns in Acht."

„Ihre Einbildungskraft reißt Sie zu weit fort,
ieber College," sagte der Portugiese, „wir werden uns
icht allen diesen Gefahren entgegenwerfen; wir bleiben
eder in unserm Hotel."

„Dann wird Herr Böhmer nicht so sehr glauben,
aß wir Gesandte, daß wir Portugiesen, als dies
öthig wäre."

„Herr Böhmer wird begreifen, wir seien mit dem
anz einfachen Auftrag, das Halsband zu kaufen, nach
Frankreich gekommen, da der Gesandte gewechselt wor-
en, während wir unter Weges gewesen. Es ist uns
ur der Befehl, ihn zu ersetzen, zugestellt worden. Nun,
iesen Befehl zeigt man, wenn es sein muß, Herrn
Bossange, dann wird man ihn auch wohl dem Herrn
Kanzler der Gesandtschaft gezeigt haben; nur muß man
emüht sein, diesen Befehl den Ministern nicht zu zei-
en, denn die Minister sind neugierig, sie sind miß-
rauisch, sie würden uns mit einer Menge von kleinen
Einzelnheiten scheren."

„Oh! ja," rief die Versammlung, „setzen wir uns nicht mit dem Ministerium in Verbindung."

„Verlangten aber die Herren Böhmer und Bossange . . ."

„Was?" fragte Manoel.

„Eine Abschlagszahlung," antwortete Beausire.

„Das würde die Sache verwickelt machen," sagte der Portugiese verlegen.

„Denn," fuhr Beausire fort, „denn es ist gebräuchlich, daß ein Gesandter mit Creditbriefen, wenn nicht mit baarem Geld, ankommt."

„Das ist richtig," sagten die Verbündeten.

„Die Angelegenheit würde hier scheitern," fügte Beausire bei.

„Sie finden immer Mittel, das Geschäft scheitern zu machen," entgegnete Manoel mit einer eisigen Schärfe. „Sie werden keine finden, um es gelingen zu machen."

„Gerade weil ich solche finden will, erhebe ich Schwierigkeiten," erwiederte Beausire. „Und ... halt, halt, ich finde sie."

Alle Köpfe näherten sich in einem Kreise.

„In jeder Kanzellei ist eine Kasse."

„Ja, eine Kasse und ein Credit."

„Sprechen wir nicht vom Credit," erwiederte Beausire; „nichts ist so theuer, um es sich zu verschaffen. Um Credit zu bekommen, müßten wir Pferde, Equipagen, Bediente, Meubles und Geräthe aller Art haben, was die Grundlage jedes möglichen Credits ist. Reden wir von der Kasse. Was denken Sie von der Ihrer Gesandtschaft?"

„Ich betrachtete meine Gebieterin, Ihre Allertreuste Majestät, immer als eine herrliche Königin. Sie muß die Dinge gut gemacht haben."

„Das werden wir sehen; und dann nehmen wir an, es sei nichts in der Kasse."

„Das ist möglich," sprachen seufzend die Verbündeten.

„Dann gibt es keine Verlegenheit mehr, denn sogleich fragen wir, der Gesandte, die Herren Böhmer und Bossange, wer ihr Correspondent in Lissabon sei, und wir unterzeichnen, wir stempeln, wir siegeln ihnen Wechsel auf diesen Correspondenten für die verlangte Summe.“

„Ah! das ist gut,“ sagte Don Manoel majestätisch, von der Erfindung eingenommen, „ich war nicht zu den Details hinabgestiegen.“

„Welche köstlich sind,“ rief der Banquier vom Pharo, indem er mit seiner Zunge über seine Lippen hinstrich.

„Nun denken wir daran, die Rollen unter uns auszutheilen,“ sprach Beausire. „Ich sehe Don Manoel im Gesandten.“

„Oh! gewiß, ja,“ rief im Chor die Versammlung.

„Und ich sehe Herrn von Beausire in meinem Secretaire-Dolmetscher,“ fügte Don Manoel bei.

„Wie so?“ fragte Beausire ein wenig ängstlich.

„Ich darf kein Wort Französisch sprechen, ich, der ich Herr von Suza bin; denn ich kenne ihn, diesen Herrn, und wenn er spricht, was selten vorkommt, so ist es höchstens das Portugiesische, seine Muttersprache. Sie, im Gegentheil, Herr von Beausire, der Sie gereist sind, der Sie eine große Uebung in den Pariser Unterhandlungen haben, der Sie das Portugiesische angenehm sprechen . . .“

„Schlecht,“ unterbrach Beausire.

„Genug, daß man Sie nicht für einen Pariser hält.“

„Das ist wahr . . . Aber . . .“

„Und dann,“ fügte Don Manoel, sein schwarzes Auge auf Beausire heftend, bei, „den nützlichsten Agenten der größte Vortheil.“

„Gewiß!“ sprachen die Verbündeten.

„Abgemacht, ich bin Secretaire-Dolmetscher.“

„Sprechen wir sogleich hievon,“ unterbrach der Banquier; „wie wird man die Sache vertheilen?“

„Ganz einfach," antwortete Don Manoel, „wir sind Unserer zwölf."

„Ja, zwölf," wiederholten die Verbündeten, die sich zählten."

„In Zwölfteln also," sagte Don Manoel, „mit dem Vorbehalt indessen, daß Gewisse unter uns anderthalb Theile bekommen sollen; ich, zum Beispiel, als Vater der Idee und als Gesandter; Herr von Beausire, weil er den Streich gewittert hatte und von Millionen sprach, als er hierher kam."

Beausire machte ein Zeichen der Beipflichtung.

„Und endlich auch anderthalb Theile demjenigen, welcher die Diamanten verkaufen wird," fügte der Portugiese bei.

„Oh!" riefen einstimmig die Verbündeten, „diesem nichts, nichts als einen halben Theil."

„Warum denn?" fragte Don Manoel erstaunt; „dieser scheint mir viel zu wagen."

„Ja," sagte der Banquier, „aber er wird die Weinkäufe, die Prämien, die Rimessen bekommen, wodurch ihm ein herrliches Stück zufällt."

Alle lachten; diese ehrlichen Leute verstanden sich vortrefflich.

„So ist also die Hauptsache geordnet," sprach Beausire, „morgen die einzelnen Punkte, es ist spät."

Er dachte an Oliva, welche auf dem Ball allein mit dem blauen Domino geblieben war, für den, so leicht er auch Louisd'or verschenkte, der Liebhaber von Nicole sich nicht durch ein blindes Vertrauen eingenommen fühlte.

„Nein, nein, endigen wir sogleich," riefen die Verbündeten, „was sind die einzelnen Punkte?"

„Ein Reisewagen mit dem Wappen von Suza," antwortete Beausire.

„Das Malen und besonders das Trocknen wird zu viel Zeit kosten," entgegnete Manoel.

„Ein anderes Mittel also," rief Beausire. „Der Wagen des Herrn Gesandten wird unter Weges

gebrochen und er genöthigt gewesen sein, den seines Secretaire zu nehmen."

„Sie haben also einen Wagen, Sie?" fragte der Portugiese.

„Ich habe den ersten, den besten."

„Aber Ihr Wappen?"

„Das erste, das beste."

„Oh! das vereinfacht Alles. Viel Staub, viele Kothspritzer auf den Feldern bei der Stelle, wo das Wappen angebracht ist, und der Kanzler wird nichts sehen, als Staub und Kothspritzer."

„Aber der übrige Theil der Gesandtschaft?" fragte der Banquier.

„Wir, wir kommen am Abend an, das ist bequemer für ein Debut, und Sie, Sie treffen am andern Morgen ein, wenn wir schon Alles vorbereitet haben."

„Sehr gut!"

„Jeder Gesandte braucht, außer seinem Secretaire, einen Kammerdiener," bemerkte Manoel, „eine delicate Function."

„Mein Herr Commandeur," sprach der Banquier, indem er sich an einen von den Schlauköpfen wandte, „Sie werden die Rolle des Kammerdieners übernehmen."

Der Commandeur verbeugte sich.

„Und die Gelder für die Einkäufe?" sagte Don Manoel; „ich bin auf dem Trockenen."

„Ich habe Geld," sprach Beausire, „aber es gehört meiner Geliebten."

„Wie viel ist in der Kasse?" fragten die Verbündeten.

„Ihre Schlüssel, meine Herren," rief der Banquier.

Jeder von den Verbündeten zog aus seiner Tasche ein Schlüsselchen, das einen Riegel von den zwölfen öffnete, mit denen der doppelte Grund des trefflichen Tisches verschlossen war, so daß in dieser ehrlichen Gesellschaft keiner die Kasse ohne die Erlaubniß seiner elf Collegen untersuchen konnte.

Man schritt zur Beurkundung.

„Hundert und achtundneunzig Louisd'or außer dem Reservefonds," sagte der Banquier, der überwacht worden war.

„Geben Sie diese Summe Herrn von Beausire und mir," sprach Don Manoel; „das ist nicht zu viel."

„Geben Sie uns zwei Drittel, lassen Sie das übrige Drittel dem Rest der Gesandtschaft," sprach Beausire mit einer Großmuth, durch die er alle Stimmen für sich gewann.

„Auf diese Art bekommen Don Manoel und Beausire hundert und zweiunddreißig Louisd'or, und sechsundsechzig bleiben für die Andern."

Man trennte sich, nachdem man sich auf den andern Tag Rendez-vous gegeben hatte; Beausire rollte hastig seinen Domino unter seinen Arm und lief nach der Rue Dauphine, wo er Mlle. Oliva im Besitz von Allem dem, was sie an alten Tugenden und neuen Louisd'or hatte, wiederzufinden hoffte.

XXVI.

Der Gesandte.

Am andern Tag, gegen Abend, kam ein Reisewagen, genug bestaubt, genug mit Koth bespritzt, daß Niemand das Wappen unterscheiden konnte, durch die Barrière de l'Enfer.

Die vier Pferde, die ihn führten, liefen in größter Eile; die Postillons sputeten sich, als ob sie einen Fürsten bedienten.

Der Wagen hielt vor einem Hotel von ziemlich hübschem Aussehen in der Rue de la Jussienne an.

Vor der Thüre dieses Hotel warteten zwei Männer, der eine in einer Kleidung, welche durch ihren

Glanz die Ceremonie verkündigte, den andere in einer Art von Alltagslivrée, wie sie jeder Zeit die öffentlichen Officianten der verschiedenen Pariser Administrationen gehabt haben.

Mit anderen Worten, der Letztere glich einem Portier im Prachtgewand.

Der Wagen fuhr in das Hotel hinein, dessen Thüren sogleich wieder mehreren Neugierigen vor der Nase zugemacht wurden.

Der Mann im Staatskleide näherte sich sehr ehrfurchtsvoll dem Kutschenschlag und begann mit einer meckernden Stimme eine Rede in portugiesischer Sprache.

„Wer sind Sie?“ fragte aus dem Innern eine etwas trotzige Stimme ebenfalls portugiesisch, nur sprach diese Stimme ein vortreffliches Portugiesisch.

„Der unwürdige Kanzler der Gesandtschaft, Excellenz.“

„Sehr gut. Wie schlecht sprechen Sie unsere Sprache, mein lieber Kanzler! Sagen Sie, wo steigt man aus?“

„Hier, gnädigster Herr, hier.“

„Ein trauriger Empfang,“ rief der edle Don Manoel, der sich gewaltig in die Brust warf, während er sich auf seinen Kammerdiener und seinen Secretaire stützte.

„Eure Excellenz wird mir gnädigst verzeihen,“ sagte der Kanzler in seiner schlechten Sprache, „der Courier Seiner Excellenz ist erst heute Mittag um zwei Uhr bei der Gesandtschaft abgestiegen, um Ihre Ankunft zu melden. Ich war abwesend, gnädigster Herr, abwesend in Geschäften der Gesandtschaft. Bei meiner Rückkehr fand ich sogleich den Brief Eurer Excellenz. Ich hatte nur noch Zeit, die Zimmer zu öffnen; man beleuchtet sie.“

„Gut, gut.“

„Ah! es ist eine große Freude, die erhabene Person unseres neuen Gesandten zu sehen.“

„Stille! lassen wir nichts bekannt werden, bis

neue Befehle von Lissabon eingetroffen sind. Wollen Sie nur die Güte haben, mich in mein Schlafzimmer zu führen, ich falle um vor Müdigkeit. Sie werden sich mit meinem Secretaire besprechen, er soll Ihnen meine Befehle mittheilen."

Der Kanzler verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor Beausire; dieser erwiederte die Verbeugung durch einen freundlichen Gruß und sagte mit einer höflich ironischen Miene:

„Sprechen Sie Französisch, mein lieber Herr, das wird Ihnen bequemer sein, und mir ist es auch genehm."

„Ja, ja," murmelte der Kanzler, „es wird bequemer für mich sein, denn ich muß gestehen, Herr Secretaire, meine Aussprache . . ."

„Ich sehe es wohl," erwiederte Beausire mit Dreistigkeit.

„Ich benütze diese Gelegenheit, da ich in Ihnen einen so liebenswürdigen Mann finde," sprach der Kanzler mit hastigem Erguß, „ich benütze die Gelegenheit, sage ich, um Sie zu fragen, ob Sie glauben, Herr von Suza werde mir nicht böse sein, daß ich das Portugiesische so radebreche."

„Keines Weges, wenn Sie das Französische rein sprechen."

„Ich!" sagte der Kanzler freudig; „ich, ein Pariser der Rue Sainte-Honoré?"

„Oh! das ist zum Entzücken!" rief Beausire. „Wie heißen Sie? Ducorneau, glaube ich?"

„Ducorneau, ja, Herr Secretaire, ein ziemlich glücklicher Name, denn er hat eine spanische Endung, wenn man will. Der Herr Secretaire wußte meinen Namen, das ist sehr schmeichelhaft für mich."

„Ja, Sie sind dort sehr gut angeschrieben, so gut angeschrieben, daß Ihr Ruf uns abgehalten hat, einen Kanzler von Lissabon mitzubringen."

„Oh! wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig, und welch ein Glück ist für mich die Ernennung von Herrn von Suza!"

„Oh! ich glaube, der Herr Gesandte läutet."

„Laufen wir!"

Man lief in der That. Der Herr Gesandte hatte sich, eifrigst unterstützt von seinem Kammerdiener, schon ausgekleidet und einen prachtvollen Schlafrock angezogen. In Eile gerufen, war ein Barbier mit ihm beschäftigt. Einige, dem Anscheine nach, ziemlich reiche Schachteln und Reisenecessaires schmückten die Tische und Consoles.

Ein großes Feuer flammte im Kamin.

„Treten Sie ein, treten Sie ein, Herr Kanzler," rief der Gesandte, der sich in einen ungeheuern Lehnstuhl mit Polstern, ganz nach der Quere vor dem Kamin, begraben hatte.

„Der Herr Gesandte wird ärgerlich werden, wenn ich ihm französisch antworte," sagte leise der Kanzler zu Beausire.

„Nein, nein, immer zu."

Ducorneau machte sein Compliment in französischer Sprache.

„Ah! das ist sehr bequem, Sie sprechen das Französische bewunderungswürdig, Herr du Corno."

„Er hält mich für einen Portugiesen," dachte der Kanzler, trunken vor Freude.

Und er drückte Beausire die Hand.

„Wohlan! kann man zu Nacht speisen?"

„Gewiß, ja, Eure Excellenz. Ja, das Palais-Royal ist zwei Schritte von hier, und ich kenne einen vortrefflichen Traiteur, der Eurer Excellenz ein gutes Abendbrod bringen würde."

„Als ob es für Sie wäre, Herr du Corno."

„Ja, gnädigster Herr . . . Und ich, wenn es Eure Excellenz erlaubt, würde mir die Freiheit nehmen, ein paar Flaschen von einem Wein aus dem Lande anzubieten, wie Eure Excellenz keinen in Porto selbst gefunden haben wird."

„Ei! unser Kanzler hat also einen guten Keller?" sagte Beausire munter.

„Das ist mein einziger Luxus," erwiederte demüthig der brave Mann, dessen lebhafte Augen, dicke, runde Backen und blüthenreiche Nase Beaufire und Don Manoel zum ersten Mal beim Scheine der Kerzen sehen konnten.

„Machen Sie es, wie es Ihnen beliebt, Herr du Corno," sagte der Gesandte; „bringen Sie uns von Ihrem Wein, und speisen Sie mit uns zu Nacht."

„Eine solche Ehre . . ."

„Ohne Etiquette, heute bin ich noch ein Reisender, ich werde erst morgen der Gesandte sein. Und dann werden wir von den Geschäften sprechen."

„Oh! der gnädige Herr wird mir doch erlauben, daß ich einen Blick auf meine Toilette werfe."

„Sie sind herrlich," sagte Beaufire.

„Empfangstoilette, nicht Gala," erwiederte Ducorneau.

„Bleiben Sie, wie Sie sind, und widmen Sie unseren Anstalten die Zeit, die Sie brauchten, um das Galakleid anzuziehen."

Entzückt, verließ Ducorneau den Gesandten und lief eiligst weg, um zehn Minuten für den Appetit Seiner Excellenz zu gewinnen.

Während dieser Zeit ließen die drei Schelme das Mobiliar und die übrigen Gegenstände ihrer neuen Gewalt die Revue passiren.

„Schläft dieser Kanzler im Hotel?" fragte Don Manoel.

„Nein: der Bursche hat einen guten Keller und muß irgendwo eine hübsche Frau oder eine Grisette haben. Es ist ein alter Junggeselle."

„Der Portier?"

„Man wird sich seiner entledigen müssen."

„Ich übernehme das."

„Die anderen Bedienten des Hotel?"

„Miethbediente, deren Stelle unsere Verbündeten morgen einnehmen werden."

„Was sagt die Küche? was die Offiz?"

„Todt! todt! der frühere Gesandte erschien nie im Hotel. Er hatte sein Haus in der Stadt.“

„Was sagt die Kasse?“

„Was die Kasse betrifft, so müssen wir den Kanzler befragen: das ist delicat.“

„Das übernehme ich,“ sagte Beaufire, „wir sind schon die besten Freunde der Welt.“

„Stille! er kommt.“

Ducorneau kam wirklich athemlos zurück. Er hatte den Traiteur in der Rue des-Bons-Enfans benachrichtigt, aus seinem Cabinet sechs Flaschen von ehrwürdigem Aussehen genommen, und sein freudiges Gesicht verkündete alle die guten Geneigtheiten, welche die zwei Sonnen, die Natur und die Diplomatie, zu combiniren wissen, um das zu vergolden, was die Cyniker die menschliche Façade nennen.

„Eure Excellenz wird nicht in den Speisesaal hinabgehen?“ fragte er.

„Nein, nein, wir speisen auf dem Zimmer, unter uns, am Kamin.“

„Der gnädigste Herr erfüllt mich mit Freude. Hier ist der Wein.“

„Topase!“ sagte Beaufire, indem er eine von den Flaschen zu der Höhe einer Kerze emporhob.

„Setzen Sie sich, Herr Kanzler, während mein Kammerdiener den Tisch deckt.“

Ducorneau setzte sich.

„An welchem Tag sind die letzten Depechen angekommen?“ fragte der Gesandte.

„Am Vorabend der Abreise Ihres . . . des Vorgängers Eurer Excellenz.“

„Wohl! die Gesandtschaft ist in gutem Zustand?“

„Oh! ja, gnädigster Herr.“

„Keine schlechte Geldangelegenheiten?“

„Nicht, daß ich wüßte.“

„Keine Schulden? . . . Oh! sprechen Sie. Wenn solche vorhanden wären, so würden wir damit anfangen, daß wir sie bezahlten. Mein Vorgänger ist ein

wackerer Mann, für den ich mich solidarisch verbindlich mache."

„Gott sei Dank, der gnädige Herr wird das nicht nöthig haben; die Credite sind angewiesen worden, und am andern Tage nach der Abreise des vorigen Gesandten kamen hunderttausend Livres hier an.

„Hunderttausend Livres!" riefen, ganz erschrocken vor Freude, gleichzeitig Beausire und Don Monoel.

„In Gold," sagte der Kanzler.

„In Gold," wiederholte der Gesandte, der Secretaire und sogar der Kammerdiener.

„Somit," sagte Beausire, seine Aufregung bewältigend, „somit enthält die Kasse..."

„Einmal hunderttausend dreihundert und achtundzwanzig Livres, Herr Secretaire."

„Das ist wenig," sprach Don Manoel kalt; „doch Ihre Majestät hat zum Glück Fonds zu unserer Verfügung gestellt. Ich sagte Ihnen ja, mein Lieber," fuhr er, sich an Beausire wendend, fort, „ich sagte Ihnen, es würde uns in Paris daran fehlen."

„In diesem Punkte hat Eure Excellenz ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen," erwiederte Beausire ehrerbietig.

Von dieser wichtigen Mittheilung des Kanzlers an nahm die Heiterkeit der Gesandtschaft beständig zu.

Ein gutes Abendbrod, bestehend aus einem Salmen, ungeheuren Krebsen, Schwarzfleisch und Cremen, vermehrte nicht wenig die Begeisterung der portugiesischen Herren.

Ducorneau, dem man es behaglich gemacht, aß wie zehn Granden Spaniens und zeigte seinen Vorgesetzten, wie ein Pariser der Rue Saint-Honoré die Weine von Porto und Xeres als Weine von Brie und Tonnerre behandelte.

XXVII.

Die Herren Böhmer und Bossange.

Herr Ducorneau segnete noch den Himmel, daß er ihm einen Gesandten geschickt, der die französische Sprache der portugiesischen, und die portugiesischen Weine den französischen vorzog; er schwamm in dieser köstlichen Glückseligkeit, die dem Gehirn der befriedigte und dankbare Magen bereitet, als ihn Herr von Suza zum Schlafengehen ermahnte.

Ducorneau stand auf, und in einer sehr gefährlichen Reverenz, die sich an eben so vielen Meubles anhing, als sich der Zweig eines wilden Rosenstocks an Blätter in einem Gebüsche anhängt, erreichte der Kanzler die Thüre und die Straße.

Beausire und Don Manoel hatten dem Wein der Gesandtschaft nicht genug zugesprochen, um sogleich dem Schlafe zu unterliegen.

Ueberdies mußte der Kammerdiener nach seinen Herren ebenfalls zu Nacht speisen, ein Geschäft, das der Commandeur mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit den von dem Herrn Gesandten und seinem Secretaire gegebenen Vorschriften gemäß vollführte.

Der ganze Plan für den nächsten Tag war entworfen. Die drei Verbündeten nahmen eine Recognoscirung im Hotel vor, nachdem sie sich versichert hatten, daß der Portier schlief.

Durch die Thätigkeit des nüchternen Ducorneau ging am andern Morgen die Gesandtschaft aus ihrer Lethargie hervor. Schreibtische, Mappen, Schreibzeuge, Galakleider, im Hofe tänzelnde Pferde zeigten das Leben da an, wo am Tage zuvor noch Alles still und todt gewesen war.

Rasch verbreitete sich das Gerücht im Quartier, eine hohe Person, mit wichtigen Geschäften beauftragt, sei in der Nacht von Portugal angekommen.

Dieses Gerücht, das unsern drei Schelmen Credit

geben sollte, war für sie eine Quelle immer neuer Beängstigungen.

Die Polizei von Herrn von Crosne und die von Herrn von Breteuil hatten in der That große Ohren, die sie bei einer solchen Vorkommenheit gut zu schließen sich wohl hüten würden; sie hatten Argus-Augen, die sie sicherlich nicht zumachen würden, wenn es sich um die Herren Diplomaten von Portugal handelte.

Don Manoel bemerkte aber Beausire, mit Kühnheit könnte man es verhindern, daß die Nachforschungen der Polizei vor acht Tagen zu Verdachten, die Verdachte vor vierzehn Tagen zu Gewißheiten würden, daß folglich vor zehn Tagen, was der Mittelzeitpunkt, nichts die Verbindung in ihrer Bewegung beengen würde, welche Verbindung, um gut zu Werke zu gehen, ihre Operationen vor Ablauf von sechs Tagen beendigt haben müßte.

Die Morgenröthe war eben angebrochen, als zwei Miethwagen in das Hotel das Gepäcke der neun Bursche brachten, welche das Personal der Gesandtschaft zu bilden bestimmt waren.

Sie wurden von Beausire sehr rasch in ihre Stellen eingesetzt. Einen verwendete man bei der Kasse, den Andern bei den Archiven, ein Dritter nahm die Stelle des bisherigen Portier ein, dem Ducorneau selbst unter dem Vorwand, er verstehe nicht Portugiesisch, den Abschied gab. Das Hotel war also von dieser Garnison bevölkert, welche die Zugänge jedem Profanen verwehren sollte.

Die Polizei ist im höchsten Grade profan gegen diejenigen, welche politische oder andere Geheimnisse haben.

Gegen Mittag stieg Don Manoel, genannt Suza, sehr elegant gekleidet, in einen anständigen Wagen, den Beausire um 500 Livres für einen Monat, wobei er vierzehn Tage vorausbezahlte, gemiethet hatte.

Er fuhr nach dem Hause der Herren Böhmer und

Bossange in Gesellschaft seines Secretaire und seines Kammerdieners.

Der Kanzler erhielt den Befehl, unter seinem Couvert und wie gewöhnlich in Abwesenheit der Gesandten alle Geschäfte in Beziehung auf Päſſe, Entschädigungen und Unterstützungen zu besorgen, mit dem Auftrage jedoch, nur mit dem Gutheißen des Herrn Secretaire Zahlungen zu machen oder Rechnungen zu berichtigen.

Diese Herren wollten die Summe von hunderttausend Livres, die Hauptwurzel der ganzen Operation, unberührt erhalten.

Man belehrte den Herrn Gesandten, die Juweliere der Krone wohnen auf dem Quai de l'Ecole, wo sie gegen ein Uhr Nachmittags vorfuhren.

Der Kammerdiener klopfte bescheiden an die Thüre des Juweliers, welche mittelst starker Schlösser verschlossen und mit großen Nägeln mit breitem Kopf, wie eine Gefängnißthüre, versehen war.

Die Kunst hatte diese Nägel so angebracht, daß sie mehr oder minder angenehme Zeichnungen bildeten. Nur war erwiesen, daß nie Bohrer, Säge oder Feile ein Stück Holz hätte angreifen können, ohne sich einen Zahn auf einem Stück Eisen zu zerbrechen.

Ein Schieber, vor dem ein Gitter, öffnete sich, und eine Stimme fragte den Kammerdiener, was er zu wissen wünsche.

„Der Herr Gesandte von Portugal will die Herren Böhmer und Bossange sprechen," antwortete der Kammerdiener.

Alsbald erschien ein Gesicht im ersten Stock, dann vernahm man hastige Schritte auf der Treppe. Die Thüre wurde geöffnet.

Don Manoel stieg mit einer vornehmen Langsamkeit aus dem Wagen.

Beausire war zuerst ausgestiegen, um Seiner Excellenz den Arm anzubieten.

Der Mann, der den beiden Portugiesen mit so

großem Eifer entgegenkam, war Herr Böhmer selbst, der, als er den Wagen halten gehört, durch die Fensterscheiben hinausgeschaut hatte und, als das Wort: Gesandter zu seinen Ohren gedrungen, fortgeeilt war, um Seine Excellenz nicht warten zu lassen.

Der Juwelier verwickelte sich ganz in Entschuldigungen, während Don Manoel die Treppe hinaufstieg.

Herr Beausire bemerkte, daß hinter ihnen eine stämmige alte Magd Schlösser und Riegel schloß, wovon ein großer Luxus an der Hausthüre vorhanden war.

Da Herr Beausire diese Beobachtungen geflissentlich zu machen schien, so sagte Herr Böhmer zu ihm:

„Verzeihen Sie, mein Herr, wir sind bei unserem unglücklichen Gewerbe dergestalt gefährdet, daß jede Vorsichtsmaßregel in unserem Hause zur Gewohnheit geworden ist.“

Don Manoel war gleichgültig geblieben; Böhmer sah es und wiederholte ihm selbst die Worte, denen von Beausire ein angenehmes Lächeln zu Theil geworden war. Als aber der Gesandte sein Gesicht eben so wenig beim ersten Male, als beim zweiten veränderte, sagte Böhmer, aus der Fassung gebracht:

„Verzeihen Sie, Herr Gesandter ...“

„Seine Excellenz spricht nicht Französisch und kann Sie nicht verstehen, mein Herr,“ erwiederte Beausire; „ich will ihm aber Ihre Entschuldigung übersetzen, wofern Sie nicht,“ fügte er eiligst bei, „wofern Sie nicht selbst Portugiesisch sprechen, mein Herr.“

„Nein, mein Herr, nein.“

„Ich werde also für Sie sprechen.“

Und Beausire wälschte einige portugiesische Worte zu Don Manoel, die dieser in derselben Sprache erwiederte.

„Seine Excellenz der Herr Graf von Suza, Gesandter Ihrer Allergetreusten Majestät, nimmt gnädigst Ihre Entschuldigungen an, mein Herr, und beauftragt mich, Sie zu fragen, ob es wahr sei, daß Sie ein

schönes Halsband von Diamanten noch in ihrem Besitze haben."

Böhmer hob den Kopf in die Höhe und schaute Beausire wie ein Mann an, der seine Leute zu messen weiß.

Beausire hielt den Angriff als geschickter Diplomat aus.

„Ein Halsband von Diamanten," sprach Böhmer langsam, „ein sehr schönes Halsband."

„Das, welches Sie der Königin von Frankreich angeboten und wovon Ihre Allergetreuste Majestät hat sprechen hören," fügte Beausire bei.

„Der Herr ist bei der Gesandtschaft angestellt?" fragte Böhmer.

„Ich bin der Privatsecretaire des Herrn Gesandten."

Don Manoel hatte sich als vornehmer Mann gesetzt und schaute die Malereien eines ziemlich schönen Zimmers an, das auf den Quai ging.

Eine herrliche Sonne beleuchtete die Seine, und die ersten Pappelbäume zeigten ihre zartgrünen Schößlinge über dem noch vom Aufthauen angeschwollenen und gelben Wasser.

Don Manoel ging von der Betrachtung der Gemälde auf die der Landschaft über.

„Mein Herr," sprach Beausire, „es scheint, Sie haben nicht ein Wort von dem, was ich Ihnen gesagt habe, gehört."

„Wie, mein Herr!" erwiederte Böhmer, etwas verblüfft durch den lebhaften Ton von Beausire.

„Ich sehe, daß Seine Excellenz ungeduldig wird, Herr Juwelier."

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte Böhmer, „ich darf mein Halsband nicht zeigen, ohne daß mein Associé, Herr Bossange, anwesend ist."

„Nun, so lassen Sie Ihren Associé kommen."

Don Manoel näherte sich und begann mit seiner eisigen Miene, der es nicht an einer gewissen Majestät

gebrach, in portugiesischer Sprache eine Anrede, welche wiederholt unter dem Respect den Kopf von Beausire sich beugen machte.

Wonach er den Rücken drehte und seine Beschauung an den Fensterscheiben fortsetzte.

„Mein Herr, Seine Excellenz sagt mir, sie warte schon zehn Minuten, und sie sei nicht gewohnt, irgendwo zu warten, nicht einmal bei den Königen."

Böhmer verbeugte sich, ergriff eine Klingelschnur und zog daran.

Nach einer Minute trat eine andere Gestalt in das Zimmer. Es war Herr Bossange, der Associé.

Böhmer setzte ihm die Sache mit ein paar Worten aus einander. Bossange warf einen Blick auf die zwei Portugiesen und verlangte dann von Böhmer seinen Schlüssel, um die Kasse zu öffnen.

„Mir scheint," dachte Beausire, „die ehrlichen Leute nehmen eben so viele Vorsichtsmaßregeln gegen einander, als die Diebe."

Nach zehn Minuten kam Herr Bossange zurück und brachte ein Etui in seiner linken Hand; seine rechte war unter seinem Rock verborgen. Beausire sah sehr deutlich das Relief von zwei Pistolen.

„Wir können gut aussehen," sagte Don Manoel ernst in portugiesischer Sprache, „aber diese Kaufleute halten uns eher für Spitzbuben, als für Gesandte."

Und während er diese Worte sprach, schaute er die Juweliere scharf an, um in ihren Gesichtern die geringste Bewegung zu erhaschen, falls sie das Portugiesische verstehen sollten.

Nichts erschien, nichts als ein Halsband, so wunderbar schön, daß ihn der Glanz blendete.

Vertrauensvoll gab man das Etui in die Hände von Don Manoel, doch rasch und zornig sprach dieser zu seinem Secretaire:

„Mein Herr, sagen Sie diesen Burschen, sie machen Mißbrauch von der Erlaubniß, die ein Kaufmann hat, dumm zu sein. Sie zeigen mir Straß, während ich

Diamanten von ihnen verlange. Sagen Sie ihnen, ich werde mich beim französischen Ministerium beklagen und im Namen meiner Königin Unverschämte, die einen Gesandten Portugals mystificiren, in die Bastille werfen lassen."

So sprechend, schleuderte er das Etui mit umgekehrter Hand auf das Comptoir.

Beausire hatte nicht nöthig, alle diese Worte zu übersetzen, die Pantomime genügte.

Böhmer und Bossange überstürzten sich in Entschuldigungen und sagten, in Frankreich zeige man Modelle von Diamanten, falschen Schmuck, Alles, um ehrliche Leute zu befriedigen, aber um nicht Diebe anzulocken oder zu versuchen.

Herr von Suza machte eine energische Geberde und ging unter den Augen der erschrockenen Kaufleute auf die Thüre zu.

„Seine Excellenz beauftragt mich, Ihnen zu sagen," fuhr Beausire fort, „er sei ärgerlich, daß Leute, die den Titel Juweliere der Krone von Frankreich führen, einen Gesandten nicht von einem Schuft zu unterscheiden wissen, und Seine Excellenz kehrt in ihr Hotel zurück."

Die Herren Böhmer und Bossange machten sich ein Zeichen und verbeugten sich, wobei sie abermals ihre ganze Achtung betheuerten.

Herr von Suza trat ihnen beinahe auf die Füße und ging hinaus.

Die Kaufleute schauten sich offenbar ängstlich an und bückten sich beinahe bis auf den Boden.

Beausire folgte stolz seinem Gebieter.

Der Alte öffnete die Schlösser der Thüre.

„Nach dem Gesandtschaftshotel, Rue de la Jussienne!" rief Beausire dem Kammerdiener zu.

„Nach dem Gesandtschaftshotel!" rief der Kammerdiener dem Kutscher zu.

Böhmer horchte beim Schieber.

„Ein verfehltes Geschäft," brummte der Bediente.

„Ein abgemachtes Geschäft,“ sagte Beausire; „in einer Stunde werden diese Tölpel bei uns sein.“

Der Wagen rollte fort, als ob er von acht Rossen gezogen würde.

XXVIII.

Zur Gesandtschaft.

Bei ihrer Rückkehr in das Gesandtschaftshotel fanden diese Herren Ducorneau, der ruhig in seiner Schreibstube zu Mittag speiste.

Beausire bat ihn, zum Gesandten hinaufzugehen, und sprach folgende Worte zu ihm:

„Sie begreifen, lieber Kanzler, daß ein Mann, wie Herr von Suza, nicht ein gewöhnlicher Gesandter ist.“

„Ich habe es bemerkt,“ erwiederte der Kanzler.

„Seine Excellenz will in Paris einen ausgezeichneten Platz unter den Reichen und den Leuten von Geschmack einnehmen,“ fuhr Beausire fort; „damit sage ich Ihnen, daß der Aufenthalt in diesem gemeinen Hotel in der Rue Jussienne für Seine Excellenz unerträglich ist; dem zu Folge würde es sich darum handeln, eine andere Privatwohnung für Herr von Suza zu finden.“

„Das wird den diplomatischen Verkehr erschweren,“ entgegnete der Kanzler; „wir werden der Unterschriften wegen viel zu laufen haben.“

„Seine Excellenz wird Ihnen einen Wagen geben, mein lieber Herr Ducorneau,“ antwortete Beausire.

Ducorneau wäre vor Freude beinahe in Ohnmacht gefallen.

„Mir einen Wagen!“ rief er.

„Es ist ärgerlich, daß Sie nicht daran gewöhnt sind,“ fuhr Beausire fort, „ein würdiger Gesandtschafts-

Kanzler muß seinen Wagen haben; doch hievon zu geeigneter Zeit. Legen wir dem Kanzler für den Augenblick Rechenschaft von dem Zustande der auswärtigen Angelegenheiten ab; die Kasse, wo ist sie?"

„Hier oben, in der Wohnung des Gesandten!"

„So fern von Ihnen?"

„Eine Sicherheitsmaßregel, mein Herr; es ist schwieriger für die Diebe, im ersten Stock einzudringen, als hier im Erdgeschosse."

„Diebe," versetzte Beausire mit verächtlichem Tone, „wegen einer so kleinen Summe!"

„Hunderttausend Livres!" rief Ducorneau. „Teufel! man sieht wohl, daß Herr von Suza reich ist! Es sind keine hunderttausend Livres in allen Gesandtschafts-Kassen."

„Wollen wir die Untersuchung und Beurkundung vornehmen?" sagte Beausire; „ich habe Eile, an meine Geschäfte zu gehen."

Die Kasse wurde gestürzt, und es fanden sich die hunderttausend Livres in schöner, klingender Münze, halb Silber, halb Gold.

Ducorneau bot seinen Schlüssel; Beausire schaute ihn eine Zeit lang an, um die sinnreichen Guillochuren und die complicirten Kleezüge zu bewundern.

Er hatte geschickt einen Abdruck mit Wachs genommen.

Dann gab er ihn dem Kanzler zurück und sagte zu diesem:

„Herr Ducorneau, er ist besser in Ihren Händen, als in den meinigen; gehen wir zum Herrn Gesandten."

Man fand Don Manoel unter vier Augen mit der nationalen Chocolade. Er schien sehr mit einem mit Ziffern bedeckten Papiere beschäftigt. Als er seinen Kanzler erblickte, fragte er:

„Kennen Sie die Geheimschrift der früheren Correspondenz?"

„Nein, Eure Excellenz."

„Nun! Sie sollen fortan eingeweiht sein, mein

Herr; Sie werden mich dadurch einer Menge langweiliger Details überheben; ah! wie ist es mit der Kasse?" fragte er Beausire.

„Im besten Zustand, wie Alles, was zum Ressort von Herrn Ducorneau gehört," erwiederte Beausire.

„Die hunderttausend Livres?"

„Liquid, mein Herr."

„Gut, setzen Sie sich, Herr Ducorneau; Sie sollen mir eine Auskunft geben."

„Ich bin zu den Befehlen Euerer Excellenz," sagte der Kanzler strahlend.

„Hören Sie, wie sich die Sache verhält: Staatsangelegenheit, Herr Ducorneau."

„Oh! ich höre, gnädiger Herr," sprach der würdige Kanzler.

Und er rückte seinen Stuhl näher hinzu.

„Eine wichtige Angelegenheit, bei der ich Ihrer Erleuchtung bedarf. Kennen Sie ehrliche Juweliere in Paris?"

„Da sind die Herren Böhmer und Bossange, Juweliere der Krone," antwortete der Kanzler."

„Gerade diese sind es, deren ich mich nicht bedienen will," sprach Don Manoel, „ich verlasse sie eben, um sie nie wieder zu sehen."

„Haben sie das Unglück gehabt, die Unzufriedenheit Eurer Excellenz zu erregen?"

„In hohem Grade, Herr Corno."

„Oh! wenn ich etwas minder zurückhaltend sein dürfte, wenn ich es wagte . . ."

„Wagen Sie es."

„Ich würde fragen, worin diese Leute, die in ihrem Gewerbe im besten Rufe stehen . . ."

„Es sind wahre Juden, Herr Corno, und ihr schlechtes Benehmen hat zur Folge, daß sie eine oder zwei Millionen verlieren."

„Oh!" rief Ducorneau gierig.

„Ich war von Ihrer Allergetreusten Majestät abgesandt, um ein Halsband von Diamanten zu kaufen."

„Ja, ja, das bekannte Halsband, das vom seligen König für Madame Dubarry bestellt worden war, ich weiß, ich weiß."

„Sie sind ein kostbarer Mann, Sie wissen Alles. Nun! ich wollte also das Halsband kaufen, da die Sachen aber so gehen, so kaufe ich es nicht."

„Soll ich einen Schritt thun?"

„Herr Corno!"

„Einen diplomatischen, sehr diplomatischen, gnädigster Herr?"

„Das wäre gut, würden Sie diese Leute kennen."

„Bossange ist ein entfernter Verwandter von mir."

Don Manoel und Beausire schauten sich an.

Es trat ein Stillschweigen ein.

Plötzlich öffnete einer von den Bedienten die Thüre und meldete:

„Die Herren Böhmer und Bossange."

Don Manoel stand rasch auf und rief mit zorniger Stimme:

„Schicken Sie diese Leute weg!"

Der Bediente machte einen Schritt, um zu gehorchen.

„Nein, jagen Sie sie selbst fort, Herr Secretaire," fügte der Gesandte bei.

„In des Himmels Namen," sprach Ducorneau flehend, „lassen Sie mich den Befehl Seiner Excellenz vollziehen; ich werde ihn mildern, da ich ihn nicht aufheben kann."

„Thun Sie es, wenn Sie wollen," sagte Don Manoel mit gleichgültigem Tone.

Beausire näherte sich ihm in dem Augenblick, wo Ducorneau hinauseilte.

„Ah! diese Sache ist also zu scheitern bestimmt," sagte Don Manoel.

„Nein, Ducorneau wird das Geschäft wieder in's Geleise bringen."

„Er wird es vollends in Verwirrung bringen, Unglücklicher; wir haben nur Portugiesisch bei den

Juwelieren gesprochen. Sie sagten, ich verstehe kein Wort Französisch, Ducorneau wird Alles verderben."

„Ich laufe nach."

„Es ist vielleicht gefährlich, wenn Sie sich zeigen, Beausire."

„Sie werden sehen, daß dies nicht der Fall ist; geben Sie mir Vollmacht."

„Bei Gott!"

Beausire ging hinaus.

Ducorneau hatte unten Böhmer und Bossange getroffen, deren Haltung sich seit ihrem Eintritt bei der Gesandtschaft, im Sinne der Höflichkeit, wenn nicht in dem des Vertrauens gänzlich geändert.

Sie rechneten wenig auf den Anblick eines bekannten Gesichtes und bewegten sich sehr steif in den ersten Zimmern.

Als Bossange Herrn Ducorneau erblickte, gab er einen Schrei freudigen Erstaunens von sich.

„Sie hier!" sagte er.

Und er näherte sich, um ihn zu umarmen.

„Ah! ah! Sie sind sehr liebenswürdig," sprach Ducorneau, „Sie haben die Güte, mich hier anzuerkennen, mein Herr Vetter, der reiche Kauz. Etwa, weil ich bei einer Gesandtschaft bin?"

„Meiner Treue! ja," erwiederte Bossange, „verzeihen Sie mir, wenn wir ein wenig getrennt gewesen sind, und thun Sie mir einen Gefallen."

„Ich bin deswegen hieher gekommen."

„Oh! ich danke. Sie sind also der Gesandtschaft beigegeben?"

„Ja."

„Eine Auskunft!"

„Welche, und worüber?"

„Ueber die Gesandtschaft selbst."

„Ich bin der Kanzler derselben."

„Oh! vortrefflich. Wir wollen mit dem Gesandten sprechen."

„Ich komme in seinem Auftrage."

„In seinem Auftrage! um uns zu sagen?“

„Er bitte Sie, sein Hotel zu verlassen, und zwar rasch, meine Herren.“

Die zwei Juweliere schauten sich bestürzt an.

„Weil Sie,“ sprach Ducorneau mit gewichtiger Miene, „weil Sie ungeschickt und unverständig gewesen sind, wie es scheint.“

„Hören Sie uns doch an.“

„Das ist unnöthig,“ sagte plötzlich die Stimme von Beausire, der kalt und stolz auf der Schwelle des Zimmers erschien. „Herr Ducorneau, Seine Excellenz hat Sie beauftragt, diese Herren wegzuschicken, thun Sie das.“

„Herr Secretaire . . .“

„Gehorchen Sie!“ rief Beausire mit verächtlichem Tone.

Und er ging vorüber.

Der Kanzler nahm seinen Verwandten bei der rechten Schulter, den Associé des Verwandten bei der linken Schulter und schob Beide sachte hinaus.

„Das ist ein verfehltes Geschäft,“ sagte er.

„Wie empfindlich doch diese Fremden sind!“ murmelte Böhmer, der ein Deutscher war.

„Wenn man Herr von Suza heißt und neunmal hunderttausend Livres Einkünfte hat, mein lieber Vetter,“ sagte der Kanzler, „so ist man berechtigt, zu sein, was man will.“

„Ah!“ seufzte Bossange, „ich habe es Ihnen wohl gesagt, Böhmer, Sie sind zu starr in den Geschäften.“

„Ei!“ erwiederte der hartnäckige Deutsche, „bekommen wir sein Geld nicht, so bekommt er unser Halsband nicht.“

Man näherte sich der Hausthüre.

Ducorneau lachte. „Wißt Ihr, was ein Portugiese ist?“ sagte er verächtlich; „wißt Ihr, was ein Gesandter ist, Ihr Bürgersleute, die Ihr seid? Nein. Nun wohl, ich will es Euch sagen. Der Lieblingsgesandte einer Königin, Herr Potemkin, kaufte jedes Jahr am

erste Januar für die Königin einen Korb Kirschen, der hunderttausend Thaler kostete, tausend Livres die Kirsche; nicht wahr, das ist hübsch? Wohl! Herr von Suza wird die Bergwerke Brasiliens kaufen, um in den Gängen einen Diamant zu finden, der so groß ist, als alle die Eurigen. Das kostet ihn zwanzig Jahre von seinen Einkünften, zwanzig Millionen; doch, was ist ihm daran gelegen, er hat keine Kinder ... verstanden!"

Und er war im Begriff, die Thüre zuzumachen, da besann sich Bossange eines Bessern und sagte zu ihm:

„Bringen Sie das wieder in Ordnung, und Sie bekommen . . ."

„Hier ist man unbestechlich," erwiederte Ducorneau.

Und er schloß die Thüre.

An demselben Abend erhielt der Gesandte folgenden Brief:

„Euere Excellenz,

„Ein Mann, der Ihre Befehle erwartet und die ehrerbietigen Entschuldigungen Ihrer unterthänigen Diener zu überbringen wünscht, ist vor der Thüre Ihres Hotel; auf ein Zeichen Eurer Excellenz wird er in die Hände von einem Ihrer Leute das Halsband niederlegen, dem das Glück zu Theil geworden ist, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

„Genehmigen Sie, gnädigster Herr, die Versicherung tiefer Ehrfurcht u. s. w. u. s. w.

„Böhmer und Bossange."

„Nun!" sprach Don Manoel, nachdem er diesen Brief gelesen hatte, „das Halsband gehört uns."

„Nein, nein," entgegnete Beausire, „es gehört erst uns, wenn wir es gekauft haben; kaufen wir es?"

„Wie?"

„Euere Excellenz versteht das Französische nicht, das ist abgemacht; vor Allem aber entledigen wir uns des Herrn Kanzlers."

„Wie?"

„Auf die allereinfachste Art; man muß ihm eine wichtige diplomatische Sendung geben, das übernehme ich."

„Sie haben Unrecht, er wird hier unsere Bürgschaft sein."

„Er wird sagen, Sie sprechen Französisch wie Herr Bossange und ich."

„Er wird es nicht sagen, wenn ich ihn darum bitte."

„Gut, er bleibe, lassen Sie den Mann mit den Diamanten eintreten."

Der Mann wurde eingeführt; es war Herr Böhmer in Person, Böhmer, der die tiefsten Bücklinge schnitt und die demüthigsten Entschuldigungen stammelte; worauf er seine Diamanten überreichte und Miene machte, sie zur Prüfung zurückzulassen.

Don Manoel behielt sie.

„Genug der Proben," sagte Beausire, „Sie sind ein mißtrauischer Kaufmann; Sie müssen ehrlich sein. Setzen Sie sich hierher und lassen Sie uns sprechen, da Ihnen der Herr Gesandte verzeiht."

„Ach! welche Mühe hat man, was muß man ausstehen, um zu verkaufen," seufzte Böhmer.

„Welche Mühe macht man sich, um zu stehlen," dachte Beausire.

XXIX.

Der Handel.

Nun willigte der Herr Gesandte ein, das Halsband im Einzelnen zu untersuchen.

Herr Böhmer zeigte begierig jedes Stück und hob jede Schönheit hervor.

„Ueber die Gesammtheit dieser Steine," sagte Beausire, mit dem Don Manoel portugiesisch gesprochen hatte, „über die Gesammtheit weiß der Herr Gesandte nichts zu sagen, diese ist befriedigend. Was die Diamanten

selbst betrifft, so ist nicht dasselbe der Fall: Seine Excellenz hat zehn ein wenig gepickte, ein wenig fleckige gezählt."

„Oh!" machte Böhmer.

„Seine Excellenz," unterbrach ihn Beausire, „versteht sich besser als Sie auf Diamanten: die adeligen Portugiesen spielen in Brasilien mit Diamanten, wie hier die Kinder mit Glas."

Don Manoel legte wirklich den Finger auf mehrere Diamanten hinter einander, und machte mit bewundernswürdiger Scharfsichtigkeit die unscheinbaren Fehler bemerkbar, die vielleicht sogar ein Kenner nicht getadelt hätte.

„So aber, wie es ist," sprach Böhmer, etwas erstaunt darüber, daß er in einem so vornehmen Herrn einen so feinen Juwelier erblickte, „so wie es ist, ist dieses Halsband die schönste Verbindung von Diamanten, die es in diesem Augenblick in Europa gibt."

„Das ist wahr," erwiederte Don Manoel, und auf ein Zeichen fügte Beausire bei:

„Wohl, Herr Böhmer, hören Sie, wie sich die Sache verhält. Ihre Majestät die Königin von Portugal hat von dem Halsband sprechen hören; sie hat Seine Excellenz beauftragt, über den Ankauf zu unterhandeln, nachdem der Herr Gesandte die Diamanten gesehen. Die Diamanten sagen Seiner Excellenz zu; was verlangen Sie für das Halsband?"

„Sechzehnmal hunderttausend Livres."

Beausire wiederholte seinem Gesandten die Zahl.

„Das ist um hunderttausend Livres zu theuer," sprach Don Manoel.

„Gnädiger Herr," erwiederte Böhmer, „man kann den Nutzen bei einem Gegenstand von dieser Bedeutung nicht genau berechnen; es waren, um einen Schmuck von diesem Werth zu verfertigen, Nachforschungen und Reisen erforderlich, über die man erschrecken würde, kennete man sie wie ich."

„Hunderttausend Livres zu theuer," wiederholte der zähe Portugiese.

„Und wenn Ihnen der Herr Gesandte dies sagt," fügte Beausire bei, „so muß es bei ihm Ueberzeugung sein, denn Seine Excellenz handelt nie."

Böhmer schien ein wenig erschüttert. Nichts beruhigt argwöhnische Kaufleute so sehr, als ein Käufer, der handelt.

Nachdem er einen Augenblick gezögert, sprach er:

„Ich vermöchte nicht eine Verminderung zu unterschreiben, welche die Differenz des Gewinns oder des Verlustes zwischen meinem Associé und mir bildet."

Don Manoel hörte die Uebersetzung von Beausire und stand auf.

Beausire schloß das Etui und gab es Böhmer.

„Ich werde indessen mit Herrn Bossange reden," sagte der Letztere; „ist das Eurer Excellenz genehm?"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Beausire.

„Ich will damit sagen, der Herr Gesandte scheine fünfzehnmal hunderttausend Livres für das Halsband geboten zu haben."

„Ja."

„Bleibt Seine Excellenz bei ihrem Preis?"

„Seine Excellenz geht nie von dem, was sie gesagt hat, zurück," erwiederte Beausire, „aber Seine Excellenz weicht nicht immer vor dem Verdruß zurück, zu handeln oder mit sich handeln zu lassen."

„Herr Secretaire, begreifen Sie nicht, daß ich mit meinem Associé sprechen muß?"

„Oh! vollkommen, Herr Böhmer."

„Vollkommen," erwiederte in portugiesischer Sprache Don Manoel, zu dem der Satz von Böhmer gelangt war; „aber für mich ist auch eine rasche Lösung nothwendig."

„Wohl! gnädiger Herr, wenn mein Associé die Verminderung annimmt, so nehme ich sie zum Voraus an."

„Gut."

„Der Preis ist also nun fünfzehnmal hunderttausend Livres."

„Es sei."

„Es bleibt nur noch," sagte Böhmer, „abgesehen von der Ratification von Herrn Bossange . . ."

„Natürlich."

„Es bleibt nun noch die Zahlungsweise."

„Sie werden in dieser Hinsicht nicht die geringste Schwierigkeit haben," erwiederte Beausire. „Wie wollen Sie bezahlt sein?"

„Ei! in baarem Gelde, wenn es möglich ist," rief Böhmer lachend.

„Was nennen Sie baares Geld?" fragte Beausire kalt.

„Oh! ich weiß wohl, daß Niemand anderthalb Millionen in klingender Münze zu geben hat!" rief Böhmer seufzend.

„Und Sie würden selbst darüber in Verlegenheit sein, Herr Böhmer."

„Herr Secretaire, ich werde indessen nie zu dem Verkauf ohne eine Baarzahlung einwilligen."

„Das ist nicht mehr als billig," erwiederte Beausire. Und er wandte sich gegen Don Manoel und fragte:

„Wie viel würde Euere Excellenz Herrn Böhmer baares Geld geben?"

„Hunderttausend Livres," antwortete der Portugiese.

„Hunderttausend Livres bei Unterzeichnung des Kaufes," sagte Beausire zu Böhmer.

„Und das Uebrige?" fragte dieser.

„In der Zeit, die eine Tratte braucht, um von Paris nach Lissabon zu gehen, wenn Sie nicht lieber den von Lissabon nach Paris abgeschickten Avis abwarten wollen."

„Oh!" erwiederte Böhmer, „wir haben einen Correspondenten in Lissabon; schreiben wir ihm . . ."

„Gut," sagte Beausire, spöttisch lachend, „schreiben Sie ihm; fragen Sie ihn, ob Herr von Suza zahlungsfähig und ob Ihre Majestät die Königin für vierzehnmal hunderttausend Livres gut sei."

„Mein Herr," stammelte Böhmer ganz verwirrt.

„Nehmen Sie an, oder ziehen Sie andere Bedingungen vor?"

„Die, welche der Herr Secretaire mir zuerst hat stellen wollen, scheinen mir annehmbar. Sollen Raten bei der Bezahlung stattfinden?"

„Drei Raten, jede von fünfmal hunderttausend Livres, und daraus ginge für Sie eine schöne Reise hervor."

„Eine Reise nach Lissabon?"

„Warum nicht? In drei Monaten anderthalb Millionen einkassiren, das lohnt sich doch der kleinen Mühe."

„Oh! gewiß, aber . . ."

„Ueberdies reisen Sie auf Kosten der Gesandtschaft, und ich, oder der Herr Kanzler, wir werden Sie begleiten."

„Ich würde die Diamanten bei mir haben?"

„Ohne allen Zweifel, ziehen Sie es nicht vor, die Tratten von hier abzuschicken und die Diamanten allein gehen zu lassen."

„Ich weiß nicht . . . ich . . . glaube . . . die Reise wäre unnöthig, und . . ."

„Das ist auch meine Ansicht. Man würde hier unterzeichnen. Sie würden Ihre hunderttausend Livres Baargeld hier in Empfang nehmen, den Verkauf unterzeichnen und die Diamanten Ihrer Majestät überbringen . . . Wer ist Ihr Correspondent?"

„Die Herren Nunez Balboa und Gebrüder."

Don Manoel schaute empor und sprach lächelnd:

„Das sind meine Banquiers."

„Das sind die Banquiers Seiner Excellenz," sagte Beausire ebenfalls lächelnd.

Böhmer schien zu strahlen; sein Anblick hatte nicht eine Wolke behalten; er verbeugte sich, als wollte er danken und Abschied nehmen.

Plötzlich führte ihn eine Betrachtung zurück.

„Was gibt es?" fragte Beausire unruhig.

„Das Wort ist gegeben?" sagte Böhmer.

„Ja, gegeben."

„Abgesehen . . ."

„Abgesehen von der Ratification von Herrn Bossange, das haben wir gesagt."

„Abgesehen von einem andern Fall," fügte Böhmer bei.

„Ah! ah!"

„Mein Herr, das ist ganz zarter Natur, und die Ehre des portugiesischen Namens ist ein zu mächtiges Gefühl, als daß Seine Excellenz meinen Gedanken nicht begreifen sollte."

„Welche Umschweife! Zur Sache!"

„Hören Sie. Das Halsband ist Ihrer Majestät der Königin von Frankreich angeboten worden."

„Die es ausgeschlagen hat. Weiter?"

„Wir können das Halsband nicht für immer aus Frankreich weggehen lassen, ohne die Königin davon zu benachrichtigen; und die Ehrfurcht, die Loyalität sogar fordern, daß wir Ihrer Majestät der Königin den Vorzug geben."

„Das ist richtig," sprach Don Manoel mit Würde. „Ich wollte, ein portugiesischer Kaufmann würde ebenso sprechen, wie Herr Böhmer."

„Ich bin sehr glücklich und sehr stolz, daß Seine Excellenz mir beizustimmen die Gnade hat. Folgendes sind also die zwei vorhergesehenen Fälle: Ratification der Bedingungen durch Bossange, zweite und definitive abschlägige Antwort Ihrer Majestät der Königin von Frankreich. Hiezu bitte ich Sie um drei Tage."

„Von unserer Seite," sagte Beausire! „hundert tausend Livres Baargeld, drei Tratten von fünfmal hunderttausend Livres in Ihre Hände gelegt, das Diamantkästchen dem Herrn Kanzler der Gesandtschaft oder mir übergeben, die wir geneigt sind, Sie nach Lissabon zu den Herren Nunez Balboa und Gebrüder zu begleiten. Vollständige Zahlung in drei Monaten. Reisekosten frei."

„Ja, Euere Excellenz, ja, mein Herr," sprach Böhmer sich verbeugend.

„Oh!" sagte Don Manoel, der nur Portugiesisch sprach.

„Was denn?" versetzte Böhmer, nun ebenfalls unruhig.

„Als Nadelgeld," sprach der Gesandte, „einen Ring von tausend Pistolen für meinen Secretaire, einen für meinen Kanzler, Ihren Reisegefährten, Herr Juwelier."

„Das ist nur zu billig, gnädiger Herr," murmelte Böhmer, „ich hatte diese Ausgabe schon in meinem Geiste gemacht."

Don Manoel entließ den Juwelier mit der Geberde eines vornehmen Herrn.

Die zwei Verbündeten blieben allein.

„Wollen Sie mir erklären," sagte Don Manoel mit einer gewissen Heftigkeit zu Beausire, „erklären Sie mir, was für einen Teufelsgedanken Sie gehabt haben, daß die Diamanten nicht hier ausgeliefert werden sollen? Eine Reise nach Portugal, sind Sie verrückt? Konnte man nicht den Juwelieren die hunderttausend Livres geben und ihre Diamanten dagegen nehmen?"

„Sie nehmen Ihre Gesandtenrolle zu sehr im Ernst," erwiederte Beausire. „Sie sind noch nicht ganz Herr von Suza für Herrn Böhmer."

„Würde er unterhandelt haben, wenn er Verdacht gehabt hätte?"

„So lange es Ihnen beliebt. Es ist möglich, er hätte nicht unterhandelt; aber jeder Mensch, der fünfzehnmal hunderttausend Livres besitzt, glaubt sich über allen Königen und allen Gesandten der Welt. Jeder Mensch, der fünfzehnmal hunderttausend Livres gegen Papierstücke tauscht, will wissen, ob diese Papiere etwas werth sind."

„Sie gehen also nach Portugal, Sie, der Sie das

Portugiesische nicht verstehen? Ich sage Ihnen, Sie sind verrückt."

„Keines Wegs. Sie werden selbst dahin gehen."

„Oh! nein," rief Don Manoel, „ich, nach Portugal zurückkehren, ich habe zu vortreffliche Gründe! Nein, nein."

„Ich erkläre Ihnen, daß Böhmer seine Diamanten nie gegen Papiere gegeben hätte."

„Papiere, Suza unterzeichnet!"

„Ich sagte ja, er hält sich für Suza!" rief Beausire, in die Hände klatschend.

„Ich will lieber sagen hören, das Geschäft sei verfehlt."

„Entfernt nicht. Kommen Sie hierher, Herr Commandeur," sprach Beausire zu dem Kammerdiener, der auf der Schwelle erschien. „Nicht wahr, Sie wissen, um was es sich handelt?"

„Ja."

„Sie behorchten mich?"

„Gewiß."

„Sehr gut. Sind Sie der Ansicht, ich habe eine Dummheit begangen?"

„Ich bin der Ansicht, daß Sie hunderttausendmal Recht haben."

„Sagen Sie, warum?"

„Herr Böhmer hätte nie aufgehört, das Hotel der Gesandtschaft und den Gesandten zu überwachen."

„Nun?" fragte Don Manoel.

„Sein Geld in der Hand, sein Etui an der Seite, wird Herr Böhmer keinen Verdacht haben und ruhig nach Portugal abreisen."

„Wir werden nicht so weit gehen, Herr Gesandter," sagte der Kammerdiener, „nicht wahr, Herr Chevalier von Beausire?"

„Oh! das ist ein Junge von Geist!" rief der Liebhaber von Oliva.

„Erklären Sie Ihren Plan," sprach Don Manoel ziemlich kalt.

„Fünfzig Meilen von Paris," sagte Beausire, zeigt dieser Junge von Geist, mit einer Maske vor em Gesicht, unserem Postillon ein paar Pistolen; er aubt uns unsere Tratten, unsere Diamanten, prügelt errn Böhmer durch, und Alles ist abgethan."

„Ich verstand das nicht so," sagte der Kammer-iener. „Ich sah Herrn Beausire sich mit Herrn Böh-ier nach Portugal einschiffen."

„Sehr gut."

„Herr Böhmer liebt, wie alle Deutsche, das Meer nd geht auf dem Verdeck spazieren. An einem Tag, o das Schiff schwankt, neigt er sich hinaus und fällt. Nan glaubt, das Etui sei mit ihm hinabgefallen. Barum sollte die See nicht für fünfzehnmal hundert ausend Livres Diamanten behalten, sie, die die indischen Galionen behalten hat?"

„Ah! ja, ich begreife," sagte der Portugiese.

„Das ist ein Glück," brummte Beausire.

„Nur," versetzte Don Manoel, „nur wird man afür, daß man Diamanten entwendet, in die Bastille eworfen, dafür, daß man den Herrn Juwelier hat n's Meer schauen lassen, gehenkt."

„Hat man Diamanten gestohlen, so kann man fest-enommen werden," entgegnete der Commandeur, „dafür ber, daß man diesen Menschen ertränkt, kann man icht eine Minute in Verdacht kommen."

„Wir werden überdies sehen, wenn wir einmal ort sind," sagte Beausire. „Nun zu unseren Rollen. Betreiben wir die Gesandtschaft als Muster-Portugiesen, amit man von uns sage: Waren sie nicht ächte Ge-andte, so sahen sie wenigstens so aus. Das ist immer-in schmeichelhaft. Warten wir die drei Tage ab.

XXX.

Das Haus des Zeitungsschreibers.

Es war am Tage nachher, nachdem die Portugiesen mit Böhmer das Geschäft gemacht hatten, und drei Tage nach dem Ball der Oper, dem wir einige von den Hauptpersonen dieser Geschichte beiwohnen sahen.

In der Rue Montorgueil, im Hintergrunde eines durch ein Gitter geschlossenen Hofes, erhob sich ein kleines, langes, schmales Haus, geschützt vor dem Geräusch der Straße durch Läden, welche an das Provinzleben erinnerten.

Im Hintergrunde dieses Hofes bot das Erdgeschoß, das man die verschiedenen Furten mehrerer stinkender Pfützen sondirend suchen mußte, eine Art von halboffener Bude denjenigen, welche das Hinderniß des Gitters überwunden und den Raum des Hofes durchschritten hatten.

Es war dies das Haus eines ziemlich bekannten Journalisten, eines Zeitungsschreibers, wie man damals sagte. Der Redacteur bewohnte den ersten Stock. Das Erdgeschoß diente zur Aufhäufung der Zeitungslieferungen, welche mit Nummern versehen waren. Die zwei andern Stockwerke gehörten ruhigen Leuten, welche sehr wohlfeil die Unannehmlichkeit bezahlten, mehrere Male im Hofe geräuschvollen Scenen beizuwohnen, die dem Zeitungsschreiber durch Polizeiagenten, durch beleidigte Privatleute oder durch Schauspieler, welche er als Heloten behandelt hatte, gemacht wurden.

An diesem Tage schlossen die Miethleute vom Hause mit dem Gitter, so nannte man es im Quartier, ihre vorderen Fenster, um besser das Gezänke des Zeitungsschreibers zu hören, der, wenn er verfolgt wurde, sich gewöhnlich in die Rue des Vieux-Augustins durch einen Ausgang flüchtete, welcher auf gleichem Boden mit seinem Zimmer lag.

Eine Geheimthüre öffnete und schloß sich wieder,

der Lärmen hörte auf; der bedrohte Mensch war verschwunden; die Angreifer befanden sich allein vor vier Fusilieren der französischen Garde, welche eine Magd in der Eile auf dem Posten in der Halle requirirt hatte.

Es geschah wohl zuweilen, daß die Angreifenden, wenn sie Niemand fanden, gegen den sie ihren Zorn losbrechen lassen konnten, sich an die befeuchteten Papierwische des Erdgeschosses hielten und eine Anzahl schuldiger Papiere zerrissen, zerstampften oder verbrannten, wenn sich unglücklicher Weise Feuer in der Gegend befand.

Aber was ist ein Stück Zeitung für eine Rache, welche Stücke von der Haut des Zeitungsschreibers fordert?

Abgesehen von diesen Scenen war die Ruhe des Hauses mit dem Gitter beinahe sprüchwörtlich.

Herr Reteau ging Morgens aus, machte seine Runde auf den Quais, auf den Plätzen und den Boulevards. Er fand die Lächerlichkeiten, die Laster, schrieb Noten dazu, zeichnete sie nach der Natur und nahm sie ganz portraitirt in seine nächste Nummer auf.

Die Zeitung erschien wöchentlich.

Das heißt vier Tage hindurch machte Herr Reteau seine Artikel-Jagd, die drei andern Tage ließ er drucken, und der Tag, an dem er die Nummer veröffentlichte, war für seine Belustigung bestimmt.

Das Blatt war an dem Tag, von dem wir sprechen, erschienen, gerade zweiundsiebenzig Stunden nach dem Ball der Oper, wo Mlle. Oliva so viel Vergnügen am Arm eines blauen Domino gefunden hatte.

Herr Reteau stand um acht Uhr auf und empfing von seiner alten Magd die noch feuchte und unter ihrem graurothen Umschlag stinkende Nummer des Tages.

Er beeilte sich, diese Nummer mit der Sorgfalt zu lesen, die ein zärtlicher Vater darauf verwendet, daß er die guten Eigenschaften oder Fehler seines geliebten Sohnes die Revue passiren läßt.

Als er geendigt hatte, sagte er zu der Alten:

„Aldegonde, das ist eine hübsche Nummer, hast Du sie gelesen?“

„Nein, noch nicht, meine Suppe ist noch nicht fertig,“ antwortete die Alte.

„Ich bin mit dieser Nummer zufrieden,“ sagte der Zeitungsschreiber, indem er über seinem magern Bett seine noch viel mageren Arme erhob.

„Ja,“ versetzte Aldegonde, „doch wissen Sie, was man in der Druckerei sagt?“

„Was sagt man?“

„Man sagt, sicherlich werden Sie diesmal der Bastille nicht entgehen.“

Reteau setzte sich auf und sprach mit ruhigem Tone:

„Aldegonde, Aldegonde! mache mir eine gute Suppe und mische Dich nicht in die Literatur.“

Oh! immer derselbe,“ rief die Alte, „verwegen wie ein freier Sperling.“

„Ich kaufe Dir Ohrringe mit der heutigen Nummer,“ sprach der Zeitungsschreiber, während er sich in sein zweideutig weißes Leintuch hüllte.

„Hat man schon viele Exemplare gekauft?“

„Noch nicht, und meine Ohrringe werden nicht sehr glänzend sein, wenn das so fortgeht. Erinnern Sie sich der guten Nummer gegen Herrn von Broglie? Es war noch nicht zehn Uhr, als man schon hundert Nummern verkauft hatte.“

„Und ich war dreimal durch die Rue des Vieux-Augustins passirt,“ sagte Reteau; „jedes Geräusch machte mir das Fieber; diese Militairs sind so roh.“

„Daraus schließe ich,“ fuhr die alte zähe Aldegonde fort, „daß die heutige Nummer nicht so viel werth sein wird, als die von Herrn von Broglie.“

„Es mag sein; doch ich werde nicht so viel zu laufen haben und in Ruhe meine Suppe essen. Weißt Du warum, Aldegonde?“

„Meiner Treue, nein, Herr.“

„Statt einen Menschen anzugreifen, greife ich einen

Körper an; statt einen Militair anzugreifen, greife ich eine Königin an."

„Die Königin! Gott sei gelobt," murmelte die Alte; „dann seien Sie unbesorgt, greifen Sie die Königin an, so werden Sie im Triumph getragen; wir verkaufen die Nummern, und ich bekomme meine Ohrringe."

„Man läutet," sagte Reteau, der wieder in sein Bett zurückgekehrt war.

Die Alte lief nach der Bude, um den Besuch zu empfangen. Nach einem Augenblick kam sie leuchtend, triumphirend wieder herauf.

„Tausend Exemplare auf einmal, tausend: das ist eine Bestellung."

„In wessen Namen?" fragte Reteau lebhaft.

„Ich weiß es nicht."

„Ich muß es wissen, lauf' geschwinde."

„Oh! wir haben Zeit; es ist keine Kleinigkeit, tausend Nummern zu zählen, mit Schnur zu umbinden und aufzuladen."

„Lauf' geschwinde, sage ich Dir, und frage den Bedienten . . . ist es ein Bedienter?"

„Es ist ein Commissionaire, ein Auvergnat, mit seinem Neffe."

„Gut! forsche ihn aus, frage ihn, wohin er diese Nummern trage."

Aldegonde beeilte sich; ihre plumpen Beine machten die hölzerne Treppe ächzen und ihre fragende Stimme ertönte unablässig durch die Bretter.

Der Commissionaire erwiederte, er trage diese Nummern nach der Rue Neuve-Saint-Gilles im Marais zu dem Grafen von Cagliostro."

Der Zeitungsschreiber machte einen Freudensprung, der sein Lager beinahe umgestürzt hätte. Er stand auf und beschleunigte selbst die Expedition, die der Sorge eines einzigen Commis, einer Art von hungrigem Schatten, der noch durchsichtiger, als die gedruckten Blätter, anvertraut war. Die tausend Exemplare

wurden auf das Reff des Auvergnaten geladen und dieser verschwand, gebückt unter seiner Last, durch das Gitter.

Herr Reteau schickte sich an, für die nächste Nummer den günstigen Erfolg von dieser aufzuzeichnen und einige Zeilen dem edelmüthigen Mann zu widmen, der die Gnade gehabt, tausend Nummern von einem angeblich politischen Pamphlet zu nehmen. Herr Reteau, sagen wir, wünschte sich Glück, eine so vortreffliche Bekanntschaft gemacht zu haben, als die Klingel abermals im Hofe ertönte

„Noch einmal tausend Exemplare," sagte Aldegonde, angelockt durch die erste Gunst des Schicksals. „Ah! Herr, darüber darf man sich nicht wundern; sobald es sich um die Oesterreicherin handelt, macht alle Welt Chorus."

„Stille! stille, Aldegonde; sprich nicht so laut, das ist eine Beleidigung, die mir die Bastille eintragen würde, welche Du mir geweissagt hast."

„Nun! was," versetzte die Alte mit bissigem Ton, „ja oder nein, ist sie die Oesterreicherin?"

„Das ist ein Wort, welches wir Journalisten in Umlauf bringen, mit dem man aber nicht verschwenderisch umgehen darf."

Abermaliges Läuten.

„Sieh nach, Aldegonde, ich glaube nicht, daß dies ist, um Zeitungen zu verkaufen."

„Warum glauben Sie das?" fragte die Alte hinabsteigend.

„Ich weiß es nicht; mir scheint, ich sehe einen Menschen von traurigem Gesicht am Gitter."

Aldegonde stieg fortwährend hinab, um zu öffnen.

Herr Reteau schaute mit einer Aufmerksamkeit, die man begreifen wird, nachdem wir den Menschen und seine Offizin geschildert haben.

Aldegonde öffnete in der That einem einfach gekleideten Mann, der sich erkundigte, ob man den Redacteur der Zeitung zu Hause fände.

„Was haben Sie ihm zu sagen?“ fragte Aldegonde etwas mißtrauisch.

Und sie machte die Thüre kaum ein wenig auf, bereit, dieselbe bei dem ersten Anschein von Gefahr wieder zuzuschlagen.

Der Mann ließ Thaler in seiner Tasche klingen.

Dieser Metallton erweiterte das Herz der Alten.

„Ich komme,“ sagte er, „um die tausend Exemplare der heutigen Zeitung zu bezahlen, die man im Namen des Herrn Grafen von Cagliostro geholt hat.“

„Ah! wenn es so ist, treten Sie ein.“

Der Mann ging durch das Gitter; doch er hatte es noch nicht wieder geschlossen, als hinter ihm ein anderer Besuch, ein großer junger Mann von schönem Aussehen, dieses Gitter mit den Worten: „Verzeihen Sie, mein Herr!“ zurückhielt.

Und ohne anders um Erlaubniß zu bitten, schlüpfte er hinter dem vom Grafen von Cagliostro abgesandten Bezahler herein.

Ganz nur mit dem Gewinn beschäftigt, bezaubert durch den Klang der Thaler, kam Aldegonde zu ihrem Gebieter.

„Ah!“ sagte sie, „Alles geht gut. Hier sind die fünfhundert Livres von dem Herrn mit den tausend Exemplaren.“

„Empfangen wir sie auf eine noble Weise,“ sprach Reteau, Larive in seiner neuesten Schöpfung parodirend.

Und er drapirte sich in einen ziemlich schönen Schlafrock, den er der Freigebigkeit oder vielmehr der Angst von Madame Dugazon zu verdanken hatte, welcher er seit ihrem Abenteuer mit dem Stallmeister Astley viele Geschenke aller Art entlockte.

Der Bezahler des Grafen von Cagliostro erschien, legte ein Säckchen mit Sechs-Livres-Thalern auf den Tisch und zählte davon bis hundert, die er in zwölf Haufen setzte.

Reteau zählte sehr genau nach und schaute, ob die Stücke nicht beschnitten seien. Als er die Rech-

nung richtig fand, dankte er, gab eine Quittung und entließ durch ein angenehmes Lächeln den Zahler, bei dem er sich boshafter Weise nach dem Befinden des Herrn Grafen von Cagliostro erkundigte.

Der Mann mit den Thalern dankte wie für ein ganz natürliches Kompliment und zog sich zurück.

„Sagen Sie dem Herrn Grafen, ich erwarte ihn bei seinem ersten Wunsche," sagte Reteau, „und fügen Sie bei, er möge ruhig sein, ich wisse ein Geheimniß zu bewahren."

„Es ist unnöthig," erwiederte der Zahler, „der Herr Graf von Cagliostro ist unabhängig, er glaubt nicht an den Magnetismus; er will, daß man über Herrn Mesmer spotte, und verbreitet das Abenteuer mit der Kufe zu seinem kleinen Vergnügen."

„Gut!" murmelte eine Stimme auf der Thürschwelle, „wir werden bemüht sein, daß man auch auf Kosten von Herrn von Cagliostro lacht."

Und Herr Reteau sah in seinem Zimmer eine Person erscheinen, die ihm noch viel finsterer als die erste vorkam.

Es war, wie gesagt, ein junger, kräftiger Mann, doch Reteau theilte keines Weges die Ansicht, die wir über sein gutes Aussehen ausgesprochen haben.

Er hatte in der That die linke Hand auf dem Knopf eines Degens und die rechte auf dem Knopf eines Stockes.

„Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?" fragte Reteau mit einem gewissen Zittern, das ihn bei jeder ein wenig schwierigen Gelegenheit befiel.

Daraus geht hervor, daß Reteau, da die schwierigen Gelegenheiten nicht selten waren, oft zitterte.

„Sind Sie Herr Reteau?" fragte der Unbekannte.

„Ich bin es."

„Der sich de Villette nennt?"

„Ich bin es, mein Herr."

„Zeitungsschreiber?"

„Das bin ich immer."

„Verfasser dieses Artikels?“ sagte kalt der Unbekannte, indem er aus seiner Tasche eine noch frische Nummer der Zeitung des Tages zog.

„Ich bin in Wirklichkeit nicht der Verfasser, sondern der Veröffentlicher.“

„Sehr gut; das kommt genau auf dasselbe heraus, denn wenn Sie nicht den Muth besaßen, den Artikel zu schreiben, so hatten Sie doch wenigstens die Feigheit, ihn erscheinen zu lassen. Ich sage, Feigheit,“ fuhr der Unbekannte mit kaltem Tone fort, „denn als Edelmann bin ich bemüht, meine Ausdrücke selbst in dieser Barake abzumessen. Doch Sie dürfen das, was ich sage, nicht buchstäblich nehmen, denn was ich sage, drückt meinen Gedanken nicht aus. Drückte ich meinen Gedanken aus, so würde ich sagen: Derjenige, welcher den Artikel geschrieben hat, ist ein Schändlicher, derjenige, welcher ihn veröffentlicht hat, ist ein Elender.“

„Mein Herr!“ rief Reteau erbleichend.

„Ah! bei Gott! das ist eine schlimme Geschichte, es ist wahr,“ fuhr der junge Mann fort, der sich immer mehr belebte, je mehr er sprach. „Aber hören Sie doch, mein Herr Schmierer, jedes Ding hat seine Reihe; so eben haben Sie die Thaler erhalten, nun sollen Sie die Prügel bekommen.“

„Oh! wir wollen sehen,“ rief Reteau.

„Und was wollen wir sehen?“ versetzte mit kurzem, ganz militärischem Ton der junge Mann, der, während er diese Worte sprach, auf seinen Gegner zuging.

Doch Reteau war nicht bei dem ersten Fall dieser Art; er kannte die Gelegenheit seines Hauses, brauchte sich nur umzuwenden, um eine Thüre zu finden, durch diese hinauszuschlüpfen, den Flügel zuzuschlagen, sich desselben als eines Schildes zu bedienen und von da in ein anliegendes Zimmer zu eilen, das nach dem erwähnten Nebenausgang ausmündete, der auf die Rue des Vieux-Augustins führte.

Sobald er hier war, war er auch in Sicherheit: er fand ein anderes Gitter, das er mit einem Umdrehen

des Schlüssels, — und der Schlüssel war immer bereit, — öffnete, wonach er aus Leibeskräften entlaufen konnte.

Dieser Tag war aber ein Unglückstag für den armen Zeitungsschreiber, denn in dem Augenblick, wo er die Hand an den Schlüssel legte, erblickte er durch die Oeffnung in der Mauer einen andern Mann, der ihm, ohne Zweifel vergrößert durch die Aufregung des Blutes, wie ein Herkules vorkam, und der, unbeweglich, drohend, zu warten schien, wie der Drache von Hesperus auf die Esser der goldenen Aepfel wartete.

Reteau wäre gern umgekehrt, aber der junge Mann mit dem Stock, derjenige, welcher zuerst vor seinen Augen erschienen war, hatte mit einem Fußtritt die Thüre eingestoßen, war ihm gefolgt und durfte nun, da Reteau durch den Anblick der anderen, ebenfalls mit einem Stocke und einem Degen bewaffneten Schildwache zurückgehalten wurde, nur die Hand ausstrecken, um ihn zu packen.

Reteau fand sich zwischen zwei Feuern gefaßt, oder vielmehr zwischen zwei Stöcken, in einem kleinen, dunkeln, dumpfen Hofe, der zwischen den letzten Zimmern der Wohnung und dem glückseligen Gitter lag, das auf die Rue des Vieux-Augustins, d. h. wenn der Weg unbesetzt gewesen wäre, auf die Rettung und Freiheit ging.

„Mein Herr, lassen Sie mich geben, ich bitte Sie," sagte Reteau zu dem jungen Mann, der das Gitter bewachte.

„Mein Herr!" rief der junge Mann, der Reteau verfolgte, „mein Herr, nehmen Sie diesen Elenden fest."

„Seien Sie unbesorgt, Herr von Charny, er wird nicht durchkommen," erwiederte der junge Mann vom Gitter.

„Herr von Taverney, Sie hier!" rief Charny, denn er war es wirklich, der sich zuerst bei Reteau hinter dem Bezahler und durch die Rue Montorgeuil eingefunden hatte.

Beiden war am Morgen, als sie die Zeitung gelesen, derselbe Gedanke gekommen, weil sie dasselbe Gefühl im Herzen trugen, und ohne sich denselben auch nur entfernt einander mitzutheilen, hatten sie diesen Gedanken in Ausführung gebracht. Sie wollten zu dem Zeitungsschreiber gehen, Genugthuung von ihm verlangen und ihn durchprügeln, sollte er keine geben.

Nur empfand Jeder von ihnen, als er den Andern erblickte, eine Regung übler Laune; Jeder errieth einen Nebenbuhler in dem Mann, der dasselbe Gefühl, wie er, gehabt hatte.

Herr von Charny sprach auch mit einem ziemlich verdrießlichen Ausdruck die fünf Worte: „Herr von Taverney, Sie hier?"

„Ich selbst," erwiederte Philipp mit demselben Ausdruck der Stimme, während er seinerseits eine Bewegung gegen den flehenden Zeitungsschreiber machte, der seine beiden Arme durch das Gitter streckte, „ich selbst, doch mir scheint, ich bin zu spät gekommen. Nun wohl, ich werde nur dem Feste beiwohnen, wofern Sie nicht die Güte haben, mir die Thüre zu öffnen."

„Dem Feste," murmelte erschrocken der Zeitungsschreiber, „dem Feste, was sagen Sie da? Wollen Sie mich etwa erwürgen, meine Herren?"

„Oh!" erwiederte Charny, „das Wort ist stark. Nein, mein Herr, wir wollen Sie nicht erwürgen, aber wir werden Sie befragen und dann sehen. Sie erlauben, Herr von Taverney, daß ich nach meinem Gutdünken gegen diesen Menschen verfahre?"

„Gewiß, mein Herr," erwiederte Philipp, „Sie haben den Vortritt, da Sie zuerst gekommen sind."

„Sie, lehnen Sie sich an die Wand an und rühren sich nicht," sprach Charny zu dem Zeitungsschreiber, während er zugleich Taverney mit der Geberde dankte. „Sie gestehen also, mein lieber Herr, daß Sie gegen die Königin das kurzweilige Mährchen, so nennen Sie es, das diesen Morgen in Ihrer Zeitung erschienen ist, geschrieben und veröffentlicht haben?"

„Mein Herr, es ist nicht gegen die Königin."

„Ah! das fehlte nur noch."

„Ah! Sie sind sehr geduldig, mein Herr," rief Philipp von der andern Seite des Gitters.

„Seien Sie unbesorgt," erwiederte Charny, „der Bursche wird durch das Warten nicht verlieren."

„Ja," murmelte Philipp, „aber ich warte auch."

Charny antwortete nicht, wenigstens nicht Taverney. Aber er wandte sich gegen den unglücklichen Reteau und sagte:

„Etteniotna ist umgekehrt Antoinette . . . Oh! lügen Sie nicht, mein Herr, das wäre so gemein, daß ich Sie, statt Sie zu schlagen oder anständig umzubringen, bei lebendigem Leibe schinden würde. Antworten Sie also und zwar kategorisch. Ich frage Sie, ob Sie der einzige Urheber dieses Pamphlets seien?"

„Ich bin kein Angeber," erwiederte Reteau, sich aufrichtend.

„Sehr gut! damit sagen Sie, daß Sie einen Mitschuldigen haben; vor Allem der Mann, der Ihnen tausend Exemplare von dieser Schmähschrift hat abkaufen lassen, der Graf von Cagliostro, wie Sie vorhin sagten, wohl! der Graf wird für sich selbst bezahlen, wenn Sie für Ihre Person bezahlt haben werden."

„Mein Herr, ich klage ihn nicht an," jammerte der Zeitungsschreiber, der sich zwischen den zwei Zörnen dieser zwei Männer zu befinden fürchtete, abgesehen von dem Zorn von Philipp, welcher jenseits des Gitters erbleichte.

„Da ich Sie aber zuerst in meinen Händen habe, so werden Sie auch zuerst bezahlen."

Und er hob seinen Stock in die Höhe.

„Mein Herr, wenn ich einen Degen hätte," heulte der Zeitungsschreiber.

Charny ließ seinen Stock sinken.

„Herr Philipp," sagte er, „ich bitte Sie, leihen Sie diesem Burschen Ihren Degen."

Oh! keineswegs, ich leihe meinen ehrlichen Degen diesem Menschen nicht; hier ist mein Stock, wenn Sie nicht genug an dem Ihrigen haben. Doch nach meinem Gewissen kann ich nichts Anderes für ihn und für Sie thun."

„Alle Wetter! einen Stock," sagte Reteau außer sich; „wissen Sie, mein Herr, daß ich Edelmann bin?"

„So leihen Sie mir Ihren Degen," sagte Charny, indem er den seinigen dem erbleichenden Zeitungsschreiber vor die Füße warf. „Ich werde dadurch quitt sein, daß ich diesen nicht mehr berühre."

Philipp hatte keine Einwendung mehr zu machen. Er zog seinen Degen aus der Scheide und reichte ihn durch das Gitter Charny.

Charny nahm ihn mit einer Verbeugung.

„Ah! Du bist Edelmann," sagte er, sich gegen Reteau umwendend, „Du bist Edelmann und schreibst über die Königin von Frankreich solche Schändlichkeiten! Wohl! so hebe diesen Degen auf und beweise, daß Du Edelmann bist."

Aber Reteau rührte sich nicht; es war, als hätte er eben so sehr Angst vor dem Degen, der zu seinen Füßen lag, als vor dem Stock, der einen Augenblick über seinem Haupte geschwebt hatte.

„Alle Teufel!" rief Philipp außer sich, „öffnen Sie mir doch dieses Gitter."

„Verzeihen Sie, mein Herr," erwiederte Charny, „Sie haben zugestanden, daß dieser Herr zuerst mir gehöre."

„So machen Sie schnell ein Ende, denn es drängt mich, auch anzufangen."

„Ich mußte zuerst alle Mittel erschöpfen, ehe ich zu diesem Aeußersten greife, denn ich finde, daß es beinahe eben so viel kostet, Prügel zu geben, als zu empfangen; da aber der Herr die Stockschläge entschieden den Degenstichen vorzieht, so soll er nach seinem Gefallen bedient werden."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein von

Reteau ausgestoßener Schrei verkündigte, Charny habe die Wirkung mit den Worten verbunden. Fünf bis sechs gut aufgemessene Schläge, von denen jeder einen dem Schmerz, den er hervorbrachte, gleich geltenden Schrei entriß, folgten auf den ersten.

Diese Schreie zogen die alte Aldegonde herbei; doch Charny kümmerte sich eben so wenig um ihre Schreie, als er sich um die ihres Herrn bekümmerte.

Während dieser Zeit zernagte sich Philipp, der sich wie Adam jenseits des Paradieses befand, die Finger und ging wie ein Bär, welcher das rohe Fleisch vor seinem Gitter riecht, im Ringe umher.

Endlich hielt Charny, des Prügelns müde, inne, und Reteau warf sich, durch das Geprügeltwerden ermüdet, zu Boden.

„Mein Herr!" rief Philipp, „sind Sie fertig?"

„Ja," sagte Charny.

„Wohl! so geben Sie mir nun meinen Degen zurück, der Ihnen unnütz gewesen ist, und öffnen Sie mir gefälligst."

„Oh! mein Herr," flehte Reteau, der einen Vertheidiger in dem Manne sah, welcher seine Rechnung mit ihm abgeschlossen.

„Sie begreifen, daß ich den Herrn nicht vor der Thüre lassen kann," erwiederte Charny; „ich werde ihm also öffnen."

„Oh! das ist ein Mord," rief Reteau, „tödten Sie mich auf der Stelle mit einem Degenstich, und damit sei es vorbei."

„Beruhigen Sie sich," sagte Charny, „ich glaube, dieser Herr wird Sie nicht einmal anrühren."

„Und Sie haben Recht," sprach Philipp, der eben eingetreten war, mit erhabener Verachtung. „Sie sind geprügelt worden, das ist gut und wie das gesetzliche Axiom sagt: non bis in idem, aber es sind Nummern von der Auflage übrig, und es ist wichtig, sie zu zerstören."

„Ah! sehr gut!" rief Charny, „Sie sehen, es ist

besser, zu zwei als allein zu sein; ich hätte das vielleicht vergessen; doch durch welchen Zufall waren Sie vor diesem Gitter, Herr von Taverney?"

„Hören Sie," erwiederte Philipp. „Ich habe mich in dem Quartier nach den Gebräuchen dieses Schuftes erkundigt und erfahren, es sei seine Gewohnheit, zu entfliehen, wenn man ihm den Daumen auf das Auge drücke. Ich ließ mich über seine Mittel zur Flucht unterrichten und dachte, wenn ich mich durch die Geheimthüre einfände, statt durch die gewöhnliche Thüre zu kommen, so würde ich meinen Fuchs in seinem Bau fangen. Derselbe Rachegedanke war Ihnen gekommen, nur hatten Sie, eiliger als ich, weniger vollständige Erkundigungen eingezogen. Sie sind durch die Thüre von aller Welt eingetreten, und er war nahe daran, Ihnen zu entkommen, als Sie zum Glück mich hier fanden."

„Und ich freue mich darüber! Kommen Sie, Herr von Taverney . . . dieser Bursche soll uns zu seiner Presse führen."

„Meine Presse ist nicht hier," sagte Reteau.

„Lüge!" rief Charny drohend.

„Nein, nein," entgegnete Philipp, „Sie sehen, daß er Recht hat, die Buchstaben sind schon vertheilt; es ist nur noch die Auflage vorhanden. Die Auflage aber muß, außer den an Herrn von Cagliostro verkauften Exemplaren, vollständig sein."

„Dann soll er diese Auflage in unserer Gegenwart zerreißen; nein, er soll sie verbrennen, das ist sicherer."

Philipp billigte diese Art der Befriedigung und schob Reteau nach der Bude fort.

XXXI.

Wie zwei Freunde Feinde werden.

Aldegonde, welche ihren Herrn hatte schreien hören und die Thüre verschlossen fand, war indessen weggelaufen, um die Wache zu holen.

Doch ehe sie zurückkam, hatten Philipp und Charny Zeit gehabt, ein glänzendes Feuer mit den ersten Nummern der Zeitung anzuzünden und dann zerrissen die andern Blätter darauf zu werfen, die in Brand geriethen, wie sie die Flamme berührte.

Die Nachrichter waren bei den letzten Nummern, als die Wache hinter Aldegonde am Ende des Hofes erschien, und zugleich mit der Wache hundert Straßenjungen und Gevatterinnen aller Art.

Die ersten Gewehre erschollen auf den Platten des Vorhauses, als die letzte Nummer der Zeitung flammte.

Zum Glück kannten Philipp und Charny den Weg, den ihnen unkluger Weise Reteau gezeigt hatte; sie eilten durch den geheimen Gang, schoben die Riegel vor, traten durch das Gitter in die Rue des Vieux-Augustins hinaus, schlossen das Gitter dreifach und warfen den Schlüssel in die erste Rinne, die sich fand.

Mittlerweile schrie Reteau, der frei geworden war: „Zu Hülfe! Meuchler! Mörder! zu Hülfe! und Aldegonde, welche die Fensterscheiben von den Reflexen des brennenden Papiers sich entflammen sah, schrie: „Feuer! Feuer!“

Die Fusiliere kamen, da sie aber die zwei jungen Leute weggegangen und das Feuer erloschen fanden, so hielten sie es nicht für geeignet, ihre Nachforschungen weiter fortzusetzen; sie ließen Reteau sich den Rücken mit Kampherspiritus einreiben und kehrten nach dem Wachhause zurück.

Aber stets neugieriger als die Wache, lagerte die Menge bis Nachmittag im Hofe von Herrn Reteau,

immer in der Hoffnung, es würde sich die Scene vom Morgen wiederholen.

Aldegonde blasphemirte in ihrer Verzweiflung den Namen von Marie Antoinette, indem sie diese die Oesterreicherin hieß, und segnete den von Herrn von Cagliostro, den sie den Beschützer der Wissenschaften nannte.

Als sich Taverney und Charny auf der Rue des Vieux-Augustins befanden, sagte Charny:

„Mein Herr, darf ich nun, da unsere Execution abgethan ist, hoffen, daß ich das Glück haben werde, Ihnen in etwas zu Diensten sein zu können?"

„Ich danke tausendmal, mein Herr, ich wollte eben dieselbe Frage an Sie richten, mein Herr; ich war nach Paris in Privatangelegenheiten gekommen, die mich wahrscheinlich einen Theil des Tages hier aufhalten werden."

„Und ich auch, mein Herr."

„Erlauben Sie also, daß ich Abschied von Ihnen nehme und mir zu der Ehre, Sie getroffen zu haben, Glück wünsche."

„Erlauben Sie mir, Ihnen dasselbe Compliment zu machen und beizufügen, es würde mich ungemein freuen, wenn die Angelegenheit, wegen der Sie hierher gekommen sind, einen glücklichen Verlauf nähme."

Und die zwei Männer grüßten sich mit einem Lächeln und einer Höflichkeit, wobei leicht zu sehen war, daß bei allen den Worten, die sie ausgetauscht, die Lippen allein im Spiele gewesen.

Als sie sich verließen, wandten sie sich den Rücken zu, Philipp ging gegen die Boulevards hinauf, Charny ging an der Seite des Flusses hinab.

Beide wandten sich zwei- bis dreimal um, bis sie sich aus dem Gesichte verloren hatten. Dann nahm Charny, der, wie gesagt, an der Seite des Flusses hinabgegangen war, den Weg durch die Rue Beaurepaire, dann nach der Rue Beaurepaire durch die Rue du Renard, dann die Rue du Grand-Hurleur, die Rue Jean-Robert, die Rue des Gravilliers, die Rue Pastourel,

die Rue d'Anjou, du Perche, Culture Sainte-Catherine, de Saint Anastase und Saint-Louis.

Hier angelangt ging er an der Rue Saint-Louis hinab und schritt nach der Rue Neuve-Saint-Gilles zu.

Als er sich aber dieser Straße näherte, fiel sein Auge auf einen jungen Mann, der ebenfalls die Rue Saint-Louis hinaufging, und den er zu erkennen glaubte. Er blieb einige Male zweifelnd stehen, doch bald verschwand der Zweifel. Derjenige, welcher hinaufging war Philipp.

Philipp, der seinerseits den Weg durch die Rue Mauconseil, die Rue aux Ours, die Rue du Grenier-Saint-Lazare, die Rue Michel-le-Comte, die Rue des Vieilles-Andriettes, die Rue de l'Homme-Armé, die Rue des Rosiers genommen hatte, war an dem Hotel Lamoignon vorbeigegangen und endlich durch die Rue Saint-Louis an der Ecke der Rue de l'Egout-Sainte-Catherine herausgekommen.

Die zwei jungen Leute fanden sich beim Eingang der Rue Neuve-Saint-Gilles zusammen.

Beide blieben stehen und schauten sich mit Augen an, die sich diesmal nicht die Mühe nahmen, ihren Gedanken zu verbergen.

Jeder hatte diesmal denselben Gedanken, den, zum Grafen von Cagliostro zu gehen und Genugthuung von ihm zu verlangen.

Zu dieser Stelle gelangt, konnte weder der Eine, noch der Andere mehr an dem Vorhaben von demjenigen zweifeln, welchem er sich abermals gegenüber befand.

„Herr von Charny," sagte Philipp, „ich habe Ihnen den Verkäufer gelassen, Sie könnten mir wohl den Käufer lassen. Ich ließ Sie die Stockschläge ertheilen, lassen Sie mich die Degenstiche geben."

„Mein Herr," erwiederte Charny, „ich glaube, Sie haben diese Galanterie gegen mich gehabt, weil ich der Erste war, und aus keinem andern Grund."

„Ja; aber hierher komme ich zu gleicher Zeit mit

Ihnen und hier, das sage ich Ihnen sogleich, werde ich nichts einräumen."

„Und wer sagt Ihnen, daß ich eine Einräumung von Ihnen verlange? ich werde nur mein Recht vertheidigen."

„Und Ihrer Ansicht nach, Herr von Charny, besteht Ihr Recht darin? . . ."

„Daß ich Herrn von Cagliostro die tausend Exemplare, die er von diesem Elenden gekauft hat, verbrennen lasse."

„Sie werden sich erinnern, mein Herr, daß ich zuerst den Gedanken gehabt habe, sie in der Rue Montorgueil zu verbrennen."

„Wohl! es sei, Sie haben dieselben in der Rue Montorgueil verbrennen lassen, ich lasse sie in der Rue Neuve-Saint-Gilles zerreißen."

„Alles, was ich für Sie thun kann, mein Herr, ist, daß ich mich dem Schicksal überlasse; ich werde einen Louisd'or in die Luft werfen, derjenige von uns Beiden, welcher gewinnt, gewinnt den Vorgang."

„Ich danke Ihnen, mein Herr; im Allgemeinen habe ich wenig Glück, und vielleicht werde ich so unglücklich sein, zu verlieren."

Und Philipp machte einen Schritt vorwärts.

Charny hielt ihn zurück.

„Mein Herr!" sagte er, „ein Wort, und ich glaube, daß wir uns verständigen werden."

Philipp wandte sich lebhaft um. Es lag in der Stimme von Charny ein Ausdruck der Drohung, der ihm gefiel.

„Ah!" sagte er, „es sei."

„Wenn wir, um von Herrn von Cagliostro Genugthuung zu verlangen, durch das Bois de Boulogne gingen, so wäre dies, ich weiß es wohl, der längste Weg, aber ich glaube, das würde unserer Differenz ein Ende machen. Der Eine von uns würde ohne Zweifel auf dem Wege bleiben, und derjenige, welcher zurückkäme, hätte Niemand Rechenschaft abzulegen."

„In der That, mein Herr," erwiederte Philipp, „Sie kommen meinem Gedanken entgegen; ja, das ist es, was Alles ausgleicht. Wollen Sie mir sagen, wo wir uns wiederfinden werden?"

„Wenn Ihnen meine Gesellschaft nicht zu unerträglich ist . . ."

„Wie so?"

„So könnten wir uns nicht trennen. Ich habe meinem Wagen Befehl gegeben, mich auf der Place-Royale zu erwarten, und das ist, wie Sie wissen, nur zwei Schritte von hier."

„Sie würden mir also wohl gütigst einen Platz geben?"

„Oh! mit dem größten Vergnügen."

Und die zwei jungen Leute, die sich beim ersten Blick als Nebenbuhler gefühlt, die bei der ersten Gelegenheit Feinde geworden, fingen an, ihre Schritte zu verlängern, um die Place-Royale zu erreichen. An der Ecke der Rue du Pas-de-la-Mule erblickten sie den Wagen von Charny.

Dieser machte, ohne daß er sich die Mühe nahm, weiter zu gehen, dem Bedienten ein Zeichen. Der Wagen näherte sich. Charny lud Philipp ein, neben ihm Platz zu nehmen, und der Wagen fuhr in der Richtung der Champs-Elysées ab.

Ehe er in den Wagen stieg, hatte Charny ein paar Worte auf ein Blatt seiner Brieftasche geschrieben und diese paar Worte durch seinen Bedienten in sein Hotel in Paris tragen lassen.

Die Pferde von Herrn von Charny waren vortrefflich, in weniger als einer halben Stunde befanden sie sich im Bois de Boulogne.

Charny ließ seinen Kutscher halten, sobald er in dem Wäldchen einen passenden Ort gefunden hatte.

Das Wetter war herrlich, die Luft ein wenig frisch, schon saugte die Sonne mit Gewalt den ersten Wohlgeruch der Veilchen und der jungen Flieder-

schößlinge am Rande der Wege und unter dem Saume des Gehölzes ein.

Auf den vergoldeten Blättern des vorhergehenden Jahres stieg das Gras stolz mit seinen beweglichen Halmen empor, die Goldviolen ließen ihre duftenden Häupter längs der alten Mauern herabfallen.

„Es ist heute schönes Wetter für einen Spaziergang, nicht wahr, Herr von Taverney?“ sagte Charny.

„Ein schönes Wetter, ja, mein Herr.“

Und beide stiegen aus.

„Fahre ab, Dauphin,“ sagte Charny zu seinem Kutscher.

„Mein Herr,“ sprach Taverney, „Sie haben vielleicht Unrecht, Ihren Wagen wegzuschicken, einer von uns könnte wohl desselben bedürfen, um zurückzugehen.“

„Vor Allem, mein Herr, Geheimhaltung,“ erwiederte Charny, „Geheimhaltung dieser ganzen Angelegenheit; einem Lackei anvertraut, läuft sie Gefahr, morgen der Gegenstand der Gespräche von ganz Paris zu sein.“

„Ganz, wie es Ihnen beliebt, mein Herr, aber der Bursche, der uns gebracht hat, weiß sicherlich schon, um was es sich handelt. Dergleichen Menschen kennen zu genau die Manieren des Adels, um nicht zu vermuthen, daß wenn sich Edelleute in das Wäldchen von Boulogne, von Vincennes oder Latory führen lassen, und zwar so, wie wir uns führen ließen, dies nicht geschieht, um eine einfache Promenade zu machen. Ich wiederhole also, Ihr Kutscher weiß schon, woran er sich zu halten hat. Ich nehme nun an, er wisse es nicht. Er wird mich oder Sie verwundet, getödtet vielleicht sehen, und das wird genug für ihn sein, daß er begreift, obgleich ein wenig spät. Ist es nicht besser, ihn zu behalten, um denjenigen von uns, der nicht wird zurückkehren können, mitzunehmen, als einen von uns in der Verlegenheit des Alleinseins zu lassen?“

„Sie haben Recht, mein Herr,“ erwiederte Charny.

Dann wandte er sich gegen seinen Kutscher um und rief diesem zu:

„Dauphin, halt! Du wirst hier warten."

Dauphin hatte vermuthet, man würde ihn zurückrufen; er hatte seine Pferde nicht angetrieben und war folglich nicht über den Bereich der Stimme hinausgekommen.

Dauphin hielt also an und da er, wie es Philipp vorhergesehen, vermuthete, was vorgehen sollte, so machte er es sich auf seinem Sitze bequem, um durch die noch der Blätter beraubten Bäume die Scene zu sehen, bei der ihm sein Herr eine der spielenden Personen sein zu müssen schien.

Philipp und Charny gingen in das Wäldchen hinein; nach Verlauf von fünf Minuten waren sie in der bläulichen Halbtinte, welche die Horizonte desselben gleichsam wischte, verloren.

Philipp, der voranging, traf unter seinem Fuß einen trockenen, harten Platz; dieser Platz bildete ein langes, wunderbar für die Sache, welche die jungen Leute herbeiführte, geeignetes Viereck.

„Unbeschadet Ihrer Ansicht, Herr von Charny, scheint mir dies eine vortreffliche Stelle zu sein."

„Vortrefflich, mein Herr," erwiederte Charny, während er seinen Rock auszog.

Philipp legte seinen Rock ebenfalls ab, warf seinen Hut auf die Erde und zog vom Leder.

„Mein Herr," sprach Charny, dessen Degen noch in der Scheide war, „zu jedem Andern, als zu Ihnen, würde ich sagen: Chevalier, ein Wort, wenn nicht der Entschuldigung, doch wenigstens der Milde, und nun sind wir gute Freunde, aber zu Ihnen, aber zu einem Braven, der aus Amerika, das heißt, aus einem Lande kommt, wo man sich so gut schlägt, kann ich nur..."

„Und ich," erwiederte Philipp, „ich würde sagen: Mein Herr! ich habe Ihnen gegenüber vielleicht den Anschein eines Unrechts, aber zu Ihnen, zu dem braven Seemann, der eines Abends die Bewunderung des

ganzen Hofes durch eine so glorreiche Waffenthat bildete, Ihnen, mein Herr von Charny, kann ich nichts sagen, wenn nicht: Herr Graf, erweisen Sie mir die Ehre, sich auszulegen."

Der Graf verbeugte sich und zog ebenfalls seinen Degen.

„Mein Herr, ich glaube, wir berühren uns, weder der Eine noch der Andere, bei der wahren Ursache des Streites."

„Ich begreife Sie nicht, Graf," erwiederte Philipp.

„Oh! Sie begreifen mich im Gegentheil, und zwar vollkommen, und da Sie aus einem Lande kommen, wo man nicht zu lügen versteht, so sind Sie erröthet, als Sie mir sagten, Sie begreifen mich nicht."

„Ausgelegt!" wiederholte Philipp.

Die Degen kreuzten sich.

Bei den ersten Ausfällen bemerkte Philipp, daß er eine bedeutende Ueberlegenheit über seinen Gegner hatte; doch statt ihm einen neuen Eifer zu verleihen, schien ihn diese Sicherheit völlig abzukühlen.

Da diese Ueberlegenheit Philipp seine ganze Kaltblütigkeit ließ, so entsprang hieraus, daß sein Spiel bald so ruhig wurde, als wäre er in einem Fechtsaale gewesen und als hätte er statt eines Degens ein Rappier in der Hand.

Philipp beschränkte sich auf das Pariren, und der Kampf dauerte über eine Minute, ohne daß er einen Stoß gethan hatte.

„Sie schonen mich, mein Herr," sagte Charny, „darf ich Sie fragen, aus welchem Grunde?"

Und eine rasche Finte markirend, fiel er weit gegen Philipp aus.

Aber Philipp umkreiste den Degen seines Gegners in einem noch viel rascheren Contre, und der Stoß war parirt.

Obgleich die Parade von Taverney den Degen von Charny von der Linie abgebracht hatte, that Taverney doch keinen Gegenstoß.

Charny wiederholte sein Manoeuvre, Taverney vereitelte es abermals durch eine einfache Parade; Charny sah sich genöthigt, sich rasch zu erheben.

Charny war jünger, glühender besonders, er schämte sich, daß sein Blut so gewaltig kochte, während sein Gegner völlig ruhig blieb; er wollte ihn nöthigen, aus dieser Ruhe herauszutreten.

„Ich sagte Ihnen, mein Herr, weder der Eine, noch der Andere von uns habe die wahre Ursache des Duells berührt."

Philipp antwortete nicht.

„Die wahre Ursache, ich will sie Ihnen nennen: Sie haben Streit mit mir gesucht, denn der Streit rührt von Ihnen her; Sie haben aus Eifersucht Streit mit mir gesucht."

Philipp blieb stumm.

„Sprechen Sie," sagte Charny, der sich im umgekehrten Sinn der Kaltblütigkeit von Philipp belebte, „welches Spiel spielen Sie, Herr von Taverney? Ist es Ihre Absicht, mir die Hand zu ermüden? Das wäre eine Ihrer unwürdige Berechnung. Alle Teufel! tödten Sie mich, wenn Sie können, aber tödten Sie mich wenigstens in voller Vertheidigung."

Philipp schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Ja, mein Herr, der Vorwurf, den Sie mir machen, ist ein verdienter; ich habe Streit mit Ihnen gesucht und ich habe Unrecht gehabt."

„Es handelt sich jetzt nicht mehr hierum, mein Herr; Sie haben den Degen in der Hand, bedienen Sie sich Ihres Degens zu etwas Anderem, als zum Pariren, oder, wenn Sie mich nicht besser angreifen, vertheidigen Sie sich weniger."

„Mein Herr," erwiederte Philipp, „ich gebe mir die Ehre, Ihnen zum zweiten Male zu sagen, daß ich Unrecht gehabt habe und daß ich es bereue."

Aber das Blut von Charny war zu sehr entflammt, als daß er die Großmuth seines Gegners begriffen hätte; er nahm sie als eine Beleidigung auf.

„Ah!“ sagte er, „ich begreife, Sie wollen mir gegenüber Großmuth üben, nicht wahr, so ist es, Chevalier? Heute Abend oder morgen gedenken Sie einigen schönen Damen zu sagen, Sie haben mich auf den Kampfplatz geführt und mir hier das Leben geschenkt.“

„Mein Herr Graf,“ entgegnete Philipp, „ich befürchte in der That, daß Sie ein Narr werden.“

„Sie wollten Herrn von Cagliostro tödten, um der Königin zu gefallen, nicht wahr? und um der Königin noch sicherer zu gefallen, wollen Sie mich auch umbringen, aber durch die Lächerlichkeit.“

„Ah! das ist ein Wort zu viel,“ rief Philipp, die Stirne faltend. „Und dieses Wort beweist mir, daß Ihr Herz nicht so edel ist, als ich glaubte.“

„Wohl! so durchbohren Sie dieses Herz,“ rief Charny, indem er sich gerade in dem Augenblick bloßgab, wo Philipp rasch seinen Degen losmachte und ausfiel.

Der Degen glitt an den Rippen hin und öffnete eine blutige Furche unter dem Hemd von feiner Leinwand.

„Endlich bin ich verwundet!“ rief Charny freudig. „Nun werde ich, wenn ich Sie tödte, die schöne Rolle haben.“

„Ah! mein Herr! Sie sind entschieden völlig verrückt; Sie werden mich nicht tödten und nur eine alltäglich Rolle haben, denn Sie werden ohne Ursache und ohne Nutzen verwundet sein, da Niemand weiß, warum wir uns geschlagen haben.“

Charny that einen so raschen, geraden Stoß, daß Philipp kaum noch zur rechten Zeit zur Parade kam, als er aber zur Parade kam, band er den Degen und machte diesen mit einer kräftigen Peitschendrehung zehn Schritte von seinem Gegner hinausspringen.

Sogleich stürzte er auf diesen Degen zu und zerbrach ihn mit einem Tritt seines Absatzes.

„Herr von Charny,“ sagte er, „Sie haben mir nicht zu beweisen, daß Sie ein Braver sind; Sie hassen mich also ungemein, da Sie sich mit einer solchen Erbitterung mit mir zu schlagen suchten?“

Charny antwortete nicht; er erbleichte sichtbar.

Philipp schaute ihn ein paar Secunden an, um ein Geständniß oder ein Leugnen bei ihm hervorzurufen.

„Ah! mein Herr Graf,“ sagte er, „das Loos ist geworfen, wir sind Feinde.“

Charny wankte. Philipp eilte auf ihn zu, um ihn zu halten; doch der Graf stieß seine Hand zurück.

„Ich danke,“ sagte er, „ich hoffe, bis zu meinem Wagen gehen zu können.“

„Nehmen Sie wenigstens dieses Sacktuch, um das Blut zu hemmen.“

„Gern.“

Und er nahm das Sacktuch.

„Und meinen Arm, mein Herr; bei dem geringsten Hinderniß, auf das Sie stoßen, werden Sie, wankend, wie Sie sind, fallen, und Ihr Fall wird Ihnen einen unnöthigen Schmerz verursachen.“

„Der Degen hat nur das Fleisch durchstoßen. Ich fühle nichts in meiner Brust.“

„Desto besser, mein Herr.“

„Und ich hoffe bald geheilt zu sein.“

„Abermals desto besser. Doch wenn Sie Ihre Heilung durch Ihre Wünsche beschleunigen, um diesen Kampf wieder anzufangen, so sage ich Ihnen zum Voraus, daß Sie in mir schwer einen Gegner finden werden.“

Charny suchte zu antworten, aber die Worte erstarben auf seinen Lippen; er wankte, und Philipp hatte kaum Zeit, ihn in seinen Armen aufzufangen.

Dann hob er ihn in die Höhe, wie er es mit einem Kinde gethan hätte, und trug ihn halb ohnmächtig bis zu seinem Wagen.

Dauphin, der durch die Bäume gesehen hatte, was vorging, kürzte allerdings den Weg dadurch ab, daß er seinem Herrn entgegenkam.

Man legte Charny in den Wagen, er dankte Philipp mit einem Zeichen des Kopfes.

„Fahren Sie im Schritt, Kutscher," sagte Philipp.

„Aber Sie, mein Herr?" murmelte der Verwundete.

„Oh! kümmern Sie sich nicht um mich."

Und er grüßte ebenfalls und schloß den Kutschenschlag.

Philipp schaute dem Wagen nach, wie er sich langsam entfernte, sobald er aber an der Biegung einer Allee verschwunden war, schlug er selbst den kürzesten Weg nach Paris ein.

Doch er drehte sich noch ein letztes Mal um; da erblickte er den Wagen, der, statt, wie er, nach Paris zurückzukehren, seine Richtung nach Versailles nahm und sich unter den Bäumen verlor. Und er sprach die vier Worte, Worte nach einem tiefen Nachsinnen tief aus seinem Herzen gerissen:

„Sie wird ihn beklagen."

XXXII.

Das Haus der Rue Saint-Gilles.

Vor der Thüre des Aufsehers fand Philipp einen Miethwagen und sprang hinein.

„Rue Neuve Saint-Gilles," sagte er zum Kutscher, „und rasch gefahren."

Ein Mann, der sich so eben geschlagen und eine siegreiche Miene behalten hat, ein kräftiger Mann, dessen Gestalt den Adel verkündigt, ein Mann in bürgerlicher Kleidung, dessen Tournure einen Militär verräth, das war mehr, als es brauchte, um den

ehrlichen Kutscher anzueifern; dessen Peitsche, wenn sie nicht, wie der Dreizack Neptun's, das Scepter der Welt, doch wenigstens für Philipp ein sehr wichtiges Scepter war.

Der Automedon zu vierundzwanzig Sous durchflog also den Raum und brachte Philipp ganz bebend nach der Rue Saint-Gilles vor das Hotel des Grafen von Cagliostro.

Das Hotel war von einer großen äußern Einfachheit, von einer großen Majestät der Linien, wie die Mehrzahl der unter Ludwig XIV. errichteten Gebäude, nach den verschrobenen, bizarren Bauten von Marmor oder Backstein, welche unter der Regierung von Ludwig XIII. bei der Renaissance errichtet wurden.

Ein großer, mit zwei Pferden bespannter Wagen schaukelte sich auf seinen weichen Federn in einem geräumigen Ehrenhofe.

Der Kutscher schlief auf seinem Bock, in einen weiten, mit Fuchspelz ausgeschlagenen Oberrock gehüllt; zwei Bediente, von denen einer einen Hirschfänger trug, gingen schweigsam auf der Freitreppe auf und ab.

Außer diesen handelnden Personen erschien kein Lebenszeichen im Hotel.

Der Fiacre von Philipp, obgleich nur Fiacre, hatte Befehl erhalten, hinein zu fahren; er rief den Portier an, und dieser machte sogleich die Angel des massiven Thores ächzen.

Philipp sprang zu Boden, eilte gegen die Freitreppe und wandte sich zugleich an die beiden Bedienten mit der Frage:

„Der Herr Graf von Cagliostro?"

„Der Herr Graf ist im Begriff, auszufahren," antwortete einer von den Bedienten.

„Ein Grund mehr, daß ich mich beeile," sagte Philipp, „denn ich muß ihn nothwendig sprechen, ehe er ausfährt. Melden Sie den Chevalier Philipp von Taverney."

Und er folgte dem Lackei mit so hastigem Schritte, daß er zu gleicher Zeit mit ihm in den Salon kam.

„Der Chevalier Philipp von Taverney!“ wiederholte nach dem Bedienten eine zugleich männliche und sanfte Stimme.

„Lassen Sie ihn eintreten.“

Philipp trat unter dem Einflusse einer gewissen Gemüthsbewegung ein, welche diese so ruhige Stimme in ihm veranlaßt hatte.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte Philipp, indem er einen Mann von hohem Wuchse, von ungewöhnlicher Stärke und Frische begrüßte, der keine andere Person war, als diejenige, welche wir nach und nach an der Tafel des Marschalls von Richelieu, bei der Kufe von Mesmer, im Zimmer von Mademoiselle Oliva und auf dem Ball der Oper haben erscheinen sehen.

„Sie entschuldigen, mein Herr! Und worüber?“ erwiederte er.

„Darüber, daß ich Sie auszufahren abhalte.“

„Sie hätten sich entschuldigen müssen, wenn Sie später gekommen wären, Chevalier.“

„Warum?“

„Weil ich Sie erwartete.“

Philipp faltete die Stirne.

„Wie, Sie erwarteten mich?“

„Ja, ich war von Ihrem Besuche in Kenntniß gesetzt.“

„Von meinem Besuche waren Sie in Kenntniß gesetzt?“

„Ja, seit zwei Stunden. Nicht wahr, es müssen etwa zwei Stunden sein, daß Sie hierher kommen wollten, als ein von Ihrem Willen unabhängiger Zufall Sie nöthigte, die Ausführung Ihres Vorhabens zu verzögern?“

Philipp zog die Fäuste zusammen; er fühlte, daß dieser Mann einen seltsamen Einfluß auf ihn gewann.

Aber ohne im Mindesten die Nervenbewegungen

zu bemerken, welche Philipp schüttelten, sagte der Graf:

„Ich bitte Sie, setzen Sie sich, Herr von Taverney."

Und er rückte Philipp einen Lehnstuhl zu, der vor dem Kamin stand.

„Dieser Lehnstuhl ist für Sie hieher gestellt worden," fügte er bei.

„Lassen wir die Scherze, Herr Graf," erwiederte Philipp mit einer Stimme, welche er so ruhig zu machen suchte, als es die von Cagliostro war, aus der er aber ein leichtes Zittern nicht zu entfernen vermochte.

„Genug also der Charlatanerie, mein Herr; sind Sie ein Wahrsager, so bin ich doch nicht gekommen, um Ihre Wahrsagerkunst auf die Probe zu stellen; sind Sie ein Wahrsager, desto besser für Sie, denn Sie wissen schon, was ich Ihnen sagen will, und können sich zum Voraus schützen."

„Mich schützen . . ." versetzte der Graf mit einem seltsamen Lächeln, „und wovor, wenn es beliebt?"

„Errathen Sie, wenn Sie ein Wahrsager sind."

„Gut. Um Ihnen Vergnügen zu machen, will ich Ihnen die Mühe, mir den Beweggrund Ihres Besuches auseinanderzusetzen, ersparen: Sie kommen, um Streit mit mir zu suchen."

„Sie wissen das?"

„Allerdings."

„So wissen Sie auch, aus welcher Veranlassung," rief Philipp.

„Wegen der Königin. Nun ist aber die Reihe an Ihnen. Fahren Sie fort, ich höre Sie."

Diese letzten Worte wurden nicht mehr mit dem höflichen Ausdruck des Wirthes, sondern mit dem trockenen, kalten Tone des Gegners gesprochen.

„Sie haben Recht, mein Herr," sagte Philipp, „und das ist mir lieber."

„So kommt die Sache vortrefflich."

„Mein Herr, es gibt ein gewisses Pamphlet ..."

„Es gibt viele Pamphlete, mein Herr.“

„Veröffentlicht durch einen gewissen Zeitungsschreiber.“

„Es gibt viele Zeitungsschreiber.“

„Warten Sie ... dieses Pamphlet ... wir werden uns mit dem Zeitungsschreiber später beschäftigen.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, mein Herr,“ unterbrach Cagliostro mit einem Lächeln, „Sie haben sich schon mit ihm beschäftigt.“

„Es ist gut, ich sagte also, es gebe ein gewisses gegen die Königin gerichtetes Pamphlet.“

Cagliostro machte ein Zeichen mit dem Kopf.

„Sie kennen dieses Pamphlet?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie haben sogar tausend Exemplare davon gekauft?“

„Ich leugne es nicht.“

„Diese tausend Exemplare sind zum großen Glück nicht in Ihre Hände gelangt.“

„Was bringt Sie auf diesen Gedanken, mein Herr?“

„Daß ich dem Commissionär, der den Ballen trug, begegnet bin, daß ich ihn bezahlt und in mein Haus geschickt habe, wo mein Bedienter, zuvor benachrichtigt, ihn empfangen mußte.“

„Warum besorgen Sie Ihre Angelegenheiten nicht selbst bis zum Ende?“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, sie wären besser besorgt.“

„Ich habe meine Angelegenheiten nicht bis zum Ende abgemacht, weil ich, während mein Bedienter diese tausend Exemplare Ihrer sonderbaren Bibliomanie zu entziehen beschäftigt war, den Rest der Ausgabe zerstörte.“

„Sie sind also sicher, daß die für mich bestimmten tausend Exemplare nicht zu mir gekommen sind?“

„Ich bin dessen sicher.“

„Sie täuschen sich, mein Herr.“

„Wie so?“ versetzte Taverney mit einer Beklem-

mung des Herzens, „und warum sollten sie nicht bei mir sein?“

„Weil sie hier sind,“ erwiederte ruhig der Graf, indem er sich an den Kamin anlehnte.

Philipp machte eine drohende Geberde.

„Ah! Sie glauben,“ sprach der Graf so phlegmatisch, als Nestor, „Sie glauben, ich, ein Wahrsager, wie Sie mich nennen, lasse so ein Spiel mit mir treiben? Sie glaubten einen Gedanken gehabt zu haben, als Sie den Commissionär bestachen? Wohl! ich habe einen Intendanten; mein Intendant hat auch einen Gedanken gehabt. Ich bezahle ihn hiefür; er hat errathen; das ist ganz natürlich, daß der Intendant eines Wahrsagers erräth; er hat errathen, Sie würden zu dem Zeitungsschreiber kommen, Sie würden dem Commissionär begegnen und ihn bestechen; er folgte dem Commissionär und bedrohte denselben, ihn zu zwingen, das Geld herauszugeben, das er von Ihnen erhalten: der Mann bekam Angst, anstatt seinen Weg nach Ihrem Hause fortzusetzen, folgte er meinem Intendanten hierher. Sie bezweifeln das?“

„Ich bezweifle es.“

„Vide pedes, vide manus! hat Jesus zum heiligen Thomas gesagt. Ich sage Ihnen, Herr von Taverney: Sehen Sie den Schrank und befühlen Sie die Brochuren.“

So sprechend, öffnete er einen bewunderungswürdig geschnitzten Schrank von Eichenholz, und in dem Hauptfach zeigte er dem erbleichenden Chevalier die noch von dem schimmligen Geruch des feuchten Papieres geschwängerten tausend Exemplare der Brochure.

Philipp näherte sich dem Grafen. Dieser rührte sich nicht, obgleich die Haltung des Chevalier äußerst drohend war.

„Mein Herr,“ sagte Philipp, „Sie scheinen mir ein muthiger Mann zu sein, ich fordere Sie auf, mir mit dem Degen in der Hand Genugthuung zu geben.“

„Genugthuung wofür?“ fragte der Graf.

„Für die der Königin widerfahrene Beleidigung, eine Beleidigung, der Sie sich mitschuldig machen, indem Sie auch nur ein Exemplar von diesem Blatt behalten.“

„Mein Herr,“ erwiederte Cagliostro, ohne seine Stellung zu verändern, „Sie sind in der That in einem Irrthum begriffen, der mir leid thut. Ich liebe die Neuigkeiten, die ärgerlichen Gerüchte, die ephemeren Dinge. Ich sammle dergleichen, um mich später an tausend Dinge zu erinnern, die ich ohne diese Vorsicht vergessen würde. Ich habe diese Zeitungen gekauft; worin sehen Sie, daß ich irgend Jemand, indem ich sie gekauft, beleidigt habe?“

„Sie haben mich beleidigt!“

„Sie?“

„Ja, mich! mich, mein Herr; verstehen Sie?“

„Nein, bei meiner Ehre, ich verstehe nicht.“

„Ich frage Sie, warum sind Sie mit einem solchen Eifer darauf bedacht, eine so häßliche Brochure zu kaufen?“

„Ich habe es Ihnen schon gesagt, die Manie der Sammlungen.“

„Ist man ein Mann von Ehre, mein Herr, so sammelt man keine Schändlichkeiten.“

„Sie werden mich entschuldigen, mein Herr, ich bin nicht Ihrer Ansicht über die Betitelung dieser Brochure: es ist vielleicht ein Pamphlet, aber es ist keine Schändlichkeit.“

„Sie werden wenigstens gestehen, das es eine Lüge ist?“

„Sie täuschen sich abermals, mein Herr, denn Ihre Majestät die Königin ist bei der Kufe von Mesmer gewesen.“

„Das ist falsch, mein Herr.“

„Sie wollen damit sagen, ich habe gelogen?“

„Ich will es nicht sagen, ich sage es.“

„Wohl! da es so ist, so antworte ich Ihnen mit einem einzigen Wort: Ich habe sie gesehen.“

„Sie haben sie gesehen?“

„Wie ich Sie sehe, mein Herr.“

Philipp schaute dem Grafen in's Gesicht, er wollte mit seinem so treuherzigen, so edlen, so schönen Blick gegen den leuchtenden Blick von Cagliostro kämpfen, doch dieser Kampf ermüdete ihn am Ende, er wandte das Gesicht ab und rief:

„Nun denn! ich beharre nicht minder auf der Behauptung, daß Sie lügen.“

Cagliostro zuckte die Achseln, als ob er von einem Narren beleidigt worden wäre.

„Hören Sie mich nicht?“ sprach Philipp mit dumpfem Tone.

„Im Gegentheil, mein Herr, ich habe kein Wort von dem, was Sie sagen, verloren.“

„Nun! wissen Sie nicht, was die Beschuldigung einer Lüge heißt?“

„Doch, mein Herr,“ erwiederte Cagliostro, „es gibt sogar ein französisches Sprüchwort, welches sagt: Der Beschuldigung einer Lüge gebühre eine Ohrfeige.“

„So wundere ich mich über Eines.“

„Worüber?“

„Daß ich Ihre Hand noch nicht habe zu meinem Gesicht sich erheben sehen, während Sie Edelmann sind und das französische Sprüchwort kennen.“

„Ehe mich Gott zum Edelmann gemacht und das französische Sprüchwort gelehrt hat, hat er mich zum Menschen gemacht und mir meines Gleichen zu lieben befohlen.“

„Mein Herr, Sie verweigern mir also Genugthuung mit bewaffneter Hand?“

„Ich bezahle nur, was ich schuldig bin.“

„Sie werden mir also auf eine andere Weise Genugthuung geben?“

„Wie dies?“

„Ich werde Sie nicht schlimmer behandeln, als ein Mann von Adel einen andern behandeln soll; ich verlange nur von Ihnen, daß Sie in meiner Gegen-

wart alle in diesem Schranke vorhandenen Exemplare verbrennen."

„Und ich, ich weigere mich dessen."

„Bedenken Sie wohl..."

„Ich habe bedacht."

„Sie werden mich in die Nothwendigkeit versetzen, gegen Sie zu verfahren, wie ich gegen den Zeitungsschreiber verfahren bin."

„Ah! Stockschläge," sagte Cagliostro lachend und ohne daß er sich mehr rührte, als eine Bildsäule gethan hätte.

„Weder mehr, noch weniger, mein Herr; oh, Sie werden Ihre Leute nicht rufen."

„Ich? ah! bah! warum sollte ich meine Leute rufen? das geht sie nichts an, ich werde wohl meine Sachen selbst abmachen. Ich bin stärker, als Sie; Sie bezweifeln es? Ich schwöre es Ihnen. Bedenken Sie es also Ihrerseits. Nähern Sie sich mit Ihrem Stocke, so nehme ich Sie beim Hals und beim Rückgrat und schleudere Sie zehn Schritte von mir, und zwar, verstehen Sie wohl, dies so oft, als Sie wieder an mich zu kommen versuchen werden."

„Spiel des englischen Lord, das heißt Reffträgerspiel. Wohl! es sei, mein Herr Hercules; ich nehme es an."

Und außer sich vor Wuth, warf sich Philipp auf Cagliostro, doch plötzlich steifte dieser seine Arme wie zwei stählerne Klammern, packte den Chevalier am Hals und am Gürtel und schleuderte ihn ganz betäubt auf einen Haufen von Polstern, die auf einem Sopha in einer Ecke des Salon lagen.

Dann nach dieser Probe wunderbarer Stärke stellte er sich wieder vor den Kamin und nahm seine vorige Haltung an, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Philipp erhob sich bleich und schäumend, doch die Gegenwirkung einer kalten Beurtheilung gab ihm rasch wieder seine moralischen Fähigkeiten. Er stand auf,

richtete seinen Rock und seine Manchetten zurecht und sprach mit düsterem Tone:

„Sie sind in der That so stark wie vier Männer, mein Herr, doch Ihre Logik ist nicht so nervig, als Ihr Faustgelenke. Indem Sie mich behandelten, wie Sie es so eben gethan, vergaßen Sie, daß ich, besiegt, gedemüthigt, für immer Ihr Feind, das Recht erlangt habe, Ihnen zu sagen: Den Degen in die Hand, Graf, oder ich tödte Sie."

Cagliostro rührte sich nicht.

„Den Degen in die Hand, sage ich Ihnen, oder Sie sind ein Todter," fuhr Philipp fort.

„Mein Herr, Sie sind noch nicht nahe genug bei mir, daß ich Sie behandle, wie das erste Mal," erwiederte der Graf, „und ich werde mich nicht der Gefahr aussetzen, verwundet, sogar getödtet zu werden, wie der arme Gilbert."

„Gilbert!" rief Philipp wankend, „Sie sprechen da ..."

„Zum Glück haben Sie diesmal kein Schießgewehr, sondern einen Degen."

„Mein Herr!" rief Philipp, „Sie sprechen da einen Namen aus ..."

„Ja, nicht wahr? der ein furchtbares Echo in Ihren Erinnerungen erweckt hat."

„Mein Herr!"

„Einen Namen, den Sie nicht mehr zu hören glaubten, denn Sie waren allein mit dem armen Kinde in jener Grotte der Azorischen Inseln, als Sie ihn ermordeten, nicht wahr?"

„Oh!", rief Philipp, „vertheidigen Sie sich! vertheidigen Sie sich!"

„Wenn Sie wüßten," entgegnete Cagliostro, Philipp anschauend, „wenn Sie wüßten, wie leicht es wäre, den Degen aus ihren Händen fallen zu machen."

„Mit Ihrem Degen?"

„Ja, vor Allem mit meinem Degen, wenn ich wollte."

„Auf denn! auf denn!“

„Oh! ich werde mich nicht dem aussetzen, ich habe in sichereres Mittel!“

„Ich sage Ihnen zum letzten Mal, den Degen in ie Hand, oder Sie sind ein Todter!“ rief Philipp, egen den Grafen springend.

Doch diesmal von der kaum drei Zoll von seiner Brust entfernten Degenspitze bedroht, nahm der Graf us seiner Tasche ein Fläschchen, entpfropfte es und pritzte Philipp den Inhalt in's Gesicht.

Kaum hatte die Flüssigkeit den Chevalier berührt, ls dieser wankte, den Degen fallen ließ, sich um sich elbst drehte, auf die Kniee fiel, als hätten seine Beine ie Kraft verloren, ihn zu tragen, und einige Secunden lang völlig den Gebrauch seiner Sinne verlor.

Cagliostro verhinderte ihn, ganz und gar zu Boen zu fallen, hob ihn auf, übergab ihm seinen Degen n der Scheide, setzte ihn in einen Lehnstuhl, wartete, is seine Vernunft völlig wiedergekehrt war, und sagte ann:

„In Ihrem Alter macht man keine Tollheiten nehr; lassen Sie also ab, närrisch zu sein wie ein Kind, und hören Sie mich.“

Philipp schüttelte sich, stemmte sich an, vertrieb ie Ermattung, die sich seines Gehirnes bemächtigt hatte, und murmelte:

„Oh! mein Herr, ist es das, was Sie eines Edelmanns Waffen nennen?“

Cagliostro zuckte die Achseln und erwiederte:

„Sie wiederholen immer dieselbe Phrase. Wenn wir Leute von Adel unsern Mund weit geöffnet haben, im das Wort: Edelmann durchzulassen, so ist Alles geagt. Was nennen Sie eines Edelmanns Waffen? Etwa Ihren Degen, der Sie so schlecht gegen mich beient hat? Oder Ihr Schießgewehr, das Sie so gut gegen Gilbert bedient hat? Was macht die erhabenen Männer, Chevalier? glauben Sie, es sei das klangvolle Wort: Edelmann? Nein. Es ist vor Allem die

Vernunft, sodann die Stärke und endlich die Wissenschaft. Dies Alles habe ich Ihnen gegenüber benützt; mit meiner Vernunft habe ich Ihren Beleidigungen Trotz geboten, im Glauben, daß Sie mich anhörten; mit meiner Stärke habe ich Ihrer Stärke getrotzt; mit meiner Wissenschaft habe ich zugleich Ihre körperlichen und moralischen Kräfte ausgelöscht; es bleibt nur noch übrig, Ihnen zu beweisen, daß Sie, indem Sie, die Drohung im Munde, hierher kamen, zwei Fehler begingen."

„Sie haben mich vernichtet," erwiederte Philipp, „ich kann mich nicht mehr bewegen, Sie haben sich zum Herrn meiner Muskeln und meines Geistes gemacht und fragen mich nun, ob ich Sie anhören will, während ich nichts Anderes thun kann?"

Da nahm Cagliostro ein goldenes Fläschchen, das auf dem Kamin ein Aesculap von Bronze hielt und sprach mit einer Sanftheit voll Adel:

„Riechen Sie an diesem Fläschchen, Chevalier."

Philipp gehorchte; die Dünste, die sein Gehirn verdunkelten, zerstreuten sich, und es kam ihm vor, als ob die Sonne, in die Wände seines Schädels herabsteigend, alle Ideen darin erleuchtete.

„Oh! ich werde wiedergeboren!" sagte er.

„Und Sie fühlen sich wohl, das heißt frei und stark?"

„Ja."

„Mit der Erinnerung an das Vorgefallene?"

„Oh! ja."

„Und da ich es mit einem Manne von Herz zu thun habe, der Geist besitzt, so gewährt mir diese Erinnerung, die bei Ihnen wiederkehrt, jeden Vortheil bei dem, was zwischen uns vorgegangen ist."

„Nein," sagte Philipp, „denn ich handelte kraft eines Lebensprincips, kraft eines heiligen Princips."

„Was thaten Sie denn?"

„Ich vertheidigte die Monarchie."

„Sie, Sie vertheidigten die Monarchie?"

„Ja, ich."

„Sie, ein Mann, der nach Amerika gegangen ist, um die Republik zu vertheidigen! Ei! mein Gott, seien Sie doch offenherzig, oder es ist nicht die Republik, das Sie dort vertheidigten, oder es ist nicht die Monarchie, was Sie hier vertheidigen."

Philipp schlug die Augen nieder.

„Lieben," fuhr Cagliostro fort, „lieben Sie diejenigen, welche Sie verachten; lieben Sie diejenigen, welche Sie vergessen: lieben Sie diejenigen, welche Sie hintergehen . . . es ist das Eigenthümliche großer Seelen, daß sie in ihren großen Zuneigungen verrathen werden; es ist das Gesetz von Jesus, Böses mit Gutem zu vergelten. Sie sind ein Christ, Herr von Taverney."

„Mein Herr!" rief Philipp ganz erschrocken, daß er Cagliostro so in der Vergangenheit und in der Gegenwart lesen sah, „kein Wort mehr, denn wenn ich das Königthum nicht vertheidigte, so vertheidigte ich die Königin, d. h. eine achtungswerthe, unschuldige Frau, achtungswerth noch, wenn sie es nicht mehr wäre, denn es ist ein göttliches Gesetz, die Schwachen zu vertheidigen."

„Die Schwachen! eine Königin, nennen Sie das ein schwaches Wesen? diejenige, vor welcher achtundzwanzig Millionen lebendiger denkender Wesen das Knie beugen? oh! gehen Sie!"

„Mein Herr! man verleumdet sie."

„Was wissen Sie davon?"

„Ich will es glauben."

„Sie denken, das sei Ihr Recht?"

„Allerdings."

„Wohl! **mein** Recht ist, das Gegentheil zu glauben."

„Sie handeln wie ein böser Geist."

„Wer sagt Ihnen das?" rief Cagliostro, dessen Auge plötzlich funkelte und Philipp mit Glanz übergoß, „woher kommt die Vermessenheit, zu glauben, Sie haben Recht und ich habe Unrecht? Woher kommt die Kühnheit, Ihr Princip dem meinigen vorzuziehen? **Sie** ver-

theidigen das Königthum! Wohl! wenn ich die Menschheit vertheidigte? Sie sagen: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist; ich sage: Gebt Gott, was Gottes ist. Republikaner von Amerika, Ritter vom Orden des Cincinnatus, ich erinnere Sie an die Liebe zu den Menschen, an die Liebe zur Gleichheit. Sie gehen auf den Völkern, um den Königinnen die Hände zu küssen; i ch, ich trete die Königinnen mit Füßen, um die Völker um einen Grad zu erhöhen. Ich störe Sie nicht in Ihren Anbetungen, stören Sie mich nicht in meiner Arbeit. Ich lasse Ihnen das große Licht des Tages, die Sonne des Himmels und die Sonne der Höfe, lassen Sie mir den Schatten und die Einsamkeit. Sie begreifen die Stärke meiner Sprache, wie Sie vorhin die Stärke meiner Individualität begriffen haben. Sie sagten zu mir: Stirb Du, der Du den Gegenstand meiner Verehrung beleidigt hast; ich sage: Lebe, Du, der Du meine Anbetungen bekämpfst, und wenn ich dies sage, so geschieht es, weil ich mich mit meinem Princip stark fühle, weil weder Sie, noch die Ihrigen, so sehr sie sich auch anstrengen mögen, mich nur einen Augenblick in meinem Gange aufhalten werden."

„Mein Herr! Sie erschrecken mich," sagte Philipp, zuerst vielleicht erblicke ich, mit Ihrer Hülfe, die Tiefe eines Abgrundes, dem das Königthum zuläuft."

„Seien Sie klug, wenn Sie den Absturz gesehen haben."

„Sie, der Sie mir dies sagen," erwiederte Philipp, bewegt durch den väterlichen Ton, mit dem Cagliostro mit ihm gesprochen hatte, „Sie, der Sie mir so furchtbare Geheimnisse enthüllen, Sie ermangeln noch des Edelmuthes; denn Sie wissen wohl, daß ich mich in den Schlund werfen werde, ehe ich diejenigen, welche ich vertheidige, hineinfallen sehe."

„Wohl denn! ich werde Sie gewarnt haben und wasche mir, wie jener Präfect von Tiberius, die Hände, Herr von Taverney."

„Wohl! ich!" rief Philipp mit einer fieberhaften

Heftigkeit auf Cagliostro zulaufend, „ich, der ich nur in schwacher und Ihnen gegenüber untergeordneter Mensch bin, ich werde mich gegen Sie der Waffen des Schwachen bedienen, ich werde Sie mit feuchtem Auge, mit zitternder Stimme und gefalteten Händen ansprechen; ich werde Sie anflehen, mir nur diesmal die Begnadigung derjenigen, welche Sie verfolgen, zu gewähren. Ich werde Sie für mich bitten, hören Sie wohl, für mich, der ich mich, ich weiß nicht warum, nicht daran gewöhnen kann, in Ihnen einen Feind zu sehen, ich werde Sie erweichen, ich werde Sie überzeugen, ich werde es endlich bei Ihnen erlangen, daß Sie nicht hinter mir den Gewissensbiß lassen, den Untergang der armen Königin gesehen und ihn nicht beschworen zu haben. Kurz, mein Herr, nicht wahr, ich werde es bei Ihnen dahin bringen, daß Sie das Pamphlet verbrennen, das eine Frau weinen machen wird; ich werde das von Ihnen erlangen, oder, bei meiner Ehre, bei der unseligen Liebe, die Sie so wohl kennen, mit diesem gegen Sie ohnmächtigen Degen durchbohre ich mir das Herz zu Ihren Füßen."

„Ah!" murmelte Cagliostro, indem er Philipp mit Augen voll beredten Schmerzes anschaute; „ah! warum sind sie nicht Alle, wie Sie sind! ich würde ihnen gehören, und sie wären nicht verloren!"

„Oh! mein Herr! ich bitte Sie, antworten Sie auf meine Frage."

„Zählen Sie," erwiederte Cagliostro nach einem Stillschweigen, „zählen Sie, ob die tausend Exemplare wirklich da sind, und verbrennen Sie dieselben bis auf das letzte."

Philipp fühlte, daß sein Herz zu seinen Lippen aufstieg, er lief zu dem Schrank, zog die Brochuren heraus, warf sie in's Feuer, drückte Cagliostro voll Innigkeit die Hand und sprach:

„Gott befohlen, mein Herr, hundertmal Dank für das, was Sie für mich gethan haben."

Und er entfernte sich.

„Ich war dem Bruder," sagte Cagliostro, als er ihn weggehen sah, „ich war dem Bruder diese Entschädigung für das schuldig, was die Schwester ausgestanden hatte."

Und die Achseln zuckend, rief er:

„Meine Pferde!"

XXXIII.

Das Haupt der Familie Taverney.

Während diese Dinge sich in der Rue Neuve-Saint-Gilles ereigneten, ging Herr von Taverney, der Vater, in seinem Garten spazieren, gefolgt von zwei Lackeien, die einen Lehnstuhl schoben.

Es gab in Versailles und gibt vielleicht noch von jenen alten Hotels mit französischen Gärten, die, durch eine knechtische Nachahmung des Geschmackes und der Ideen des Gebieters, im Kleinen an das Versailles von Le Notre und Mansard erinnerten.

Mehrere Höflinge, Herr de la Feuillade war das Muster von ihnen, hatten sich in verjüngtem Maßstabe eine unterirdische Orangerie, einen Schweizer-Teich und Apollo-Bäder bauen lassen.

Man fand auch den Ehrenhof und die Trianons, Alles in einem fünfhundertstels Maßstabe: jedes Bassin war von einem Eimer Wasser dargestellt.

Herr von Taverney hatte dasselbe gethan, seitdem von S. M. Ludwig XV. die Trianons beliebt worden waren. Das Haus in Versailles hatte seine Trianons, seine Obstgärten und seine Blumenbeete bekommen. Seitdem S. M. König Ludwig XVI. seine Schlosserwerkstätte und seine Drechselbank eingerichtet, besaß Herr von Taverney seine Schmiede- und seine Hobelbank. Seitdem Marie-Antoinette englische Gärten,

künstliche Flüsse, Prairien und Schweizerhütten gezeichnet, hatte Herr von Taverney in einer Ecke seines Gartens ein Trianon für Puppen und einen Bach für junge Enten gemacht.

In dem Augenblick, wo wir ihn auffassen, schlürfte er indessen die Sonne in der einzigen Allee vom großen Jahrhundert ein, die ihm blieb, in einer Allee von Linden mit den langen Fasern, die so roth wie der Eisendraht, der aus dem Feuer kommt. Er ging in kurzen Schritten, die Hände im Aermel, und alle fünf Minuten näherte sich ihm der Stuhl, der von den Bedienten geschoben wurde, um ihm nach der Leibesübung Ruhe anzubieten.

Er genoß, der großen Sonne zublinzelnd, diese Ruhe, als vom Hause ein Portier herbeilief und ihm zurief:

„Der Herr Chevalier!“

„Mein Sohn!“ sagte der Greis mit stolzer Freude.

Dann wandte er sich und sprach, als er Philipp erblickte, der dem Portier folgte:

„Mein lieber Chevalier.“

Und durch eine Geberde entließ er die Bedienten.

„Komm, Philipp, komm,“ fuhr der Baron fort, „Du erscheinst zu rechter Zeit, mein Geist ist voll freudiger Gedanken. Ei! was für ein Gesicht machst Du denn? Du schmollst?“

„Ich, mein Vater, nein.“

„Du weißt schon das Resultat der Sache?“

„Welcher Sache?“

Der Greis wandte sich um, als wollte er sehen, ob man horchte.

„Sie können sprechen, Niemand horcht, mein Herr,“ sagte Philipp.

„Ich meine die Geschichte vom Ball.“

„Ich begreife noch weniger.“

„Vom Ball der Oper.“

Philipp erröthete, der boshafte Greis bemerkte es.

„Unkluger!“ sagte er, „Du machst es wie die

schlechten Seeleute: sobald sie günstigen Wind haben, setzen sie alle Segel ein. Auf, setze Dich auf diese Bank und höre meine Moral."

„Mein Herr..."

„Du treibst Mißbrauch, Du schneidest zu scharf durch, Du, der Du einst so schüchtern, so zart, so zurückhaltend warst, compromittirst sie nun."

Philipp stand auf.

„Von wem sprechen Sie, mein Herr?„

„Von ihr, bei Gott, von ihr."

„Wer ist das?"

„Ah! Du glaubst, ich wisse nichts von Deinem muthwilligen Streich, von dem Streich von Euch Beiden auf dem Ball der Oper? das ist hübsch."

„Mein Herr, ich betheure Ihnen..."

„Aergere Dich nicht, was ich Dir sage, sage ich Dir zu Deinem Besten, Du hast keine Vorsicht, was Teufels, man wird Dich erwischen! Man hat Dich diesmal mit ihr auf dem Ball gesehen, man wird Dich ein anderes Mal anderswo sehen."

„Man hat mich gesehen?"

„Bei Gott! hattest Du, ja oder nein, einen blauen Domino?"

Taverney wollte aufschreien, er habe keinen blauen Domino, und man täusche sich, er sei nicht auf dem Ball gewesen, er wisse nicht, welchen Ball sein Vater meine; aber es widerstrebt gewissen Herzen, sich bei so delicaten Umständen zu vertheidigen; nur diejenigen vertheidigen sich energisch, welche wissen, daß man sie liebt, und daß sie, indem sie sich vertheidigen, dem Freund, der sie anschuldigt, einen Dienst thun.

„Wozu soll es nützen, daß ich meinem Vater Erklärungen gebe?" dachte Philipp, „überdies muß ich Alles wissen."

Er neigte das Haupt, wie ein Schuldiger, der gesteht.

„Du siehst wohl," fuhr der Greis triumphirend fort, „Du bist erkannt worden, dessen war ich sicher.

Herr von Richelieu, der Dich ungemein liebt, und der, rotz seiner einundachtzig Jahre, auf dem Ball war, Herr von Richelieu suchte, wer der blaue Domino sein önnte, dem die Königin den Arm gab, und er fand nur Dich, den er im Verdacht haben konnte; denn er hat alle Andere gesehen, und Du weißt, ob er sich darauf versteht, der Herr Marschall."

„Daß man mich im Verdacht gehabt hat, begreife ch," erwiederte Philipp mit kaltem Tone; „daß man iber die Königin erkannt hat, das ist noch viel auffallender."

„Es war nicht schwer, sie zu erkennen, da sie die Maske abnahm! Oh! siehst Du, das übersteigt jede Einbildungskraft. Eine solche Verwegenheit! Diese Frau muß rasend in Dich verliebt sein."

Philipp erröthete. Das Gespräch unterstützend veiter gehen war ihm unmöglich geworden.

„Wenn es nicht Verwegenheit ist," fuhr Taverney ort, „so kann es nur ein sehr ärgerlichen Zufall sein. Nimm Dich in Acht, es gibt Eifersüchtige, und zwar Eifersüchtige, die zu fürchten sind. Es ist ein beneieter Posten, der Posten des Günstlings der Königin, esonders wenn die Königin der wahre König ist," ügte Vater Taverney bei.

Und er schlürfte langsam eine Prise Tabak.

„Du wirst mir meine Moral verzeihen, nicht wahr, Chevalier? Verzeih' sie mir, mein Lieber. Ich hege Dankbarkeit für Dich, und ich möchte es gern verhüten, daß der Hauch des Zufalls, da es nun einmal Zufall ist, das Gerüste zerstöre, welches Du so geschickt aufgebaut hast."

Philipp erhob sich in Schweiß gebadet, die Fäuste rampfhaft zusammengezogen. Er schickte sich an, wegugehen, um das Gespräch abzubrechen, mit der Freude, mit der man einer Schlange das Wirbelein abbricht; doch ein Gefühl hielt ihn zurück, ein Gefühl schmerzlicher Neugierde, eine von jenen wüthenen Begierden, das Schlimme zu erfahren, ein un-

barmherziger Stachel, der die liebevollen Herzen bearbeitet.

„Ich sagte also, man beneide uns,“ sprach der Greis; „das ist ganz einfach. Wir haben indessen den Gipfel noch nicht erreicht, zu dem Du uns hinaufsteigen machst. Dir gebührt der Ruhm, Dir haben wir es zu verdanken, daß der Name der Taverney über ihre demüthige Quelle emporgesprungen ist. Nur, sei klug, sonst werden wir nicht zum Ziele gelangen, und Deine Pläne werden unter Weges scheitern. Es wäre in der That Schade. Wir gehen einen raschen Gang.“

Philipp wandte sich ab, um den tiefen Ekel, die blutige Verachtung zu verbergen, die seinen Zügen in diesem Augenblick einen Ausdruck verliehen, worüber der Greis erstaunt, vielleicht erschrocken wäre.

„In einiger Zeit wirst Du eine hohe Stelle verlangen,“ sagte der Greis, sich belebend. Du läßest mir irgendwo, doch nicht zu fern von Paris, eine königliche Lieutenance geben; Du läßest sodann Taverney-Maison-Rouge zu einer Pairie erheben; Du läßest mich bei der nächsten Promotion des Ordens in die Liste aufnehmen. Du kannst Herzog, Pair und Generallieutenant werden. In zwei Jahren lebe ich noch, dann läßest Du mir ...“

„Genug! genug!“ brummte Philipp.

„Oh! wenn Du Dich für befriedigt hältst, ich bin es nicht. Du hast ein ganzes Leben; ich habe nur ein paar Monate. Diese Monate müssen mir die traurige, mittelmäßige Vergangenheit bezahlen. Uebrigens habe ich mich nicht zu beklagen, Gott schenkte mir zwei Kinder. Das ist viel für einen Mann ohne Vermögen; doch wenn meine Tochter für unser Haus unnütz geblieben ist, so machst Du es wieder gut. Du bist der Baumeister des Tempels. Ich sehe in Dir den großen Taverney, den Helden. Du flößest mir Respect ein, und siehst Du, das ist Etwas. Allerdings ist Dein Benehmen gegen den Hof bewunderungswürdig. Oh! ich habe noch nichts Geschickteres gesehen.“

„Was denn?“ versetzte der junge Mann, den es beunruhigte, daß er sich von dieser Schlange gelobt sah.

„Die Linie Deines Benehmens ist herrlich. Du zeigst keine Eifersucht. Du lässest das Feld scheinbar Jedermann frei und behauptest es in Wirklichkeit. Das ist stark, doch es ist Observanz.“

„Ich verstehe nicht,“ entgegnete Philpp, immer mehr gereizt.

„Keine Bescheidenheit, siehst Du, das ist Wort für Wort das Benehmen des Herrn von Potemkin, der die Welt durch sein Glück in Erstaunen setzte. Er sah, daß Katharina die Eitelkeit besonders bei ihren Liebschaften liebte, daß sie, wenn man sie frei ließe, von Blume zu Blume flattern und dann zu der fruchtbarsten und schönsten zurückkehren würde, daß sie, wenn man sie verfolgte, über jeden Bereich hinaus entfliehen würde. Er faßte seinen Entschluß. Er war es, der der Kaiserin die neuen Günstlinge, die sie auszeichnete, angenehmer machte; er, der, indem er sie auf einer Seite gelten ließ, sich geschickt ihre verwundbare Seite vorbehielt; er, der die Fürstin mit den vorübergehenden Launen ermüdete, statt sie seiner eigenen Vorzüge überdrüssig zu machen. Indem er das ephemere Reich dieser Günstlinge, die man ironisch die zwölf Cäsaren nennt, vorbereitete, machte Potemkin seine Herrschaft ewig, unzerstörbar.“

„Aber das sind unbegreifliche Schändlichkeiten,“ murmelte der arme Philipp, indem er seinen Vater erstaunt ansah.

Der Greis fuhr unstörbar fort:

„Nach dem System von Potemkin wirst Du indessen ein leichtes Unrecht haben. Er gab die Ueberwachung nicht zu sehr auf, und Du erschlaffst. Freilich ist die französische Politik nicht die russische.

Bei diesen Worten, mit einer Affectation von Feinheit gesprochen, die selbst den stärksten diplomatischen Kopf aus seinem Gange gebracht hätte, glaubte

Philipp, sein Vater delirire, und antwortete nur mit einem wenig ehrfurchtsvollen Zucken der Achseln.

„Ja, ja," sagte der Greis, „Du glaubst, ich habe Dich nicht errathen? Du sollst es sehen."

„Sprechen Sie, mein Herr."

Taverney kreuzte sich die Arme.

„Wirst Du mir etwa sagen," sprach er, „Du ätzest Deinen Nachfolger nicht?"

„Mein Nachfolger?" versetzte Philipp erbleichend.

„Wirst Du mir sagen, Du wissest nicht, was Alles an Starrheit in den Liebesgedanken der Königin sei, wenn sie besessen ist, und in der Voraussicht der Veränderung von ihrer Seite wollest Du nicht völlig geopfert, aus dem Besitze gesetzt werden, was immer bei der Königin geschieht, denn sie kann nicht die Gegenwart lieben und die Vergangenheit dulden."

„Sie sprechen hebräisch, mein Herr Baron."

Der Greis brach in jenes scharfe, unheimliche Gelächter aus, das Philipp, wie der Ruf eines bösen Geistes, beben machte.

„Du wirst mich glauben machen, es sei nicht Tactik, Herrn von Charny zu schonen?"

„Charny?"

„Ja, Deinen zukünftigen Nachfolger, den Mann, der Dich, wenn er einmal regiert, kann verbannen lassen, wie Du die Herren von Coigny, von Vaudreuil und Andere kannst verbannen lassen."

Das Blut stieg Philipp gewaltig zu den Schläfen, und er rief noch einmal:

„Genug, mein Herr! genug; ich schäme mich in der That, daß ich so lange zugehört habe! Derjenige, welcher sagt, die Königin von Frankreich sei eine Messaline, der ist ein verleumderischer Verbrecher."

„Gut! sehr gut!" rief der Greis. „Du hast Recht, das ist Deine Rolle; doch ich versichere Dich, daß uns Niemand hören kann."

„Oh!"

„Und was Charny betrifft, Du siehst, daß ich Dich

rgründet habe. So geschickt auch Dein Plan sein
nag, siehst Du, errathen, das liegt in dem Blute der
Taverney. Fahre fort, Philipp, fahre fort. Schmeichle
Charny; besänftige, tröste ihn, hilf ihm sanft
und ohne Unannehmlichkeit vom Zustande des Grases
um Zustande der Blume übergehen und sei versichert,
r ist ein Edelmann, der Dir später, wenn er in der
Gunst steht, vergelten wird, was Du für ihn gethan
ast."

Nach diesen Worten machte Herr von Taverney,
ganz stolz auf die Auseinandersetzung seiner Scharf-
chtigkeit, einen kleinen launischen Sprung, der an den
ungen Mann, und zwar an den seines Glückes wegen
rechen jungen Mann erinnerte.

Philipp packte ihn beim Aermel, hielt ihn wüthend
uf und rief:

„So ist es, wohl! mein Herr, Ihre Logik ist be-
wunderungswürdig."

„Ich habe errathen, nicht wahr, und Du bist mir
eshalb böse? Bah! Du verzeihst mir der Aufmerk-
amkeit zu Liebe. Ich liebe übrigens Charny, und es
reut mich sehr, daß Du so gegen ihn verfährst."

„Ihr Herr von Charny ist zu dieser Stunde so sehr
mein Günstling, mein Liebling, mein von mir geätzter
Vogel, daß ich ihm in der That so eben einen Fuß von
ieser Klinge durch die Rippen gestoßen habe."

Und Philipp zeigte seinem Vater seinen Degen.

„Wie!" versetzte Taverney, erschrocken bei dem
Anblick dieser flammenden Augen, bei der Kunde von
iesem kriegerischen Ausfall, „sagst Du nicht, Du
abest Dich mit Herrn von Charny geschlagen?"

„Und ich habe ihn gespießt! Ja."

„Großer Gott!"

„Das ist meine Manier, meine Nachfolger zu be-
änftigen, zu pflegen und zu schonen," fügte Philipp
ei; „nun, da sie dieselbe kennen, wenden Sie Ihre
Theorie auf meine Praxis an."

Und er machte eine verzweifelte Bewegung, un zu entfliehen. Der Greis klammerte sich an seinen Arm an."

„Philipp! Philipp! sage mir, daß Du scherztest."

„Nennen Sie das einen Scherz, wenn Sie wollen doch es ist geschehen."

Der Greis schlug die Augen zum Himmel auf murmelte ein paar Worte ohne Folge, verließ seinen Sohn und lief bis in sein Vorzimmer.

„Geschwinde! geschwinde! ein Mann zu Pferde, man eile zu Herrn von Charny, der verwundet worden ist, man erkundige sich nach ihm und vergesse nicht, zu sagen, man komme in meinem Auftrage! Dieser Verräther Philipp," sprach er, während er in seine Wohnung zurückkehrte, „ist er nicht der Bruder seiner Schwester! Und ich, der ich ihn für gebessert hielt! Oh! es gab nur einen Kopf in der Familie, den meinigen."

XXXIV.

Der Quatrain von Herrn von Provence.

Während alle diese Ereignisse in Paris und in Versailles vorfielen, befand sich der König, ruhig wie gewöhnlich, seitdem er seine Flotten siegreich und den Winter besiegt wußte, in seinem Cabinet, mitten unter kleinen Karten und Weltkarten, kleinen mechanischen Plänen, und dachte daran, neue Furchen auf dem Meere für die Schiffe von Herrn von Laperouse zu ziehen.

Ein leichtes Klopfen an der Thüre entzog ihn seinen durch ein gutes Vesperbrod, das er zu sich genommen, ganz erhitzten Träumereien.

In diesem Augenblick machte sich eine Stimme hörbar.

„Darf ich hinein, mein Bruder?" sagte sie.

„Der Herr Graf von Provence, der Unwillkommene," brummte der König, indem er ein offenes Buch voll der größten Figuren von sich schob.

„Treten Sie ein," sagte er.

„Ein dicker, kurzer, rother Mann mit lebhaften Augen trat ein mit einem Schritt, der zu ehrfurchtsvoll für einen Bruder, zu vertraulich für einen Unterthanen war.

„Sie erwarteten mich nicht, mein Bruder," sprach er.

„Meiner Treue, nein."

„Ich störe Sie?"

„Nein, doch sollten Sie mir etwas Interessantes zu sagen haben?"

„Ein Gerücht, so drollig, so grotesk ..."

„Ah! ah! eine Verleumdung."

„Meiner Treue, ja, mein Bruder."

„Die Sie belustigt hat?"

„Oh! ihrer Seltsamkeit wegen."

„Irgend eine Bosheit gegen mich?"

„Gott ist mein Zeuge, daß ich, wenn dem so wäre, nicht lachen würde."

„Gegen die Königin also?"

„Sire, stellen Sie sich vor, daß man mir im Ernste, ganz im Ernste gesagt hat... oh! ich lasse Sie hundertmal, ich lasse Sie tausendmal rathen."

„Mein Bruder, seitdem mein Lehrer mich diese oratorische Vorsicht als Muster des Genre bei Frau von Sévigné hat bewundern lassen, bewundere ich sie nicht mehr... Zur Sache."

„Wohl! mein Bruder," sprach der Graf von Provence, etwas abgekühlt durch diesen brutalen Empfang, „man sagt, die Königin habe einmal auswärts geschlafen, ha! ha! ha!" Und er strengte sich an, zu lachen.

„Das wäre sehr traurig, wenn es wahr wäre," sagte der König voll Ernst."

„Aber das ist nicht wahr, mein Bruder? nein."

„Es ist ebenso nicht wahr, daß man die Königin vor dem Thore der Reservoirs hat warten sehen?"

„Nein."

„Sie wissen, an dem Tag, wo sie das Thor um eilf Uhr zu schließen befahlen."

„Ich weiß nicht."

„Wohl! stellen Sie sich vor, mein Bruder, das Gerücht behauptet ..."

„Was ist das, das Gerücht? wo ist es? wer ist es?"

„Das ist ein tiefer Zug, mein Bruder, ein sehr tiefer. In der That, wer ist das Gerücht? Wohl! dieses unfaßbare, unbegreifliche Wesen, welches man Gerücht nennt, behauptet, man habe die Königin mit dem Grafen d'Artois Arm in Arm eine halbe Stunde nach Mitternacht an diesem Tage gesehen."

„Wo?"

„Auf dem Wege nach einem Hause, das Herr d'Artois besitzt, hinter den Ställen. Hat Eure Majestät nicht von dieser Ungeheuerlichkeit sprechen hören?"

„Doch wohl, mein Bruder, ich muß davon gehört haben."

„Wie so, Sire?"

„Ja, haben Sie nicht etwas gemacht, damit ich davon sprechen höre?"

„Ich?"

„Sie."

„Was denn, Sire, was hab ich gemacht?"

„Einen Quatrain z. B., der im Mercure abgedruckt worden ist."

„Einen Quatrain?" versetzte der Graf, röther als bei seinem Eintritt.

„Man erklärt Sie für einen Liebling der Musen."

„Nicht in dem Grade, um ..."

„Um einen Quatrain zu machen, der mit dem Verse endigt:

„Hélène n'en dit rien au bon roi Ménélas." *)

---

*) Helena sagt dem guten König Menelaus nichts davon.

„Ich, Sire? ..."

„Leugnen Sie es nicht, hier ist das Autographon des Gedichtes; Ihre Handschrift! Ich verstehe mich schlecht auf Poesie, aber auf Handschriften, oh! wie ein Experte."

„Sire, eine Thorheit zieht eine andere nach sich."

„Herr von Provence, ich versichere Sie, daß nur auf Ihrer Seite eine Thorheit stattgefunden, und ich wundere mich, daß ein Philosoph diese Thorheit begangen hat; behalten wir diese Betitelung für Ihr Gedicht."

„Sire, Eure Majestät ist hart gegen mich."

„Die Strafe der Wiedervergeltung, mein Bruder! Statt Ihr Gedicht zu machen, hätten Sie sich können über das, was geschehen, unterrichten lassen; ich habe das gethan; und statt des Quatrain gegen sie, gegen mich folglich, würden Sie ein Madrigal für Ihre Schwägerin geschrieben haben. Sie werden am Ende sagen, das sei kein Gegenstand, der begeistere; aber eine schlechte Epistel ist mir immer lieber, als eine gute Satyre. Horaz sagt das auch, Horaz, Ihr Dichter."

„Sire, Sie beugen mich nieder."

„Wären Sie der Unschuld der Königin nicht sicher gewesen, wie ich es bin," fuhr der König mit Heftigkeit fort, „so hätten Sie wohl daran gethan, Ihren Horaz wieder zu lesen. Hat er nicht die schönen Worte gesagt? verzeihen Sie, ich radebreche das Lateinische:

Rectius hoc est:
Hoc faciens vivam melius, sic dulcis amicis
Occurram.

„„Das ist besser; wenn ich es thue, werde ich redlicher sein; wenn ich es thue, werde ich gut gegen meine Freunde sein.""

„Sie, mein Bruder, würden das zierlicher übersetzen."

Und der gute König, nachdem er diese Lection mehr als Vater, denn als Bruder gegeben, wartete, daß der Schuldige eine Rechtfertigung begänne.

Der Graf sann eine Zeit lang über seine Antwort

nach, doch dies nicht gerade wie ein verlegener Mensch, sondern mehr wie ein Redner, der Delicatessen sucht.

„Sire," sagte er, „so streng auch der Spruch Eurer Majestät ist, ich habe ein Mittel der Entschuldigung und darf hoffen, daß Sie mir verzeihen werden."

„Sprechen Sie, mein Bruder."

„Nicht wahr, Sie beschuldigen mich, ich habe mich getäuscht, und nicht, ich habe eine schlimme Absicht gehabt?"

„Einverstanden."

„Wenn dem so ist, so wird Eure Majestät, welche weiß, daß derjenige, welcher sich nicht täuscht, kein Mensch ist, zugeben, daß ich mich nicht grundlos getäuscht habe."

„Nie werde ich Ihren Geist anklagen, denn er ist groß und erhaben, mein Bruder."

„Wohl, Sire, warum sollte ich mich nicht dadurch getäuscht haben, daß ich Alles anhörte, was preisgegeben wird. Wir Prinzen, wir leben in der Luft der Verleumdung, wir sind damit geschwängert. Ich sage nicht, ich habe geglaubt, ich sage, man habe mir erzählt."

„Ah! gut, wenn dem so ist; doch..."

„Das Gedicht? Oh! die Dichter sind bizarre Wesen; und dann, ist es nicht besser, durch eine sanfte Kritik, die eine Warnung sein kann, als durch eine gefaltete Stirne zu antworten? Drohende Stellungen in Verse gebracht beleidigen nicht, Sire; es ist nicht wie bei den Pamphleten, in Beziehung auf welche man so heftige Zwangsmaßregeln von Eurer Majestät verlangte; Pamphlete wie das, welches ich selbst Eurer Majestät zeigen werde."

„Ein Pamphlet!"

„Ja, Sire; ich brauche nothwendig einen Einbastillirungsbefehl gegen den elenden Verfasser dieser Schändlichkeit."

„Der König erhob sich ungestüm und rief:

„Lassen Sie hören!"

„Ich weiß nicht, ob ich soll, Sire . . .“

„Gewiß, Sie müssen; es ist hiebei nichts zu schonen. Haben Sie dieses Pamphlet?“

„Ja, Sire.“

„Geben Sie.“

Der Graf von Provence zog aus seiner Tasche ein Exemplar von der Geschichte Etteniotna, ein unseliger Beweis, den der Degen von Philipp, den der Stock von Charny, den das Feuer von Cagliostro der Circulation nicht entzogen hatten.

Der König warf die Augen auf das Papier, wie Jemand, der gewohnt ist, die interessanten Stellen eines Buches oder einer Zeitung zu lesen.

„Schändlichkeit!“ sagte er, „Schändlichkeit!“

„Sie sehen, Sire, daß man behauptet, meine Schwägerin sei bei der Kufe von Mesmer gewesen.“

„Nun wohl! ja, sie ist dort gewesen!“

„Sie ist dort gewesen!“ rief der Graf von Provence.

„Mit meiner Genehmigung.“

„Oh! Sire.“

„Und nicht wegen ihrer Gegenwart erhebe ich eine Anschuldigung gegen ihre Weisheit, da ich ihr nach der Place Vendome zu gehen erlaubt hatte.“

„Eure Majestät hat aber der Königin nicht erlaubt, sich der Kufe zu nähern, um durch sich selbst zu versuchen . . .“

Der König stampfte mit dem Fuße. Der Graf hatte diese Worte gerade in dem Moment ausgesprochen, wo die Augen von Ludwig XVI. die für Marie Antoinette beleidigendste Stelle durchliefen, die Geschichte von ihrer vorgeblichen Krise, von ihren Verdrehungen, von ihrer wollüstigen Unordnung, von Allem dem endlich, was bei Mesmer die Erscheinung von Oliva bezeichnet hatte.

„Unmöglich! unmöglich!“ sagte der König, der bleich geworden war. „Oh! die Polizei muß wissen, was sie hiebei zu thun hat!“

Er läutete.

„Herr von Crosne!“ rief er, „man hole mir Herrn von Crosne!“

„Sire, es ist heute der Tag des Wochenberichts, Herr von Crosne wartet im Oeil-de-Boeuf.“

„Er trete ein.“

„Erlauben Sie mir, mein Bruder,“ sagte der Graf von Provence mit heuchlerischem Tone. Und er machte Miene, wegzugehen.

„Bleiben Sie,“ sprach Ludwig XVI. zu ihm. „Ist die Königin schuldig, wohl! mein Herr, so gehören Sie zur Familie und dürfen es wissen; ist sie unschuldig, so müssen Sie es ebenfalls wissen, Sie, der Sie meine Gemahlin im Verdacht gehabt haben.“

Herr von Crosne trat ein.

Dieser Beamte, als er Herrn von Provence beim König sah, fing damit an, daß er den zwei Größten des Reiches seine Huldigung darbrachte; dann wandte er sich an den König und sprach:

„Der Bericht ist fertig, Sire.“

„Vor Allem, mein Herr,“ sagte Ludwig XVI., „erklären Sie mir, wie in Paris ein so schändliches Pamphlet gegen die Königin veröffentlicht werden konnte?“

„Etteniotna?“ fragte Herr von Crosne.

„Ja.“

„Wohl, Sire, das ist ein Zeitungsschreiber Namens Reteau.“

„Ja. Sie wissen seinen Namen und haben ihn nicht an der Veröffentlichung verhindert, oder nach der Veröffentlichung verhaftet!“

„Sire, nichts war leichter, als ihn zu verhaften; ich will Eurer Majestät den Einsperrungsbefehl ganz ausgefertigt in meinem Portefeuille zeigen.“

„Warum ist dann die Verhaftung nicht erfolgt?“

Herr von Crosne wandte sich gegen Herrn von Provence.

„Ich verabschiede mich von Eurer Majestät," sprach dieser langsam.

„Nein, nein," erwiederte der König. „Ich habe Ihnen schon gesagt, Sie sollen bleiben, bleiben Sie."

Der Graf verbeugte sich.

„Sprechen Sie, Herr von Crosne; sprechen Sie offenherzig, ohne Rückhalt; sprechen Sie rasch und unumwunden."

„Wohl, also," sagte der Polizei-Lieutenant, „ich habe den Zeitungsschreiber Reteau nicht verhaften lassen, weil ich ganz nothwendig, ehe ich diesen Schritt gethan, eine Erklärung mit Eurer Majestät gehabt haben müßte.

„Ich ersuche Sie darum."

„Sire, es wäre vielleicht besser, diesem Zeitungsschreiber einen Sack Geld zu geben und ihn fortzuschicken, daß er anderswo, sehr fern von hier, gehenkt würde."

„Warum?"

„Sire, weil, wenn diese Elenden eine Lüge sagen, das Publicum, dem man dies beweist, sehr erfreut ist, sie peitschen, ihnen die Ohren abschneiden, sie sogar aufhängen zu sehen. Wenn sie aber unglücklicher Weise eine Wahrheit aufgreifen . . ."

„Eine Wahrheit?"

Herr von Crosne verbeugte sich.

„Ja, ich weiß es. Die Königin ist in der That bei der Kufe von Mesmer gewesen. Sie ist dort gewesen, das ist ein Unglück, wie Sie sagen, aber ich habe es ihr erlaubt."

„Oh! Sire," rief Herr von Crosne.

Dieser Ausruf des ehrfurchtsvollen Unterthanen fiel dem König noch mehr auf, als er ihm aus dem Munde des eifersüchtigen Verwandten aufgefallen war.

„Die Königin ist aber darum nicht verloren, denke ich," sprach er.

„Nein, Sire, aber compromittirt."

„Herr von Crosne, lassen Sie hören, was hat Ihnen Ihre Polizei gesagt?"

„Sire, viele Dinge, die bei aller Achtung, welche ich Eurer Majestät schuldig bin, bei aller ehrfurchtsvollen Anbetung, die ich für die Königin hege, mit einigen Angaben des Pamphlets im Einklang stehen."

„Im Einklang, sagen Sie?"

„Hören Sie, wie: Eine Königin von Frankreich, die in der Tracht einer gewöhnlichen Frau, angelockt von den magnetischen Bizarrerien von Mesmer, in diese zweideutige Gesellschaft geht, und die allein geht . . ."

„Allein!" rief der König.

„Ja, Sire."

„Sie täuschen sich, Herr von Crosne."

„Ich glaube nicht, Sire."

„Sie haben schlechte Berichte.

„So genaue, Sire, daß ich die Einzelheiten der Toilette Ihrer Majestät, das Gesammtwesen ihrer Person, ihre Schritte, ihre Geberden, ihre Schreie angeben kann."

„Ihre Schreie!"

Der König erbleichte und zerknitterte die Brochure.

„Ihre Seufzer sogar sind von meinen Agenten aufgezeichnet worden," fügte Herr von Crosne schüchtern bei.

„Ihre Seufzer! Die Königin hätte sich dergestalt vergessen! . . . Die Königin hätte so wohlfeil meine Ehre als König, ihre Ehre als Frau gegeben!"

„Das ist unmöglich," sprach der Graf von Provence, „das wäre mehr als ärgerlich, und Ihre Majestät ist unfähig . . ."

Diese Worte waren mehr eine Zuthat von Anklage, als eine Entschuldigung. Der König fühlte das. Alles in ihm empörte sich.

„Mein Herr," sprach er zum Polizei-Lieutenant, „Sie behaupten, was Sie gesagt haben?"

„Ach! bis zum letzten Worte, Sire."

„Ihnen, mein Bruder," sagte Ludwig XVI., indem er mit seinem Sacktuch über seine mit Schweiß befeuchtete Stirne fuhr, „Ihnen bin ich einen Beweis von dem, was ich behaupte, schuldig. Die Ehre der Königin ist die meines ganzen Hauses. Ich gebe sie nie preis. Ich habe der Königin erlaubt, zur Kufe von Mesmer zu geben, sie aber zugleich beauftragt, eine sichere, tadellose, sogar fromme Person mitzunehmen."

„Ah!" versetzte Herr von Crosne, „wenn es so gewesen wäre . . ."

„Ja," sprach der Graf von Provence, „wenn eine Dame, wie Frau von Lamballe z. B. . . ."

„Ganz richtig, mein Bruder, es ist die Frau Prinzessin von Lamballe, die ich der Königin bezeichnet hatte."

„Leider, Sire, ist die Prinzessin nicht mitgenommen worden."

„Wohl," fügte der König bei, „ist der Ungehorsam so gewesen, so muß ich bestrafen, und ich werde strafen."

Ein ungeheurer Seufzer schloß ihm die Lippen, nachdem er ihm das Herz zerrissen.

„Nur," fügte er leiser bei, „nur bleibt mir ein Zweifel: diesen Zweifel theilen Sie nicht, das ist natürlich; Sie sind nicht der König, der Gatte, der Freund derjenigen, welche man anschuldigt ... diesen Zweifel, ich will ihn aufklären."

Er läutete; der Officier vom Dienst erschien.

„Man sehe nach, ob die Frau Prinzessin von Lamballe nicht bei der Königin oder in ihrer Wohnung ist," sagte der König.

„Sire, Frau von Lamballe geht in dem kleinen Garten mit Ihrer Majestät und einer andern Dame spazieren."

„Bitten Sie die Frau Prinzessin, sogleich heraufzukommen."

Der Officier trat ab.

„Nun, meine Herren, noch zehn Minuten; bis dahin vermöchte ich keinen Entschluß zu fassen.“

Gegen seine Gewohnheit faltete Ludwig XVI. seine Stirne und warf auf die zwei Zeugen seines tiefen Schmerzes einen beinahe drohenden Blick.

Die zwei Zeugen schwiegen. Herr von Crosne war von einer wirklichen Traurigkeit erfüllt, Herr von Provence heuchelte eine Traurigkeit, die sich dem Gotte Momus in Person mitgetheilt hätte.

Ein leichtes Rauschen von Seidestoff hinter den Thüren verkündigte dem König, die Prinzessin von Lamballe komme.

XXXV.

Die Prinzessin von Lamballe.

Die Prinzessin von Lamballe trat ein, schön und ruhig, die Stirne entblößt, die zerstreuten Locken ihrer hohen Frisur stolz hinter die Schläfe zurückgeworfen, ihre Augbrauen schwarz und fein, wie zwei Züge von Sepia, ihre Augen blau, durchsichtig, ausgedehnt, voll Perlmutter, ihre Lippen keusch und wollüstig zugleich: diese ganze Schönheit auf einem Körper ohne Gleichen entzückte und beherrschte zugleich.

Die Prinzessin brachte mit sich, um sich, jenen Duft von Tugend, Anmuth, Unkörperlichkeit, den Lavallière, ehe sie in Gunst gekommen und seitdem sie in Ungnade gefallen, verbreitete.

Als sie der König lächelnd und bescheiden erscheinen sah, fühlte er sich von Schmerz durchdrungen.

„Ach!“ dachte er, „was aus diesem Munde hervorgeht, wird eine Verurtheilung ohne Appellation sein.“

„Setzen Sie sich, Prinzessin,“ sprach er, indem er sich tief vor ihr verbeugte.

Herr von Provence näherte sich, um ihr die Hand zu küssen.

Der König sammelte sich.

„Was wünscht Eure Majestät von mir?“ fragte die Prinzessin mit der Stimme eines Engels.

„Eine Mittheilung, Madame, eine genaue Mittheilung, meine Cousine.“

„Ich warte, Sire.“

„An welchem Tag sind Sie in Gesellschaft der Königin nach Paris gefahren? Suchen Sie wohl!“

Herr von Crosne und der Graf von Provence schauten sich erstaunt an.

„Sie begreifen, meine Herren,“ sagte der König, „S i e zweifeln nicht, i ch zweifle noch; ich frage folglich wie ein Mensch, der zweifelt.“

„Am Mittwoch, Sire,“ erwiederte die Prinzessin.

„Sie verzeihen mir,“ fuhr Ludwig XVI. fort, „aber, meine Cousine, ich wünsche die Wahrheit zu hören.“

„Sie werden sie hören, Sire, indem Sie mich fragen.“

„Was machten Sie in Paris, meine Cousine?“

„Ich ging zu Herrn Mesmer, auf der Place Vendome, Sire.“

Die zwei Zeugen bebten, der König erröthete vor Aufregung.

„Allein?“ fragte er.

„Nein, Sire, mit Ihrer Majestät der Königin.“

„Mit der Königin? Sie sagen, mit der Königin!“ rief Ludwig XVI., indem er sie gierig bei den Händen nahm.

„Ja, Sire.“

Herr von Provence und Herr von Crosne näherten sich erstaunt.

„Eure Majestät hatte der Königin Erlaubniß dazu gegeben,“ sprach Frau von Lamballe; „wenigstens sagte mir das Ihre Majestät.“

„Und Ihre Majestät hatte Recht, meine Cousine.

Nun . . . scheint mir, ich athme wieder; denn Frau von Lamballe lügt nie."

„Nie, Sire," erwiederte die Prinzessin mit sanftem Tone.

„Oh! nie!" rief Herr von Crosne mit der achtungsvollsten Ueberzeugung. „Doch dann erlauben Sie mir, Sire . . ."

„Oh! ja, ich erlaube Ihnen, Herr von Crosne; befragen Sie, suchen Sie, ich setze meine arme Prinzessin auf das Schemelchen des Verbrechers, ich überlasse sie Ihnen."

Frau von Lamballe lächelte und erwiederte:

„Ich bin bereit; doch die Folter ist aufgehoben, Sire."

„Ja, ich habe sie für die Anderen aufgehoben, aber man hat sie nicht für mich aufgehoben," sagte der König mit einem Lächeln.

„Madame," sprach der Polizei-Lieutenant, „haben Sie die Güte, dem König zu sagen, was Sie mit Ihrer Majestät bei Herrn Mesmer machten, und vor Allem: wie war die Königin gekleidet?"

„Ihre Majestät trug ein Kleid von perlgrauem Taffet, eine Mante von gestickter Mousseline, einen Muff von Hermelin, einen Hut von rosa Sammet, mit großen schwarzen Bändern."

Das war ein dem für Oliva gegebenen ganz entgegengesetztes Signalement.

Herr von Crosne offenbarte ein lebhaftes Erstaunen, der Graf von Provence biß sich auf die Lippen.

Der König rieb sich die Hände.

„Und was hat die Königin bei ihrem Eintritt gethan?" fragte er.

„Sire, Sie haben Recht, zu sagen, bei ihrem Eintritt, denn kaum waren wir eingetreten . . ."

„Mit einander?"

„Ja, Sire, mit einander; kaum waren wir in den ersten Salon eingetreten, wo uns Niemand hatte wahr-

nehmen können, so groß war die Aufmerksamkeit, die man den magnetischen Geheimnissen widmete, als sich eine Frau Ihrer Majestät näherte, ihr eine Maske bot und sie anflehte, nicht weiter zu gehen.

„Und Sie gingen nicht weiter?“ fragte lebhaft der Graf von Provence.

„Nein, mein Herr.“

„Und Sie haben die Schwelle des ersten Salon nicht überschritten?“ fragte Herr von Crosne.

„Nein, mein Herr.“

„Und Sie haben den Arm der Königin nicht verlassen?“ fragte der König mit einem Reste von Angst.

„Nicht eine Secunde; der Arm Ihrer Majestät war unabläßig auf den meinigen gestützt.“

„Nun!“ rief plötzlich der König, „was denken Sie hievon, Herr von Crosne? Was sagen Sie hiezu, mein Bruder?“

„Das ist außerordentlich, übernatürlich,“ sprach Herr von Provence, der eine Heiterkeit heuchelte, welche mehr, als es der Zweifel gethan hätte, seinen gauzen Aerger über den Widerspruch offenbarte.

„Darin ist nichts Uebernatürliches,“ erwiederte eilig Herr von Crosne, dem die sehr natürliche Freude des Königs eine Art von Gewissensbiß bereitete; „was die Frau Prinzessin gesagt hat, kann nur die Wahrheit sein.“

„Daraus geht hervor . . . “ sagte Herr von Provence.

„Daraus geht hervor, Monseigneur, daß sich meine Agenten getäuscht haben.“

„Sprechen Sie im Ernste?“ fragte Herr von Provence mit demselben Nervenzittern.

„Ganz im Ernste, Monseigneur, meine Agenten haben sich getäuscht; Ihre Majestät hat gethan, was Frau von Lamballe so eben gesagt, und nichts Anderes. Was den Zeitungsschreiber betrifft: wenn ich von den streng wahren Worten der Frau Prinzessin überzeugt

bin, so muß es dieser Kerl auch sein, und ich lasse den Befehl abgehen, ihn sogleich einzusperren."

Frau von Lamballe drehte den Kopf hin und her, mit der Freundlichkeit der Unschuld, die sich mit mehr Neugierde als Furcht erkundigt.

„Einen Augenblick Geduld," sprach der König, „es wird immer noch Zeit sein, den Zeitungsschreiber festnehmen zu lassen. Sie haben von einer Frau gesprochen, welche die Königin am Eingang des Salon zurückgehalten: Prinzessin, sagen Sie uns, wer diese Frau war?"

„Ihre Majestät scheint sie zu kennen; Sire, ich sage sogar, gerade, weil ich nicht lüge, Ihre Majestät kennt sie, ich weiß es."

„Cousine, ich muß diese Frau sprechen, das ist unerläßlich. Dort liegt die ganze Wahrheit; dort nur ist der Schlüssel des Geheimnisses."

„Das ist auch meine Meinung," sagte Herr von Crosne, gegen den sich der König gewandt hatte.

„Geschwätz," murmelte der Graf von Provence. „Es ist eine Frau, die den Eindruck des Gottes der Entwickelungen auf mich macht."

„Meine Cousine," sprach er laut, „die Königin hat Ihnen gestanden, Sie kenne diese Frau?"

„Ihre Majestät hat mir nicht gestanden, sie hat mir erzählt."

„Ja, ja, verzeihen Sie."

„Mein Bruder will Ihnen damit sagen," unterbrach der König, „wenn die Königin diese Frau kenne, so wissen Sie ihren Namen auch."

„Es ist Frau von La Mothe-Valois."

„Die Intrigantin," rief der König ärgerlich.

„Diese Bettlerin!" sagte der Graf. „Teufel! Teufel! sie wird schwer zu befragen sein; sie ist fein."

„Wir werden so fein sein, als sie," sprach Herr von Crosne. „Und überdies bedarf es, seit der Erklärung von Frau von Lamballe, keiner Feinheit. Ich werde auch auf das erste Wort des Königs . . ."

„Nein, nein," sprach Ludwig XVI. entmuthigt, „ich bin müde, diese schlechte Gesellschaft um die Königin zu sehen. Die Königin ist so gut, daß der Vorwand der Dürftigkeit Alles zu ihr führt, was es an zweideutigen Leuten beim niedrigsten Adel des Königreiches gibt."

„Frau von La Mothe ist wirklich Valois," entgegnete Frau von Lamballe.

„Mag sie sein, was sie will, meine Cousine, sie soll keinen Fuß hierher setzen. Ich will lieber der unermeßlichen Freude entbehren, die mir die völlige Freisprechung der Königin gemacht hätte, ja, ich will lieber auf diese Freude verzichten, als dieser Creatur in's Gesicht sehen."

„Und dennoch werden Sie diese Frau sehen," rief die Königin, welche, bleich vor Zorn, die Thüre des Cabinets öffnete und sich, schön von Adel und Entrüstung, vor den geblendeten Augen des Grafen von Provence zeigte, der sich linkisch hinter dem gegen ihn zurückgeschobenen Thürflügel verbeugte.

„Ja, Sire," fuhr die Königin fort, „es handelt sich nicht darum, zu sagen: Ich will diese Creatur gern sehen, oder ich fürchte, diese Creatur zu sehen, diese Creatur ist ein Zeuge, der der Verstand meiner Ankläger . . ."

Sie schaute ihren Schwager an.

„Und die Freimüthigkeit meiner Richter . . ."

Und sie wandte sich gegen den König und Herrn von Crosne.

„Der endlich ihr eigenes Gewissen, so entartet es auch sein mag, einen Schrei der Wahrheit entreißen wird. Ich, die Angeklagte, verlange, daß man sie hört, und man wird sie hören."

„Madame," erwiederte der König hastig, „Sie begreifen wohl, daß man Frau von La Mothe nicht wird holen lassen, um ihr die Ehre zu erweisen, gegen Sie aussagen zu dürfen. Ich lege Ihre Ehre nicht

in die Wagschale in Parallele mit der Wahrhaftigkeit dieser Frau."

„Man wird Frau von La Mothe nicht holen lassen, Sire, denn sie ist hier."

„Hier!" rief der König, indem er sich umwandte, als wäre er auf eine Schlange getreten, „hier!"

„Sire, ich hatte, wie Sie wissen, eine unglückliche Frau besucht, welche einen berühmten Namen führt. An diesem Tag, an welchem man, wie Sie wissen, so viele Dinge gesagt hat . . ."

Und sie schaute fest über die Achsel den Grafen von Provence an, der gern hundert Fuß unter der Erde gewesen wäre, während sein breites Gesicht einen Ausdruck der Anschmiegung schnitt.

„Nun?" fragte Ludwig XVI.

„Nun! Sire, an diesem Tage ließ ich bei Frau von La Mothe ein Portrait, eine Büchse liegen. Sie bringt sie mir heute zurück und sie ist hier."

„Nein, nein ... ich bin überzeugt," rief der König, „und das ist mir lieber."

„Oh! ich bin nicht befriedigt," sprach die Königin; „ich will sie einführen. Warum übrigens dieses Widerstreben? wer ist sie denn? was hat sie denn gethan? Wenn ich es nicht weiß, so belehren Sie mich. Auf, Herr von Crosne, sprechen Sie, Sie, der Sie Alles wissen . . ."

„Ich weiß nichts, was dieser Dame nachtheilig wäre," erwiederte der Beamte.

„Wahrhaftig?"

„Gewiß. Sie ist nur arm; ein wenig ehrgeizig vielleicht."

„Der Ehrgeiz, das ist die Stimme des Blutes. Haben Sie nur dieses gegen sie einzuwenden, so kann sie der König wohl zulassen, um Zeugniß abzulegen."

„Ich weiß nicht," erwiederte Ludwig XVI., „aber ich habe Ahnungen, Instincte; ich fühle, daß diese Frau ein Unglück, eine Widerwärtigkeit in meinem Leben veranlassen wird . . . und das ist genug."

„Oh! Sire, Aberglauben! Hole sie geschwinde," sagte die Königin zur Prinzessin von Lamballe.

Nach fünf Minuten trat Jeanne ganz bescheiden, ganz verschämt, aber vornehm in ihrer Haltung wie in ihrem Anzug, in das Cabinet des Königs ein.

Unüberwindlich in seiner Antipathie, hatte der König der Thüre den Rücken zugewendet. Die zwei Ellenbogen auf seinem Schreibtische, den Kopf in seinen Händen, schien er ein Fremder mitten unter den Anwesenden.

Der Graf von Provence schoß auf Jeanne durch ihr forschendes Wesen so beängstigende Blicke ab, daß, wenn die Bescheidenheit von Jeanne eine ächte gewesen wäre, diese Frau, völlig gelähmt, nicht ein Wort aus dem Munde gebracht hätte.

Aber es brauchte etwas Anderes, um das Gehirn von Jeanne zu stören und zu beunruhigen.

Weder König, noch Kaiser mit ihren Sceptern, noch der Papst mit seiner Tiare, noch himmlische Mächte, noch Mächte der Finsterniß hätten auf diesen ehernen Geist mit der Furcht oder mit der Verehrung gewirkt.

„Madame," sprach die Königin, indem sie dieselbe hinter den König führte, „ich bitte Sie, sagen Sie gefälligst, was Sie am Tage meines Besuches bei Herrn Mesmer gethan haben; wollen Sie es von Punkt zu Punkt sagen."

Jeanne schwieg.

„Kein Verschweigen, keine Schonung. Nichts als die Wahrheit, so wie sie in Ihrem Gedächtniß ist."

Nach diesen Worten setzte sich die Königin in einen Lehnstuhl, um nicht auf die Zeugin einen Einfluß durch ihren Blick zu üben.

Welche Rolle für Jeanne! Für sie, die schon errathen hatte, daß ihre Souverainin ihrer bedurfte, für sie, welche fühlte, daß Marie Antoinette in falschem Verdachte stand, und daß man sie, ohne sich von der Wahrheit zu entfernen, rechtfertigen konnte.

Jede Andere hätte bei dieser Ueberzeugung dem

Vergnügen nachgegeben, die Unschuld der Königin durch die Uebertreibung der Beweise darzuthun.

Jeanne war aber eine so verschmitzte, so feine und so starke Natur. daß sie sich innerhalb des reinen Ausdruckes der Thatsache hielt.

„Sire,“ sprach sie, „ich ging zu Herrn Mesmer aus Neugierde, wie ganz Paris dahin geht. Das Schauspiel kam mir ein wenig plump vor. Ich wandte mich um, als ich plötzlich auf der Schwelle der Eingangsthüre Ihre Majestät erblickte, die ich zwei Tage vorher, ohne sie zu kennen, zu sehen die Ehre gehabt hatte, Ihre Majestät, deren Freigebigkeit mir ihren Rang verrathen hat. Als ich ihre erhabenen Züge sah, die nie meinem Gedächtnisse entschwinden werden, da schien es mir, die Gegenwart Ihrer Majestät sei nicht an ihrem Orte in jenem Haus, wo viele Leiden und Heilungen als Schauspiele ausgestellt werden. Ich bitte Ihre Majestät in Demuth um Verzeihung, daß ich es gewagt habe, so frei über ihr Benehmen zu denken, aber es war ein Blitz, ein weiblicher Instinct; ich bitte auf den Knieen um Verzeihung, wenn ich die Linie der Ehrfurcht, die ich den geringsten Bewegungen Ihrer Majestät schuldig bin, überschritten habe.“

Eine tiefe Gemüthsbewegung heuchelnd, den Kopf senkend und durch eine unerhörte Kunst beinahe zu der Stockung des Athems gelangt, welche den Thränen vorhergeht, hielt sie inne.

Herr von Crosne war dadurch ergriffen. Frau von Lamballe fühlte sich zum Herzen dieser Frau hingezogen, die zugleich zart, schüchtern, geistreich und gut zu sein schien.

Herr von Provence war betäubt.

Die Königin dankte Jeanne durch einen Blick, den der Blick von dieser nachsuchte oder vielmehr duckmäuserisch belauerte.

„Nun! Sire, Sie haben gehört,“ sagte die Königin.

Der König rührte sich nicht.

„Ich bedurfte des Zeugnisses dieser Frau nicht," sagte er.

„Man hat mich sprechen heißen, und ich mußte gehorchen," warf Jeanne schüchtern ein.

„Genug!" sprach Ludwig XVI. mit brutalem Tone; „wenn die Königin etwas sagt, so braucht sie keine Zeugen, um ihre Aussagen zu controliren. Hat die Königin meine Billigung, so braucht sie nichts bei irgend Jemand zu suchen."

Nach diesen Worten, welche Herrn von Provence niederschlugen, stand er auf.

Die Königin ermangelte nicht, ein verächtliches Lächeln beizufügen.

Der König wandte seinem Bruder den Rücken zu und küßte Marie Antoinette, sowie der Prinzessin von Lamballe die Hand.

Er entließ die Letztere, indem er sie um Verzeihung bat, daß er sie, wie er beifügte, um Nichts belästigt habe.

An Frau von La Mothe richtete er weder ein Wort, noch einen Blick; da er aber an ihr vorübergehen mußte, um zu seinem Lehnstuhl zurückzukehren, und da er die Königin zu beleidigen fürchtete, wenn er es in ihrer Gegenwart an Höflichkeit gegen eine Dame fehlen ließe, welche sie empfing, so zwang er sich zu einem kurzen Gruß gegen Jeanne, den diese ohne Hast durch eine tiefe Verbeugung erwiederte, die ihren ganzen Anstand geltend zu machen fähig war.

Frau von Lamballe verließ zuerst das Cabinet, dann Frau von La Mothe, welche die Königin vor sich herschob, endlich die Königin, die einen letzten, beinahe liebkosenden Blick mit dem König wechselte.

Und dann hörte man in der Flur die drei Weiberstimmen, die sich zischelnd entfernten.

„Mein Bruder," sprach nun Ludwig XVI. zum Grafen von Provence, „ich halte Sie nicht mehr zurück. Ich muß meine Wochenarbeit mit dem Herrn Polizei-

Lieutenant beendigen. Ich danke Ihnen jedoch, daß Sie dieser vollständigen und glänzenden Rechtfertigung Ihrer Schwägerin Ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Es ist leicht zu sehen, daß Sie sich ebenso sehr darüber freuen, als ich, und das will nicht wenig sagen. Nun ist die Reihe an uns Beiden, Herr von Crosne. Ich bitte Sie, setzen Sie sich hierher."

Der Graf von Provence verbeugte sich, beständig lächelnd, und ging hinaus, als er die Damen nicht mehr hörte und sich außer dem Bereiche eines boshaften Blickes oder eines bitteren Wortes glaubte.

XXXVI.

Bei der Königin.

Als die Königin das Cabinet von Ludwig XVI. verlassen hatte, untersuchte sie die ganze Tiefe der Gefahr, die sie gelaufen war.

Sie wußte zu würdigen, mit welcher Zartheit und Zurückhaltung Jeanne bei ihrer improvisirten Angabe zu Werke gegangen war, sie wußte auch den wahrhaft merkwürdigen Takt zu schätzen, mit dem sie nach dem günstigen Erfolge im Schatten blieb.

Jeanne, die durch ein unerhörtes Glück mit dem ersten Schlage in jene vertraulichen Geheimnisse eingeweiht worden war, nach denen die Höflinge zehn Jahre lang jagen, ohne sie zu erreichen, und folglich sicher, fortan von großem Gewicht an einem für die Königin bedeutungsvollen Tage zu sein, zog hieraus keinen Vortheil durch eines von den Nichtsen, welche die hoffärtige Empfindlichkeit auf dem Gesichte der Untergeordneten zu errathen weiß.

Statt das Anerbieten von Jeanne, der Königin ihre Ehrfurcht zu bezeigen und dann wegzugehen,

anzunehmen, hielt auch Marie Antoinette Frau von La Mothe durch ein liebenswürdiges Lächeln zurück und sagte zu ihr:

„Es ist ein wahres Glück, Gräfin, daß Sie mich mit der Prinzessin von Lamballe bei Mesmer einzutreten abgehalten haben, denn sehen Sie die Anschwärzung, man hat mich bei der Thüre oder im Vorzimmer gesehen und dies zum Text genommen, um zu behaupten, ich sei in dem gewesen, was Sie den Saal der Krisen nennen, nicht so?"

„Den Saal der Krisen, ja, Madame."

„Aber," sprach Frau von Lamballe, „wie kommt es, daß, wenn die Anwesenden wußten, die Königin sei da, die Agenten von Herrn von Crosne sich getäuscht haben? Darin liegt das Geheimniß, meiner Ansicht nach; die Agenten des Polizei-Lieutenants versichern in der That, die Königin sei im Saale der Krisen gewesen."

„Das ist wahr," sprach die Königin nachdenkend. „Und es waltet kein Interesse von Seiten des Herrn von Crosne ob, der ein ehrlicher Mann ist und mich liebt, doch die Agenten können bestochen worden sein, meine liebe Lamballe. Ich habe Feinde, wie Sie sehen. Dieses Gerücht muß indessen immer auf Etwas beruhen. Sagen Sie uns die einzelnen Umstände, Gräfin. Vor Allem stellt mich die schändliche Brochure berauscht, bezaubert, dergestalt magnetisirt dar, daß ich alle weibliche Würde verloren haben soll. Was ist Wahrscheinliches hieran? Ist wirklich an jenem Tag eine Frau dort gewesen? . . ."

Jeanne erröthete. Das Geheimniß stellte sich hier abermals dar, das Geheimniß, von dem ein einziges Wort ihren unseligen Einfluß auf das Geschick der Königin zerstören konnte.

Enthüllte Jeanne dieses Geheimniß, so verlor sie die Gelegenheit, Ihrer Majestät nützlich, sogar unentbehrlich zu sein. Diese Lage richtete ihre Zukunft zu Grunde; sie blieb zurückhaltend, wie das erste Mal.

„Madame,“ sagte sie, „es war wirklich eine sehr bewegte Frau dort, die sich durch ihre Verdrehungen und ihr Delirium ungemein zur Schau stellte. Doch mir scheint . . .“

„Es scheint Ihnen,“ fiel die Königin rasch ein, „diese Frau war eine Frau vom Theater oder das, was man ein Weltmädchen nennt, und nicht die Königin von Frankreich, nicht wahr?“

„Gewiß nicht, Madame.“

„Gräfin, Sie haben dem König sehr gut geantwortet, und nun ist es an mir, für Sie zu sprechen. Lassen Sie hören, wie weit sind Sie mit Ihren Angelegenheiten? zu welcher Zeit gedenken Sie Ihre Rechte anerkennen zu machen? Doch ist nicht Jemand hier, Prinzessin?“

Frau von Misery trat ein.

„Will Euere Majestät Fräulein von Taverney empfangen?“ fragte die Kammerfrau.

„Sie! sicherlich. Oh! die Ceremoniöse! nie würde sie sich gegen die Etiquette verfehlen. Andrée! Andrée! kommen Sie doch.“

„Eure Majestät ist zu gut gegen mich,“ sprach diese, indem sie sich anmuthig verbeugte.

Und sie erblickte Jeanne, welche, da sie die zweite Dame vom Unterstützungsbureau erkannte, eine Röthe und eine Bescheidenheit auf Commando sich zu Hülfe rief.

Die Prinzessin von Lamballe benützte die Verstärkung, die der Königin zugekommen, um nach Sceaux zum Herzog von Penthièvre zurückzukehren. Andrée setzte sich an die Seite von Marie Antoinette und heftete ihren ruhigen, forschenden Blick auf Frau von La Mothe.

„Nun! Andrée,“ sagte die Königin, „hier ist die Dame, die wir am letzten Tage des Eises besuchten.“

„Ich habe sie erkannt,“ erwiederte Andrée sich verneigend.

Schon hochmüthig, beeilte sich Jeanne, auf den

Zügen von Andrée ein Symptom von Eifersucht zu suchen, doch sie fand nichts als völlige Gleichgültigkeit.

Andrée, mit denselben Leidenschaften, wie die Königin, Andrée, eine Frau und erhaben über allen Frauen an Güte, an Geist und an Großmuth, wenn sie glücklich gewesen wäre, Andrée verschloß sich in ihre undurchdringliche Verstellung, welche der ganze Hof für die stolze Schamhaftigkeit der jungfräulichen Diana hielt.

„Wissen Sie," sprach die Königin zu ihr, „wissen Sie, was man dem König über mich sagt?"

„Oh! man mußte ihm Alles sagen, was es Schlimmes gibt," erwiederte Andrée, „gerade weil man ihm nicht zu sagen vermöchte, was Gutes an Ihnen ist."

„Das ist das schönste Wort, das ich gehört," sprach Jeanne einfach. „Ich sage, das schönste, weil es, ohne irgend etwas davon zu benehmen, das Gefühl wiedergibt, welches das meines Lebens ist, und das mein schwacher Geist nie so auszudrücken vermocht hätte."

„Ich werde Ihnen die Sache erzählen, Andrée."

„Oh! ich weiß sie," sagte diese; „der Herr Graf von Provence hat sie so eben erzählt, und eine Freundin von mir hat zugehört."

„Das ist ein glückliches Mittel, die Lüge zu verbreiten, nachdem man der Wahrheit gehuldigt hat," sprach zornig die Königin. „Doch lassen wir das. Ich war eben mit der Gräfin an der Auseinandersetzung ihrer Lage. Wer protegirt Sie, Gräfin?"

„Sie, Madame," erwiederte Jeanne muthig, „Sie, die Sie mir erlauben, Ihnen die Hand zu küssen."

„Sie hat Gemüth, und ich liebe die Ergüsse," sagte Marie Antoinette zu Andrée.

Andrée antwortete nicht.

„Madame," fuhr Jeanne fort, „wenige Personen haben es gewagt, mich zu protegiren, als ich in der Noth und in der Dunkelheit war; nun aber, wenn man mich einmal in Versailles gesehen, wird sich alle Welt um das Recht streiten, der Königin, ich will sagen,

einer Person angenehm zu sein, die Ihre Majestät eines Blickes zu würdigen die Gnade gehabt hat."

„Wie!" rief die Königin, indem sie sich setzte; „Niemand war muthig oder verdorben genug, Sie zu protegiren?"

„Ich hatte Anfangs Frau von Boulainvilliers," antwortete Jeanne, „eine wackere Frau; dann Herrn von Boulainvilliers, einen verdorbenen Beschützer; doch seit meiner Verheirathung Niemand, oh! Niemand!" sagte sie mit einer äußerst geschickten Uebergehung. „Oh! verzeihen Sie, ich vergaß einen braven Mann, einen edelmüthigen Fürsten . . ."

„Einen Fürsten! wen denn, Gräfin?"

„Den Herrn Cardinal von Rohan."

Die Königin machte eine ungestüme Bewegung gegen Jeanne.

„Mein Feind!" sagte sie lächelnd.

„Feind Eurer Majestät! Er! der Cardinal!" rief Jeanne. „Oh! Madame."

„Man sollte glauben, Gräfin, Sie wundern sich darüber, daß eine Königin einen Feind hat. Wie sieht man doch, daß Sie nicht bei Hofe gelebt haben."

„Madame, der Cardinal betet Eure Majestät an, wenigstens glaubte ich das zu wissen, und wenn ich mich nicht getäuscht habe, so kommt seine Ehrfurcht für die erhabene Gemahlin des Königs seiner Ergebenheit gleich."

„Oh! ich glaube Ihnen, Gräfin," erwiederte Marie Antoinette, die sich wieder ihrer gewöhnlichen Heiterkeit überließ, „ich glaube Ihnen theilweise. Ja, so ist es, der Cardinal betet mich an."

Und sie wandte sich, indem sie diese Worte sprach, mit einem treuherzigen Gelächter gegen Andrée von Taverney.

„Nun! Gräfin, ja, der Cardinal betet mich an, und darum ist er mein Feind."

Jeanne von La Mothe heuchelte das Erstaunen einer Frau aus der Provinz.

„Ah! Sie sind der Schützling des Herrn Prinzen Erzbischofs Louis von Rohan?“ fuhr die Königin fort. „Erzählen Sie uns das, Gräfin.“

„Das ist ganz einfach, Madame. Seine Excellenz hat mich auf die großmüthigste, zarteste Weise mit der geistreichsten Freigebigkeit unterstützt.“

„Sehr gut. Der Prinz Louis ist verschwenderisch, das kann man ihm nicht streitig machen. Denken Sie nicht, Andrée, der Herr Cardinal könnte wohl auch einige Anbetung für diese hübsche Gräfin fühlen? Wie! Gräfin, sagen Sie es uns.“

Marie Antoinette fing wieder ihr freudiges, treuherziges, glückliches Gelächter an, wozu sie indessen, beständig ernst, Andrée nicht ermuthigte.

„Diese geräuschvolle Heiterkeit muß nothwendig eine scheinbare Heiterkeit sein,“ dachte Jeanne. „Wir wollen sehen.“

„Madame,“ sprach sie mit einer ernsten Miene und einem Ausdruck der Durchdrungenheit, „ich habe die Ehre, Eure Majestät zu versichern, daß Herr von Rohan . . .“

„Es ist gut, es ist gut,“ unterbrach die Königin. „Da Sie so eifrig für ihn sind . . . da Sie seine Freundin sind . . .“

„Oh! Madame,“ machte Jeanne mit einem köstlichen Ausdruck von Schamhaftigkeit und Ehrfurcht.

„Gut! liebe Kleine, gut,“ fuhr die Königin mit einem sanften Lächeln fort; „aber fragen Sie ihn doch einmal, was er mit gewissen Haaren gethan, welche er mir durch einen Friseur hat stehlen lassen, den dieser Spaß theuer zu stehen kam, denn ich jagte ihn fort.“

„Eure Majestät setzt mich in Erstaunen,“ sagte Jeanne. „Wie! Herr von Rohan hätte dies gethan?“

„Ah! ja . . . die Anbetung, immer die Anbetung. Nachdem er mich in Wien verwünscht, nachdem er Alles angewendet, Alles versucht hatte, um die zwischen dem Könige und mir beabsichtigte Heirath abzubrechen, bemerkte er eines Tages, daß ich Frau und daß ich

seine Königin; daß er, ein großer Diplomat, eine Schule gemacht, und daß er immerhin mit mir viel zu kämpfen bekommen würde. Da hatte er bange für seine Zukunft, der liebe Prinz, und er machte es dann, wie alle die Leute von seinem Gewerbe, die denjenigen am meisten schmeicheln, vor welchen sie sich am meisten fürchten; und da er wußte, daß ich jung, da er mich für albern und eitel hielt, so verwandelte er sich in den Seladon. Nach den Seufzern und den schmachtenden Gesichtern hat er sich in die Anbetung versetzt, wie Sie sagen. Er betet mich an, nicht wahr, Andrée?"

„Madame!" erwiederte diese sich verbeugend.

„Ja ... Andrée will sich auch nicht gefährden; doch ich, ich wage es; das Königthum muß doch zu etwas nütz sein, Gräfin, ich weiß und Sie wissen, daß der Cardinal mich anbetet. Das ist eine abgemachte Sache; sagen Sie ihm, sagen Sie ihm, ich grolle ihm darum nicht."

Diese Worte, welche eine bittere Ironie enthielten, berührten tief das brandige Herz von Jeanne von La Mothe.

Wäre sie edel, rein und redlich gewesen, so hätte sie hierin nichts gesehen, als die stolze Verachtung der Frau mit dem erhabenen Herzen, als die völlige Geringschätzung einer großen Seele gegen die niedrigen Intriguen, die sich unter ihr bewegen. Diese Art von Frauen, diese so seltenen Engel vertheidigen ihren Ruf nie gegen die Hinterhalte, die ihnen auf Erden gelegt werden.

Sie wollen ihn nicht einmel ahnen, den Koth, an dem sie sich beschmutzen, den Vogelleim, an dem sie die glänzendsten Federn ihrer Flügel hängen lassen.

Jeanne, eine gemeine und verdorbene Natur, erblickte einen großen Aerger bei der Königin in der Kundgebung dieses Zornes über das Benehmen des Herrn Cardinal von Rohan. Sie erinnerte sich der Gerüchte des Hofes, Gerüchte mit ärgerlichen Sylben, die sich aus dem

nnern des Schlosses bis in die Tiefe der Vorstädte on Paris verbreitet und so viel Echo gefunden hatten.

Der Cardinal, der die Frauen wegen ihres Ge- hlechtes liebte, hatte zu Ludwig XV., welcher die Frauen uch auf diese Art liebte, gesagt, die Dauphine sei ur eine unvollständige Frau. Man kennt die seltsamen usdrücke von Ludwig XV. im Augenblick der Verhei- athung seines Enkels und seine Fragen an einen ge- issen neuen Botschafter.

Jeanne, eine vollständige Frau, wie es nur eine eben konnte, ein Weib vom Scheitel bis zu den Zehen, tel auf ein einziges von ihren Haaren, die sie auszeich- eten, Jeanne, die das Bedürfniß, zu gefallen, durch lle ihre Vorzüge zu siegen, fühlte, konnte nicht glauben, ne Frau denke anders, als sie, über diese zarte Ma- rie.

„Ihre Majestät hat einen Aerger," sagte sie zu ch selbst. „Wenn sie aber einen Aerger hat, so muß och etwas Anderes obwalten."

Bedenkend, daß der Anstoß das Licht erzeugt, fing e an, Herrn von Rohan mit all dem Geiste zu ver- eidigen, mit dem sie die Natur als eine gute Mutter reichlich begabt hatte.

Die Königin hörte zu.

„Sie hört zu," sagte Jeanne zu sich selbst.

Und getäuscht durch ihre schlimme Natur, bemerkte eanne nicht einmal, daß die Königin aus Edelmuth hörte, weil es bei Hofe gebräuchlich ist, daß nie ein ensch Gutes von denjenigen spricht, von denen der ebieter Schlimmes denkt.

Dieser Eingriff in die Traditionen, dieses Abgehen on den Gewohnheiten des Schlosses machten die Kö- igin zufrieden und beinahe glücklich.

Marie Antoinette sah ein Herz da, wohin Gott ur einen trockenen, verdorbenen Schwamm gelegt hatte.

Das Gespräch ging so auf dem Fuße wohlwollen- er Vertraulichkeit von Seiten der Königin fort: Jeanne ar auf Nadeln, sie fühlte sich verlegen, denn sie wußte

nicht mehr, wie sie wegkommen sollte, ohne entlassen zu werden; sie, die so eben noch diese schöne Rolle der Fremden hatte, welche um Abschied bittet; doch plötzlich erscholl eine muntere, geräuschvolle, junge Stimme im anstoßenden Cabinet.

„Der Graf d'Artois!" sagte die Königin.

Andrée stand sogleich auf. Jeanne schickte sich an, wegzugehen, aber der Prinz war so rasch in das Zimmer, wo sich die Königin befand, eingedrungen, daß der Abgang beinahe unmöglich wurde. Frau von La Mothe that jedoch das, was man auf dem Theater einen Abgang bezeichnen nennt.

Der Prinz blieb stehen, als er diese hübsche Person sah, und grüßte sie.

„Die Frau Gräfin von La Mothe," sagte die Königin, Jeanne dem Prinzen vorstellend.

„Ah! ah!" versetzte der Graf d'Artois. „Ich will Sie nicht vertreiben, Frau Gräfin."

Die Königin machte Andrée ein Zeichen, und diese hielt Jeanne zurück.

Das Zeichen wollte besagen: Ich hatte Frau von La Mothe ein Geschenk zu machen; ich habe nicht die Zeit dazu gehabt, verschieben wir es auf später.

„Sie sind also von der Wolfsjagd zurückgekehrt?" sagte die Königin, indem sie dem Prinzen nach der englischen Mode, die damals schon in Gunst kam, die Hand reichte.

„Ja, meine Schwägerin, und ich habe eine gute Jagd gemacht, denn ich habe sieben erlegt, und das ist ungeheuer," erwiederte der Prinz.

„Sie haben selbst so viel erlegt?"

„Ich bin dessen nicht ganz sicher," rief er lachend, „doch man hat es mir gesagt. Wissen Sie indessen, meine Schwägerin, daß ich siebenhundert Livres verdient habe?"

„Bah! und wie?"

„Sie werden wissen, daß man hundert Livres für jeden Kopf von diesen furchtbaren Thieren bezahlt.

Das ist viel, doch ich gebe von ganzem Herzen zweihundert für jeden Kopf von einem Zeitungsschreiber. Und Sie, meine Schwägerin?"

„Ah!" sagte die Königin, „Sie wissen schon die Geschichte?"

„Herr von Provence hat sie mir erzählt."

„Nun sind es drei," versetzte Marie Antoinette; „Herr von Provence ist ein unerschrockener, unermüdlicher Erzähler. Sagen Sie uns das doch ein wenig."

„So daß sie weißer scheinen, als Hermelin, weißer als Venus Aphrodite. Es gibt wohl noch einen andern Namen, der mit ene endigt, die Gelehrten könnten Ihnen das sagen, mein Bruder von Provence z. B."

„Es ist darum nicht minder wahr, daß er Ihnen das Abenteuer erzählt hat?"

„Vom Zeitungsschreiber! Ja, meine Schwägerin. Doch Eure Majestät ist zu Ihrer Ehre daraus hervorgegangen. Man könnte sogar, wenn man einen Calembourg machen wollte, wie Herr von Bièvre jeden Tag macht, sagen: Die Sache der Kufe ist gewaschen."

„Oh! das abscheuliche Wortspiel."

„Meine Schwägerin, mißhandeln Sie nicht einen Paladin, der seine Lanze und seinen Arm zu Ihrer Verfügung gestellt hat. Zum Glück brauchen Sie Niemand. Ah! liebe Schwägerin, Sie haben ein wahres Glück."

„Sie nennen das Glück! Hören Sie ihn an, Andrée."

Jeanne lachte; der Graf, der sie unabläßig anschaute, verlieh ihr Muth. Man sprach zu Andrée, Jeanne antwortete.

„Das ist Glück," wiederholte der Graf d'Artois, „denn es konnte am Ende wohl sein, meine liebe Schwägerin, erstens, daß Frau von Lamballe nicht bei Ihnen gewesen wäre."

„Würde ich allein dahin gegangen sein?"

„Zweitens, daß Frau von La Mothe sich nicht dort gefunden hätte, um Sie am Eintritt zu verhindern."

„Ah! Sie wissen, daß die Frau Gräfin dort war?"

„Meine Schwägerin, wenn der Herr Graf von Provence erzählt, so erzählt er Alles. Es konnte endlich sein, daß sich Frau von La Mothe zu geeigneter Zeit nicht in Versailles gefunden hätte, um Zeugschaft abzulegen. Ohne Zweifel werden Sie mir sagen, die Tugend und die Unschuld seien wie ein Veilchen, das nicht gesehen zu werden braucht, um gekannt zu werden; doch was das Veilchen betrifft, meine Schwägerin, so macht man Sträuße daraus, wenn man es sieht, und man wirft es weg, wenn man seinen Wohlgeruch eingeathmet hat. Das ist meine Moral."

„Sie ist schön."

„Ich nehme sie, wie ich sie finde, und ich habe Ihnen bewiesen, daß Sie Glück gehabt."

„Schlecht bewiesen."

„Soll ich es besser beweisen?"

„Das wird nicht überflüssig sein."

„Ei! Sie sind ungerecht, daß Sie das Schicksal anklagen," sagte der Graf, der sich um und um drehte, um auf einen Sopha neben der Königin zu fallen, „denn am Ende gerettet bei dem bekannten Sprung aus dem Cabriolet . . ."

„Eins," sagte die Königin, an ihren Fingern zählend.

„Gerettet bei der Kufe."

„Gut, ich zähle das. Zwei. Weiter?"

„Und gerettet bei der Geschichte auf dem Ball," sagte er ihr in's Ohr.

„Welchen Ball meinen Sie?"

„Den Ball der Oper."

„Wie beliebt?"

„Ich sage, den Ball der Oper, meine Schwägerin."

„Ich verstehe Sie nicht."

Er lachte.

„Welch ein Dummkopf bin ich, daß ich mit Ihnen von einem Geheimniß spreche."

„Ein Geheimniß! In der That, mein Schwager,

man sieht, daß Sie vom Ball der Oper sprechen, denn ich bin ganz intriguirt."

Die Worte: Ball, Oper, trafen an das Ohr von Jeanne, und sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit.

„Stille davon!" sagte der Prinz.

„Nein, nein, durchaus nicht! Erklären wir uns," erwiederte die Königin. „Sie sprechen von einer Geschichte im Opernhause; was ist das?"

„Ich flehe Ihr Mitleid an, meine Schwägerin."

„Graf, ich beharre darauf, daß ich es wissen will."

„Und ich beharre darauf, daß ich schweige."

„Wollen Sie mich ärgerlich machen?"

„Keines Wegs. Ich denke, ich habe genug gesagt, daß Sie begreifen."

„Sie haben gar nichts gesagt."

„Oh! nun intriguiren Sie mich, mein Schwesterchen . . . seien Sie aufrichtig."

„Bei meinem Ehrenwort, ich scherze nicht."

„Wollen Sie, daß ich spreche?"

„Auf der Stelle."

„Nicht hier, anderswo," sagte er, auf Jeanne und Andrée deutend.

„Hier! hier! es können nie zu viel Leute für eine Erklärung anwesend sein."

„Nehmen Sie sich in Acht, meine Schwägerin."

„Ich will es wagen."

„Sie waren nicht auf dem letzten Ball der Oper?"

„Ich!" rief die Königin; „ich auf dem Ball der Oper?"

„Ich bitte, leise."

„Oh! nein, schreien wir das, mein Schwager! ich sei auf dem Ball der Oper gewesen, sagen Sie?"

„Gewiß, ja, Sie waren dort."

„Sie haben mich vielleicht gesehen?" versetzte sie mit Ironie, aber bis dahin scherzend.

„Ich habe Sie gesehen."

„Mich! mich!"

„Sie! Sie!“

„Das ist stark.“

„Das habe ich mir auch gesagt.“

„Warum behaupten Sie nicht auch vollends, Sie haben mit mir gesprochen? das wäre noch drolliger.“

„Bei meiner Treue, ich war eben im Begriff, Sie anzureden, als uns eine Wolke von Masken trennte.“

„Sie sind verrückt!“

„Ich war fest überzeugt, Sie würden mir das sagen. Ich hätte mich dem nicht aussetzen sollen, das ist mein Fehler.“

Die Königin stand plötzlich auf und machte in großer Aufregung ein paar Schritte im Zimmer.

Der Graf schaute sie mit erstaunter Miene an.

Jeanne drückte sich die Nägel in's Fleisch, um eine gute Haltung zu beobachten.

Die Königin blieb wieder stehen und sagte zu dem jungen Prinzen:

„Mein Freund, scherzen wir nicht, ich habe einen so schlimmen Charakter, daß Sie sehen, ich verliere schon die Geduld; gestehen Sie geschwinde, daß Sie sich auf meine Kosten haben belustigen wollen, und ich werde sehr glücklich sein.“

„Ich gestehe Ihnen das, wenn Sie wollen, meine Schwägerin.“

„Seien Sie ernst, Karl.“

„Ernst wie ein Fisch.“

„Ich bitte inständig, sagen Sie mir, nicht wahr, Sie haben dieses Mährchen geschmiedet?“

Er schaute blinzelnd die Damen an und antwortete dann:

„Ich habe geschmiedet, wollen Sie mich entschuldigen.“

„Sie haben mich nicht verstanden, mein Schwager,“ wiederholte die Königin mit großer Heftigkeit. „Ich frage Sie, ja oder nein, nehmen Sie vor diesen Damen zurück, was Sie gesagt haben? Lügen Sie nicht, schonen Sie mich nicht.“

Andrée und Jeanne verschwanden hinter der Gobelinstapete.

„Nun! meine liebe Schwägerin," sprach der Prinz mit leiser Stimme, als sie nicht mehr da waren, „ich habe die Wahrheit gesagt, warum warnten Sie mich nicht früher?"

„Sie haben mich auf dem Ball der Oper gesehen?"

„Wie ich Sie jetzt sehe, und, Sie haben mich auch gesehen."

Die Königin stieß einen Schrei aus, rief Jeanne und Andrée, lief selber weg, um sie von der andern Seite der Tapete zu holen, nahm jede von ihnen bei einer Hand und zog sie rasch Beide herein.

„Meine Damen, der Herr Graf d'Artois behauptet, er habe mich im Opernhause gesehen," sagte sie.

„Oh!" murmelte Andrée.

„Es ist nicht mehr Zeit, zurückzuweichen," fuhr die Königin fort. „Beweisen Sie, beweisen Sie ..."

„Hören Sie," sprach der Prinz. „Ich war mit dem Marschall von Richelieu, mit Herrn von Calonne, mit ... mein Gott, mit einer ganzen Gesellschaft. Ihre Maske ist abgefallen."

„Meine Maske!"

„Ich wollte Ihnen sagen: das ist mehr als verwegen, meine Schwägerin! da waren Sie verschwunden, fortgezogen von dem Cavalier, der Ihnen den Arm reichte."

„Der Cavalier! Oh! mein Gott! Sie machen mich toll."

„Ein blauer Domino," fügte der Prinz bei.

Die Königin fuhr mit ihrer Hand über die Stirne.

„An welchem Tag war dies?" fragte sie.

„Am Sonnabend, am Tag vor meiner Abfahrt zur Jagd. Sie schliefen noch am Morgen, als ich aufbrach, sonst hätte ich Ihnen da schon gesagt, was ich Ihnen so eben gesagt habe."

„Mein Gott, mein Gott! Um welche Stunde haben Sie mich gesehen?"

„Es mochte zwischen zwei und drei Uhr sein."

„Es ist entschieden, entweder bin ich verrückt oder sind Sie es."

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich es bin; ich werde mich getäuscht haben . . . doch . . ."

„Doch? . . ."

„Kümmern Sie sich nicht so sehr, man hat nichts erfahren . . . Einen Augenblick glaubte ich, Sie wären mit dem König, doch Ihr Begleiter sprach Deutsch, und der König versteht nur das Englische."

„Deutsch . . . ein Deutscher! Oh! ich habe einen Beweis, mein Schwager. Am Sonnabend legte ich mich um eilf Uhr zu Bette."

Der Graf verbeugte sich lächelnd wie ein ungläubiger Mensch.

Die Königin läutete.

„Frau von Misery wird Ihnen Alles sagen."

Der Graf lachte.

„Warum rufen Sie nicht auch Laurent, den Portier? er wird auch Zeugschaft ablegen. Ich habe diesen Lauf gegossen, Schwesterchen, schießen Sie nicht auf mich."

„Oh!" rief die Königin voll Wuth. „Oh! daß man mir nicht glauben will!"

„Ich würde Ihnen glauben, wenn Sie weniger in Zorn geriethen. Doch das Mittel! sage ich Ihnen, ja, so werden Andere, nachdem sie gekommen, nein sagen."

„Andere? welche Andere?"

„Bei Gott! diejenigen, welche gesehen haben, wie ich."

„Ah! das ist wahrlich seltsam! Es gibt Leute, die mich gesehen haben. Wohl! so zeigen Sie mir diese Leute."

„Sogleich . . . ist Philipp von Taverney da?"

„Mein Bruder!" sagte Andrée.

„Er war dort, mein Fräulein," antwortete der Prinz: „wollen Sie, daß man ihn befrage, meine liebe Schwägerin?"

„Ich bitte inständig darum."

„Mein Gott!" murmelte Andrée.

„Was?" machte die Königin.

„Mein Bruder zur Zeugschaft berufen!"

„Ja, ja, ich will es."

Und die Königin rief: man lief, um Philipp zu suchen, bis zu seinem Vater, den er eben nach der von uns geschilderten Scene verlassen hatte.

Herr des Schlachtfeldes bei seinem Duell mit Charny, ging Philipp, der der Königin einen Dienst geleistet hatte, freudig nach dem Schlosse Versailles.

Man fand ihn auf dem Wege, theilte ihm den Befehl der Königin mit, und er eilte, zu gehorchen.

Marie Antoinette stürzte ihm entgegen, stellte sich gerade vor ihn und rief:

„Mein Herr, sind Sie im Stande, die Wahrheit zu sagen?"

„Ja, Madame, ich bin unfähig, zu lügen," erwiederte er.

„So sagen Sie . . . sprechen Sie offenherzig, ob . . . ob Sie mich seit acht Tagen an einem öffentlichen Orte gesehen haben."

„Ja, Madame," antwortete Philipp.

Die Herzen schlugen im Zimmer, daß man sie hätte hören können.

„Wo haben Sie mich gesehen?" fragte die Königin mit einer furchtbaren Stimme.

Philipp schwieg.

„Oh! seien Sie ohne Schonung, mein Herr, mein Schwager hier behauptet, er habe mich auf dem Ball der Oper gesehen; und Sie, wo haben Sie mich gesehen?"

„Wie Monseigneur der Graf d'Artois, auf dem Ball der Oper, Madame."

Die Königin sank, wie vom Blitze getroffen, auf den Sopha.

Dann erhob sie sich wieder mit der Raschheit eines verwundeten Tigers und rief:

„Das ist nicht möglich, da ich nicht dort gewesen bin. Hüten Sie sich wohl, Herr von Taverney, ich bemerke, daß Sie hier Puritaner-Manieren annehmen; das ist gut in Amerika bei Herrn von Lafayette, doch in Versailles sind wir Franzosen, und höflich und einfach."

„Eure Majestät verletzt Herrn von Taverney," sprach Andrée, bleich vor Zorn und Entrüstung. „Wenn er sagt, er habe gesehen, so hat er gesehen."

„Sie auch!" rief Marie Antoinette; „Sie auch! Es fehlt wahrhaftig nur noch, daß Sie mich auch gesehen. Bei Gott! wenn ich Freunde habe, die mich vertheidigen, so habe ich auch Feinde, die mich ermorden. Ein einziger Zeuge gibt kein Zeugniß, meine Herren."

„Sie erinnern mich daran," sprach der Graf d'Artois, „daß ich in dem Augenblick, wo ich Sie sah, und wo ich wahrnahm, der blaue Domino sei nicht der König, glaubte, es sei der Neffe von Herrn von Suffren. Wie heißt er doch, der brave Officier, der die Heldenthat auf der See vollführt hat? Sie haben ihn eines Tags so gut empfangen, daß ich glaubte, er sei Ihr Ehrenritter."

Die Königin erröthete; Andrée wurde bleich wie der Tod. Beide schauten sich an und bebten, als sie sich so sahen.

Philipp wurde bleifarbig.

„Herr von Charny," murmelte er.

„Charny! so ist es," fuhr der Graf d'Artois fort. „Nicht wahr, Herr Philipp, die Tournure von diesem blauen Domino hatte Aehnlichkeit mit der von Herrn von Charny?"

„Ich habe es nicht bemerkt, Monseigneur," erwiederte Philipp, beinahe erstickend.

„Aber," fuhr der Graf d'Artois fort, „ich habe bald bemerkt, daß ich mich getäuscht, denn Herr von Charny bot sich plötzlich meinen Augen, er war da, bei Herrn von Richelieu, Ihnen gegenüber, meine

Schwägerin, in dem Augenblick, wo Ihre Maske fiel."

„Und er hat mich gesehen?" rief die Königin mit Hintansetzung aller Klugheit.

„Wenn er nicht blind ist," erwiederte der Prinz.

Die Königin machte eine verzweifelte Geberde und schüttelte abermals die Glocke.

„Was machen Sie?" sagte der Prinz.

„Ich will auch Herrn von Charny befragen, den Kelch bis auf die Hefe leeren."

„Ich glaube nicht, daß Herr von Charny in Versailles ist," murmelte Philipp.

„Warum nicht?"

„Man hat mir, glaube ich, gesagt, er sei . . . unpäßlich."

„Oh! die Sache ist ernst genug, daß er komme, mein Herr. Ich bin auch unpäßlich, und dennoch würde ich mit nackten Füßen bis an's Ende der Welt gehen, um zu beweisen . . ."

Mit zerrissenem Herzen näherte sich Philipp Andrée, welche durch das Fenster schaute, das auf die Blumenbeete ging.

Plötzlich konnte sich Andrée eines Schreies nicht erwehren.

„Was gibt es?" fragte die Königin, indem sie auf Andrée zuging.

„Nichts, nichts . . . Man sagte, Herr von Charny sei krank, und ich sehe ihn."

„Du siehst ihn?" rief Philipp an's Fenster laufend.

„Ja, er ist es."

Alles vergessend, öffnete die Königin mit einer außerordentlichen Stärke das Fenster, und rief mit lauter Stimme:

„Herr von Charny!"

Dieser drehte den Kopf um, und wandte sich dann, ganz bestürzt vor Erstaunen, nach dem Schlosse.

XXXVII.

Ein Alibi.

Herr von Charny trat, ein wenig bleich, aber aufrecht und ohne ein scheinbares Leiden ein.

Beim Anblick dieser hohen Gesellschaft nahm er die achtungsvolle und steife Haltung des Weltmannes und des Soldaten an.

„Nehmen Sie sich in Acht, meine liebe Schwägerin," sagte der Graf d'Artois leise zur Königin, „mir scheint, Sie befragen viele Leute."

„Mein Schwager, ich werde die ganze Welt befragen, bis es mir gelingt, Einen zu treffen, der mir sagt, daß Sie sich getäuscht haben."

Mittlerweile hatte Charny Philipp gesehen und diesen höflich begrüßt.

„Sie sind ein Henker Ihrer Gesundheit," sagte Philipp leise zu seinem Gegner. „Verwundet ausgehen! wahrhaftig, Sie wollen sterben!"

„Man stirbt nicht daran, daß man sich an einem Strauche des Bois de Boulogne geritzt hat," erwiederte Charny, glücklich, seinem Feinde einen moralischen Stich zu geben, welcher wohl schmerzlicher, als der vom Degen.

Die Königin näherte sich, um diesem Gespräche ein Ende zu machen, das mehr ein doppeltes a parte, als ein Dialog gewesen war.

„Herr von Charny," sagte sie, „Sie waren, wie diese Herren behaupten, auf dem Balle der Oper?"

„Ja, Eure Majestät," erwiederte Charny, sich verbeugend.

„Sagen Sie mir, was Sie dort gesehen haben."

„Fragt mich Eure Majestät, was ich dort gesehen, oder wen ich dort gesehen?"

„Ganz richtig... wen Sie dort gesehen, und keine Discretion, Herr von Charny, kein gefälliges Verschweigen."

„Ich soll Alles sagen, Madame?“

Die Wangen der Königin nahmen die Bläſſe wieder an, die zehnmal an dieſem Morgen an die Stelle einer fieberhaften Röthe getreten war.

„Um nach der Hierarchie, nach dem Geſetze meiner Ehrfurcht zu beginnen...“ ſprach Charny.

„Gut, Sie haben mich geſehen?“

„Ja, Eure Majeſtät, in dem Augenblick, wo die Maske der Königin durch ein Unglück gefallen iſt.“

Marie Antoinette zerknitterte in ihren nervigen Händen die Spitzen ihres Halstuches.

„Mein Herr,“ ſagte die Königin mit einer Stimme, in der ein verſtändigerer Beobachter ein dem Ausbruche nahes Schluchzen errathen hätte, „ſchauen Sie mich wohl an, ſind Sie Ihrer Sache ſicher?“

„Madame, die Züge Eurer Majeſtät ſind in die Herzen aller ihrer Unterthanen eingegraben. Einmal Eure Majeſtät geſehen haben, heißt ſie immer ſehen.“

Philipp ſchaute Andrée an, Andrée tauchte ihre Blicke in die von Philipp. Dieſe zwei Schmerzen, dieſe Eiferſucht auf beiden Seiten ſchloſſen ein peinliches Bündniß.

„Mein Herr,“ wiederholte die Königin, indem ſie ſich Charny näherte, „ich verſichere Sie, daß ich nicht auf dem Ball der Oper geweſen bin.“

„Oh! Madame,“ rief der junge Mann, ſeine Stirne tief gegen den Boden neigend, „hat Eure Majeſtät nicht das Recht, zu gehen, wohin es ihr gutdünkt, und wäre es in die Hölle; ſobald Eure Majeſtät den Fuß darein geſetzt hat, iſt die Hölle gereinigt.“

„Ich bitte Sie nicht, meinen Schritt zu entſchuldigen;“ verſetzte die Königin; „ich bitte Sie, zu glauben, daß ich ihn nicht gethan habe.“

Ich werde Alles glauben, was mir Eure Majeſtät zu glauben befiehlt,“ erwiederte Charny, bis in den Grund ſeines Herzens durch dieſe Dringlichkeit der Königin, durch dieſe einnehmende Demuth der ſtolzen Frau bewegt.

„Meine Schwägerin! das ist zu viel," flüsterte der Graf d'Artois Marie Antoinette in's Ohr.

Denn diese Scene hatte alle Anwesenden zu Eis erstarren gemacht; die Einen durch den Schmerz ihrer Liebe, oder ihrer verwundeten Eitelkeit; die Anderen durch die Erschütterung, welche immer eine angeklagte Frau hervorbringt, die sich muthig gegen niederschmetternde Beweise vertheidigt.

„Man glaubt es! man glaubt es!" rief die Königin, außer sich vor Zorn; und entmuthigt sank sie in einen Lehnstuhl und trocknete mit dem Ende ihres Fingers die Spur einer Thräne, die der Stolz am Rande ihres Augenlides verzehrte. Plötzlich erhob sie sich.

„Meine Schwägerin! verzeihen Sie mir," sagte zärtlich der Graf d'Artois, „Sie sind unter ergebenen Freunden; das Geheimniß, vor dem Sie übermäßig erschrecken, kennen wir allein, und aus unseren Herzen, in denen es eingeschlossen ist, wird es Niemand, außer mit unserem Leben, herausziehen."

„Das Geheimniß! das Geheimniß!" rief die Königin, „ich will keines."

„Meine liebe Schwägerin!"

„Kein Geheimniß. Einen Beweis!"

„Madame, man kommt," sprach Andrée.

„Madame, der König," sagte Philipp langsam.

„Der König!" rief ein Huissier im Vorzimmer.

„Der König! desto besser. Oh! der König ist mein einziger Freund, der König, er würde mich nicht für schuldig halten, selbst wenn er mich bei einem Fehler gesehen zu haben glaubte; der König ist willkommen."

Der König trat ein. Sein Blick stand im Widerspruch mit all der Unordnung und all der Verstörtheit der Gesichter um die Königin her.

„Was gibt es?" fragte der König, vorschreitend.

„Mein Herr, ein Gerücht, ein schändliches Gerücht verbreitet sich. Helfen Sie mir, helfen Sie mir, Sire, denn diesmal sind es nicht mehr Feinde, die mich anklagen, es sind meine Freunde."

„Ihre Freunde?"

„Diese Herren, mein Schwager, verzeihen Sie; der Herr Graf d'Artois, Herr von Taverney, Herr von Charny versichern mich, sie haben mich auf dem Ball der Oper gesehen."

„Auf dem Ball der Oper?" rief der König, die Stirne faltend.

„Ja, Sire."

Ein furchtbares Stillschweigen lastete eine Zeit lang auf der ganzen Versammlung.

Frau von La Mothe sah die düstere Unruhe des Königs; sie sah die Todesbläße der Königin: mit einem Worte konnte sie eine so beklagenswerthe Pein verschwinden machen; sie konnte alle diese Anklagen aus der Vergangenheit vernichten und die Königin für die Zukunft retten.

Doch ihr Herz zog sie nicht dahin; ihr Interesse hielt sie von einer solchen Handlungsweise ab. Sie sagte sich, es sei nicht mehr Zeit, sie habe schon in Beziehung auf die Kufe gelogen, und wenn sie ihr Wort zurücknehme, wenn sie sehen lasse, sie habe einmal gelogen, wenn sie der Königin zeige, sie habe sie im Streite mit der ersten Anklage gelassen, so richte sich die neue Günstlingin mit dem ersten Schlage zu Grunde, zerstöre sie den Nutzen ihrer zukünftigen Gunst; sie schwieg.

Da wiederholte der König mit einer Miene voll Bangigkeit:

„Auf dem Ball der Oper? Wer hat hievon gesprochen? Weiß es der Herr Graf von Provence?"

„Aber es ist nicht wahr," rief die Königin mit dem Ausdruck einer verzweifelten Unschuld. „Es ist nicht wahr; der Herr Graf d'Artois täuscht sich; Herr von Taverney täuscht sich. Sie täuschen sich, Herr von Charny. Oh! man kann sich täuschen."

Alle verbeugten sich.

„Auf!" rief die Königin, „man lasse meine Leute,

man lasse alle Welt kommen. Man befrage! Nicht wahr, am Sonnabend war dieser Ball?"

„Ja, meine Schwägerin."

„Nun! was habe ich am Sonnabend gethan? Man sage es mir, denn ich werde wahrhaftig toll, und wenn das so fortgeht, so werde ich am Ende selbst glauben, ich sei auf dem schändlichen Ball der Oper gewesen; doch wenn ich dahin gegangen wäre, meine Herren, so würde ich es sagen."

Plötzlich näherte sich der König, das Auge erweitert, die Stirne lachend, die Hände ausgestreckt, und fragte:

„Sonnabend, nicht wahr, meine Herren, Sonnabend?"

„Ja, Sire."

„Nun wohl!" fuhr er immer ruhiger, immer heiterer fort, „darüber darf man Niemand, als Ihre Kammerfrau fragen, Marie. Sie wird sich vielleicht erinnern, zu welcher Stunde ich an diesem Tage bei Ihnen eingetreten bin; es war, glaube ich, gegen elf Uhr Abends."

„Ah!" rief die Königin, berauscht vor Freude, „ja, Sire."

Und sie warf sich in seine Arme; dann plötzlich roth und verwirrt, weil sie sich angeschaut sah, verbarg sie ihr Gesicht an der Brust des Königs, der zärtlich ihre schönen Haare küßte.

„Wohl!" sagte der Graf d'Artois, ganz verblüfft zugleich vor Erstaunen und Freude, „ich werde mir eine Brille kaufen; doch, bei Gott! ich gäbe diese Scene nicht für eine Million, nicht wahr, meine Herren?"

Philipp war, bleich wie der Tod, an das Täfelwerk angelehnt. Kalt und unempfindlich, hatte Charny seine von Schweiß triefende Stirne abgewischt.

„Darum, meine Herren," sprach der König, freudig bei der Wirkung verweilend, die er hervorgebracht, „darum ist es unmöglich, meine Herren, daß die Königin in jener Nacht auf dem Ball der Oper gewesen.

Glauben Sie es, wenn es Ihnen gutdünkt, ich bin fest überzeugt, die Königin begnügt sich damit, daß ich ihr glaube."

„Gut!" fügte der Graf d'Artois bei, „der Herr Graf von Provence mag davon denken, was er will, aber ich fordere seine Frau heraus, auf dieselbe Art ein Alibi zu beweisen, an dem Tag, wo man sie anklagen wird, sie habe die Nacht auswärts zugebracht."

„Mein Bruder!"

„Sire, ich küsse Ihnen die Hände."

„Karl, ich gehe mit Ihnen," sagte der König, nachdem er der Königin einen letzten Kuß gegeben.

Philipp hatte sich nicht gerührt.

„Herr von Taverney!" sprach die Königin mit strengem Tone, „begleiten Sie den Herrn Grafen d'Artois nicht?"

Philipp erhob sich plötzlich. Das Blut strömte nach seinen Schläfen und seinen Augen. Er war einer Ohnmacht nahe. Kaum hatte er die Kraft, zu grüßen, Andrée anzuschauen, einen furchtbaren Blick auf Charny zu werfen und den Ausdruck seines wahnsinnigen Schmerzes zurückzudrängen.

Er ging hinaus.

Die Königin behielt Andrée und Herrn von Charny bei sich.

. . . .

Die Lage von Andrée, welche zwischen ihren Bruder und die Königin, zwischen ihre Freundschaft und ihre Eifersucht gestellt war, hätten wir nicht zu skizziren vermocht, ohne den Gang der dramatischen Scene zu hemmen, in der der König wie eine glückliche Entwickelung erschien.

Nichts verdiente indessen mehr unsere Aufmerksamkeit, als das Leiden von Andrée. Sie fühlte, daß Philipp sein Leben gegeben hätte, um dieses Zusammensein von Marie Antoinette und Charny zu verhindern, und sie gestand sich, daß sie selbst ihr Herz brechen gefühlt haben würde, hätte sie, um Philipp zu folgen und ihn zu trösten, wie sie es thun mußte, Charny allein

frei mit Frau von La Mothe und der Königin, das heißt freier, als allein, gelassen.

Was sie empfand, wie sollte sie es sich erklären?

War es Liebe? Oh! die Liebe, hätte sie sich gesagt, keimt nicht, wächst nicht in der kalten Atmosphäre der Hofgefühle. Die Liebe, diese seltene Pflanze, blüht gern in edlen, reinen, unberührten Herzen. Sie schlägt nicht ihre Wurzeln in einem durch Erinnerungen entheiligten Herzen, in einem Boden, der durch Thränen erweicht, welche sich seit Jahren darin zusammendrängen. Nein, es war nicht Liebe, was Fräulein von Taverney für Herrn von Charny empfand. Sie stieß mit Gewalt einen solchen Gedanken zurück, weil sie sich geschworen hatte, nie etwas auf dieser Welt zu lieben.

Warum hatte sie aber denn so sehr gelitten, als Charny einige Worte der Ehrfurcht und Ergebenheit an die Königin gerichtet. Das war sicherlich Eifersucht.

Ja, Andrée gestand sich, daß sie eifersüchtig, nicht auf die Liebe, die ein Mann für eine andere Frau, als sie, fühlen mochte, sondern eifersüchtig auf die Frau, die diese Liebe einflößen, empfangen, ermächtigen konnte.

Mit Schwermuth sah sie alle die schönen Verliebten des neuen Hofes um sie hergehen. Diese muthigen Leute voll Eifer, die sie nicht begriffen und sich entfernten, nachdem sie ihr einige Huldigungen dargebracht, die Einen, weil ihre Kälte nicht Philosophie war, die Anderen, weil diese Kälte einen seltsamen Contrast mit den alten Leichtfertigkeiten bildete, in welchen Andrée geboren worden sein mußte.

Und dann mißtrauen die Männer, mögen sie das Vergnügen suchen oder von Liebe träumen, der Kälte einer Frau von fünfundzwanzig Jahren, die schön, die reich, die die Günstlingin der Königin ist, und, allein, schweigsam, eisig und bleich, auf einem Wege geht, wo es zum höchsten Glück und zur höchsten Freude gereicht, einen herrschenden Lärmen zu machen.

Ein lebendiges Räthsel sein ist kein Reiz, kein

Anziehungsmittel; das hatte Andrée wohl bemerkt; sie hatte die Augen allmälig sich von ihrer Schönheit abwenden, die Geister ihrem Geiste mißtrauen oder ihn leugnen sehen. Sie sah sogar mehr: diese Vernachlässigung wurde eine Gewohnheit bei den Alten, ein Instinct bei den Neuen; es war nicht mehr gebräuchlich, Fräulein von Taverney anzureden und mit ihr zu sprechen, als es Gewohnheit war, Latona oder Diana in Versailles in ihrem kalten Gürtel von geschwärzten Wasser anzureden. Jeder, der Fräulein von Taverney gegrüßt, seine Pirouette gemacht und einer andern Frau zugelächelt hatte, hatte auch seine Pflicht erfüllt.

Alle diese Nuancen entgingen dem scharfen Auge von Andrée nicht. Sie, deren Herz allen Kummer empfunden hatte, ohne ein einziges Vergnügen zu kennen; sie, die das Alter mit einem Gefolge von bleichen Verdrusse und schwarzen Erinnerungen vorrücken fühlte, sie rief ganz leise denjenigen an, welcher mehr bestraft, als der, welcher verzeiht, und indem sie, in ihren schmerzlichen Schlaflosigkeiten, die den glücklich Liebenden von Versailles als Futter gebotenen Wonnen an sich vorüberziehen ließ, seufzte sie mit einer tödtlichen Bitterkeit:

„Und ich! mein Gott! Und ich!“

Als sie am Tage der großen Kälte Charny fand, als sie die Augen des jungen Mannes sich neugierig auf sie heften und sie allmälig mit einem sympathetischen Netze umgeben sah, da erkannte sie nicht mehr die seltsame Zurückhaltung, welche vor ihr alle Höflinge bezeigten. Für diesen Mann war sie eine Frau. Er hatte in ihr die Jugend wiedererweckt und den Tod galvanisirt; er hatte den Marmor von Diana und Latona erröthen gemacht.

Fräulein von Taverney schloß sich auch rasch an diesen Wiederhersteller an, durch den ihr ihre Lebenskraft wieder fühlbar geworden war. Sie fühlte sich glücklich, diesen Mann anzuschauen, für den sie kein Räthsel. Sie war unglücklich bei dem Gedanken, eine

andere Frau werde ihrer azurblauen Phantasie die Flügel abschneiden, ihren Traum rauben, der kaum aus dem goldenen Thor hervorgegangen.

Man wird uns verzeihen, daß wir so erklärt haben, warum Andrée Philipp nicht aus dem Cabinet der Königin folgte, obgleich sie unter der ihrem Bruder angethanen Beleidigung gelitten hatte, obgleich dieser Bruder für sie eine Vergötterung, eine Religion, beinahe eine Liebe war.

Fräulein von Taverney, welche nicht wollte, daß die Königin unter vier Augen mit Charny bliebe, dachte nicht mehr daran, nachdem man ihren Bruder weggeschickt, Theil an dem Gespräche zu nehmen.

Sie setzte sich an die Ecke des Kamins, den Rücken beinahe der Gruppe zugewendet, die die Königin, welche saß, Charny, der halb vorgebeugt stand, und Frau von La Mothe bildeten, die sich aufrecht in der Fenstervertiefung hielt, wo ihre falsche Bescheidenheit ein Asyl, ihre wirkliche Neugierde einen günstigen Beobachtungspunkt suchte.

Die Königin blieb einige Minuten schweigsam; sie wußte nicht, wie sie ein neues Gespräch an die so zarte Erklärung, welche so eben stattgefunden, anknüpfen sollte.

Charny schien leidend, und seine Haltung mißfiel der Königin nicht.

Marie Antoinette brach am Ende das Stillschweigen und sagte plötzlich, sowohl ihren eigenen Gedanken, als den der Andern beantwortend:

„Das beweist, daß es uns nicht an Feinden fehlt. Sollte man glauben, daß so erbärmliche Dinge am Hofe von Frankreich vorgehen? Sollte man es glauben?"

Charny erwiederte nichts.

„Welch ein Glück," fuhr die Königin fort, „welch ein Glück, auf Ihren Schiffen in der freien Luft, auf der See zu leben! Man spricht uns Stadtleuten vom Zorne, von der Bosheit der Wellen. Oh! mein Herr, mein Herr, schauen Sie sich an! Haben die Wellen des

Ocean, die wüthendsten Wellen nicht den Schaum ihres Zornes auf Sie geworfen? Haben Sie ihre Stürme nicht zuweilen, oft, auf das Verdeck Ihres Schiffes geworfen? Schauen Sie sich an, Sie sind jung, Sie sind gesund, Sie sind geehrt."

„Madame!"

„Haben die Engländer Ihnen nicht auch ihren Zorn von Flammen und Kartätschen zugeschleudert, einen für das Leben so gefährlichen Zorn? Doch was ist Ihnen daran gelegen? Sie sind unversehrt, Sie sind stark, und wegen des Zornes der Feinde, die Sie besiegt, hat Sie der König beglückwünscht, geliebkost, das Volk kennt und liebt Sie."

„Nun! Madame?" murmelte Charny, der mit Bangen dieses Fieber unmerklich die Nerven von Marie Antoinette exaltiren sah.

„Worauf will ich kommen?" sagte sie; „ah! ja: Gesegnet seien die Feinde, die auf uns die Flamme, das Eisen, die schäumende Welle schleudern; gesegnet seien die Feinde, die nur mit dem Tode drohen!"

„Mein Gott! Madame," erwiederte Charny, „es gibt keine Feinde für Eure Majestät; es gibt ebenso wenig, als Schlangen für den Adler. Alles, was unten an den Boden gebunden kriecht, bewegt diejenigen nicht, welche in den Wolken schweben."

„Mein Herr," entgegnete rasch die Königin, „ich weiß, Sie sind gesund und unversehrt aus der Schlacht, gesund und unversehrt aus dem Sturme zurückgekommen; Sie sind triumphirend und geliebt zurückgekommen, während diejenigen, deren Ruf ein Feind, wie wir sie haben, mit seinem Geifer der Verleumdung beschmutzt, allerdings für ihr Leben keine Gefahr laufen, aber nach jedem Sturme altern; sie gewöhnen sich daran, die Stirne zu beugen, aus Furcht, wie es mir heute geschehen, der doppelten, in einem einzigen Angriff verschmolzenen Verletzung von Feinden und Freunden zu begegnen. Und dann, mein Herr, wenn Sie wüßten, wie hart es ist, gehaßt zu sein!"

Andrée erwartete voll Angst die Antwort des jungen Mannes; sie zitterte, er würde mit der liebevollen Tröstung antworten, um welche die Königin anzusuchen schien.

Charny aber wischte, ganz im Gegentheil, mit seinem Sacktuch die Stirne ab, suchte einen Stützpunkt auf der Lehne eines Fauteuil und erbleichte.

Die Königin schaute ihn an.

„Ist es nicht zu warm hier?“ sagte sie.

Frau von La Mothe öffnete das Fenster mit ihrer kleinen Hand, welche an der Stange rüttelte, wie es nur die kräftige Faust eines Mannes gethan hätte. Charny schlürfte die Luft mit Wonne ein.

„Der Herr ist an den Seewind gewöhnt, er wird in den Boudoirs von Versailles ersticken.“

„Das ist es nicht, Madame, aber ich habe um zwei Uhr einen Dienst, und wenn mir Eure Majestät nicht zu bleiben befiehlt . . .“

„Nein, mein Herr,“ sagte die Königin, „wir wissen, was ein Befehl ist, nicht wahr, Andrée?“

Dann wandte sie sich gegen Charny um und fügte mit leicht gereiztem Tone bei:

„Sie sind frei, mein Herr.“

Und sie entließ den jungen Mann mit einer Geberde.

Charny verbeugte sich wie ein Mensch, der Eile hat, und verschwand hinter dem Thürvorhang.

Nach einigen Secunden hörte man im Vorzimmer etwas wie eine Klage und wie ein Geräusch, das mehrere Personen machen, die sich drängen.

Die Königin war nahe an der Thüre — aus Zufall, oder wollte sie mit den Augen Charny folgen, dessen hastiger Abgang ihr seltsam vorgekommen war.

Sie hob den Thürvorhang auf, stieß einen schwachen Schrei aus, und war im Begriff, hinauszustürzen.

Doch Andrée, die sie nicht aus dem Auge verloren hatte, befand sich zwischen ihr und der Thüre.

„Oh! Madame!“ rief sie.

Die Königin schaute Andrée starr an, doch diese hielt den Blick fest aus.

Frau von La Mothe streckte den Kopf vor.

Zwischen der Königin und Andrée war ein leichter Zwischenraum und durch diesen Zwischenraum konnte sie den ohnmächtigen Charny sehen, dem die Diener und die Wachen Hülfe leisteten.

Als die Königin die Bewegung von Frau von La Mothe sah, machte sie rasch wieder die Thüre zu.

Doch zu spät; Frau von La Mothe hatte gesehen.

Die Stirne gefaltet. die Haltung nachdenkend, setzte sich Marie Antoinette wieder in ihren Lehnstuhl; sie war der düsteren Beklemmung preisgegeben, welche auf jede heftige Gemüthsbewegung folgt. Man hätte nicht geglaubt, sie vermuthe, daß man um sie her lebe.

Andrée, obgleich sie stehen geblieben war und sich an eine Wand angelehnt hatte, schien nicht minder zerstreut, als die Königin.

Es herrschte einen Augenblick tiefes Stillschweigen.

„Das ist doch seltsam," sprach laut und plötzlich die Königin, deren Wort ihre erstaunten Gefährtinnen beben machte, so unerwartet war dieses Wort: „Herr von Charny scheint noch zu zweifeln . . ."

„Woran zu zweifeln, Madame?" fragte Andrée.

„An meiner Anwesenheit im Schlosse in der Nacht jenes Balles."

„Oh! Madame."

„Nicht wahr, Gräfin?" sagte die Königin, „habe ich nicht Recht, Herr von Charny zweifelt noch?"

„Trotz des Wortes Seiner Majestät, oh! Madame, das ist unmöglich," erwiederte Andrée.

„Man kann denken, der König sei mir aus Eitelkeit zu Hülfe gekommen. Oh! er glaubt nicht! nein, er glaubt nicht! das ist leicht zu sehen."

Andrée biß sich auf die Lippen.

„Mein Bruder ist nicht so ungläubig, als Herr von Charny," sagte sie; „er schien wohl zu glauben."

„Oh! das wäre schlimm," fuhr die Königin fort,

welche die Erwiederung von Andrée nicht gehört hatte. „In diesem Falle hätte der junge Mann kein so redliches, reines Herz, wie ich es dachte."

Dann schlug sie zornig in ihre Hände und rief:

„Aber warum sollte er am Ende glauben, wenn er gesehen hat? Der Herr Graf d'Artois hat auch gesehen, Herr Philipp hat auch gesehen, er sagt es wenigstens; alle Welt hat gesehen, und es bedurfte des Wortes meines Gemahls, daß man glaubte, oder daß man sich vielmehr den Anschein gab, als glaubte man. Oh! hinter Allem dem steckt etwas, was ich aufklären muß, da Niemand daran denkt. Nicht wahr, Andrée, ich muß den Grund von Allem dem suchen und entdecken?"

„Eure Majestät hat Recht," sagte Andrée, „und ich bin fest überzeugt, daß Frau von La Mothe auch meiner Ansicht ist und denkt, Eure Majestät müsse suchen, bis sie findet. Nicht wahr, Madame?"

Unversehens überfallen, bebte Frau von La Mothe und antwortete nicht.

„Denn man sagt auch, man habe mich bei Mesmer gesehen," sprach die Königin.

„Eure Majestät war dort," sagte hastig und mit einem Lächeln Frau von La Mothe.

„Gut," erwiederte die Königin, „aber ich habe dort nicht gethan, was das Pamphlet sagt. Und dann hat man mich im Opernhause gesehen, und da war ich nicht."

Marie Antoinette dachte nach; dann rief sie plötzlich:

„Oh! ich habe die Wahrheit."

„Die Wahrheit?" stammelte die Gräfin.

„Oh! desto besser!" sagte Andrée.

„Man lasse Herrn von Crosne kommen!" rief die Königin freudig der eintretenden Frau von Misery zu.

XXXVIII.

Herr von Crosne.

Herr von Crosne, der ein sehr artiger Mann war, efand sich in höchster Verlegenheit seit der Erklärung es Königs und der Königin.

Es ist keine mittelmäßige Schwierigkeit, die vollommene Kenntniß aller Geheimnisse einer Frau, beonders, wenn diese Frau die Königin ist und man en Auftrag hat, die Interessen der Krone zu wahren nd über einem Rufe zu wachen.

Herr von Crosne fühlte, daß er das ganze Gewicht es Zornes einer Frau und der Entrüstung einer Köigin tragen sollte; doch er war muthig in seiner Pflicht verschanzt, und seine wohlbekannte Höflichkeit ıußte ihm als Panzer dienen, um die ersten Streiche ı schwächen.

Er trat gemächlich, ein Lächeln auf den Lippen, n.

Die Königin lächelte nicht.

„Oh! Herr von Crosne," sagte sie, „nun ist die eihe der Erklärungen an uns."

„Ich bin zu den Befehlen Eurer Majestät."

„Sie müssen die Ursache von Allem dem, was mir egegnet, wissen, Herr Polizei-Lieutenant?"

Herr von Crosne schaute mit einer etwas ängstchen Miene umher.

„Seien Sie unbesorgt," fuhr die Königin fort, Sie kennen vollkommen diese zwei Damen; Sie kennen e ganze Welt."

„So ungefähr," erwiederte der Beamte; „ich kenne e Personen, ich kenne die Wirkungen, aber ich kenne e Ursache von dem, wovon Eure Majestät spricht, cht."

„Ich werde also das Mißvergnügen haben, sie Ihnen offenbaren," sagte die Königin, ärgerlich über diese

Ruhe des Polizei-Lieutenant. „Es ist klar, daß ich Ihnen mein Geheimniß geben könnte, wie man Geheimnisse gibt, mit leiser Stimme oder beiseit; aber ich bin dahin gekommen, mein Herr, daß ich immer den hellen Tag und die volle Stimme vorziehe. Wohl denn! ich schreibe die Wirkungen, Sie nennen das so, ich schreibe die Wirkungen, über die ich mich beklage, dem schlechten Benehmen einer Person zu, die mir gleicht, und die sich überall, wo Sie mich sehen, Sie und Ihre Agenten, zur Schau stellt."

„Eine Aehnlichkeit!" rief Herr von Crosne, zu sehr beschäftigt, den Angriff der Königin auszuhalten, um die vorübergehende Unruhe von Jeanne und den Ausruf von Andrée zu bemerken.

„Würden Sie diese Annahme für unmöglich halten, Herr Polizei-Lieutenant? Würden Sie lieber glauben, ich täusche mich, oder ich hintergehe Sie?"

„Madame, ich sage das nicht; wie groß aber auch die Aehnlichkeit zwischen jeder Frau und Eurer Majestät sein mag, so besteht doch noch ein solcher Unterschied, daß sich kein geübtes Auge täuschen kann."

„Man kann sich täuschen, mein Herr, da man sich täuscht."

„Und ich würde Eurer Majestät ein Beispiel liefern," sagte Andrée.

„Ah!"

„Als wir mit meinem Vater in Taverney-Maison-Rouge wohnten, hatten wir ein Dienstmädchen, das durch eine seltsame Bizarrerie . . ."

„Mir glich!"

„Ja, Eure Majestät, es war zum Täuschen."

„Und was ist aus diesem Mädchen geworden?"

„Wir wußten nicht, in welchem Grade der Geist Eurer Majestät edel und erhaben ist; mein Vater befürchtete, diese Aehnlichkeit könnte der Königin mißfallen, und als wir in Trianon waren, verbargen wir das Mädchen vor den Augen des ganzen Hofes."

„Sie sehen wohl, Herr von Crosne. Ah! ah! das interessirt Sie.“

„Ungemein, Madame.“

„Hernach, meine liebe Andrée?“

„Dieses Mädchen, ein unruhiger, ehrgeiziger Geist, langweilte sich, daß es so abgeschlossen war; es machte ohne Zweifel eine schlechte Bekanntschaft, und eines Abends, bei meinem Schlafengehen, war ich erstaunt, die Dienerin nicht mehr zu sehen. Man suchte sie. Nichts. Sie war verschwunden.“

„Sie hatte Sie wohl ein wenig bestohlen, meine Liebe?“

„Nein, Madame, ich besaß nichts.“

Jeanne hatte diesem Gespräche mit einer leicht begreiflichen Aufmerksamkeit zugehört.

„Sie wußten dies Alles also nicht, Herr von Crosne?“ fragte die Königin.

„Nein, Madame.“

„Es gibt also eine Frau, deren Aehnlichkeit mit mir auffallend ist, und Sie wissen es nicht? Ein Ereigniß dieser Art kommt im Königreich vor und veranlaßt ernste Unordnungen, und Sie sind nicht zuerst von diesem Ereigniß unterrichtet? Ah! mein Herr, gestehen Sie, die Polizei ist sehr schlecht beschaffen.“

„Ich versichere Sie, nein, Madame,“ erwiederte der Beamte. „Es steht dem großen Haufen frei, die Functionen eines Polizei-Lieutenant bis zu den Functionen eines Gottes zu erheben. Aber Eure Majestät, die hoch über mir in dem irdischen Olymp thront, weiß wohl, daß die Beamten des Königs nur Menschen sind; ich befehle den Ereignissen nicht. Es gibt so seltsame Ereignisse, daß der menschliche Geist kaum genügt, um sie zu begreifen.“

„Mein Herr, wenn ein Mensch alle mögliche Gewalten erhalten hat, um bis in die Gedanken von seines Gleichen einzudringen; wenn er nebst den Agenten Spione bezahlt, wenn er mit Spionen Alles bis auf die Geberden notiren kann, die ich vor dem Spiegel

mache, wenn dieser Mann nicht der Herr der Ereignisse ist . . ."

„Madame, als Eure Majestät die Nacht außer ihrer Wohnung zubrachte, habe ich es erfahren. War meine Polizei gut beschaffen? Ja, nicht wahr? An diesem Tage hat Eure Majestät diese Dame hier, in der Rue Saint-Claude, im Marais, besucht. Das geht mich nichts an. Als Sie bei der Kufe von Mesmer erschienen, waren Sie, glaube ich, wohl dahin gegangen; meine Polizei war gut beschaffen, da meine Agenten Sie gesehen haben. Als Sie ins Opernhaus gingen . . ."

Die Königin hob lebhaft den Kopf empor.

„Lassen Sie mich sprechen, Madame. Ich sage Sie, wie der Herr Graf d'Artois Sie gesagt hat. Täuschte sich der Schwager in den Zügen der Schwägerin, so wird sich noch viel mehr ein Agent täuschen, der einen kleinen Thaler im Tage bezieht. Der Agent hat Sie zu sehen geglaubt, er hat es gesagt. Werden Sie auch behaupten, meine Agenten haben nicht gut die Sache des Zeitungsschreibers Reteau verfolgt, der von Herrn von Charny so schön gestriegelt worden ist?"

„Von Herrn von Charny?" riefen gleichzeitig Andrée und die Königin.

„Das Ereigniß ist nicht alt, Madame, und die Stockschläge sind noch warm auf den Schultern des Zeitungsschreibers. Das ist eines von den Abenteuern, die den Triumph von Herrn von Sartines, meinem Vorgänger, bildeten, zur Zeit, da er sie geistreich dem seligen König oder der Favoritin erzählte."

„Herr von Charny hat sich mit diesem Elenden eingelassen?"

„Ich habe es nur durch meine so verleumdete Polizei erfahren, und Sie werden zugeben, daß es einigen Scharfsinnes für diese Polizei bedurfte, um das Duell zu entdecken, das auf diese Angelegenheit folgte."

„Ein Duell von Herrn von Charny! Herr von Charny hat sich geschlagen!" rief die Königin.

„Mit dem Zeitungsschreiber?“ fragte hastig Andrée.

„Oh! nein, meine Damen; der so geschlagene Zeitungsschreiber hätte Herrn von Charny den Degenstich nicht gegeben, in Folge dessen es ihm in Ihrem Vorzimmer übel geworden ist.“

„Verwundet! er ist verwundet!“ rief die Königin. „Verwundet! wann dies? wie dies? Sie irren sich, Herr von Crosne.“

„Oh! Madame, Eure Majestät findet mich oft genug mangelhaft, um mir diesmal zuzugeben, daß ich es nicht bin.“

„So eben war er hier.“

„Ich weiß es wohl.“

„Oh! ich habe wohl gesehen, daß er litt,“ sagte Andrée.

Diese Worte sprach sie auf eine Weise, daß die Königin die Feindseligkeit bemerkte und sich rasch umwandte.

Der Blick der Königin war ein Gegenstoß, den Andrée kräftig aushielt.

„Was sagen Sie,“ sprach Marie Antoinette. „Sie bemerkten, daß Herr von Charny litt, und Sie haben es nicht gesagt?“

Andrée antwortete nicht. Jeanne wollte der Günstlingin, aus der man sich eine Freundin machen mußte, zu Hülfe kommen und sprach:

„Ich habe auch zu bemerken geglaubt, daß sich Herr von Charny nur mit Mühe während der Zeit, die Ihre Majestät mit ihm zu reden die Gnade hatte, aufrecht hielt.“

„Nur mit Mühe, ja,“ sagte die stolze Andrée, die der Gräfin nicht einmal mit dem Blicke dankte.

Herr von Crosne, er, den man befragte, schlürfte mit Wohlbehagen seine Beobachtungen über die drei Frauen ein, von denen nicht eine, Jeanne ausgenommen, vermuthete, sie stehe für die Kreide eines Polizeilieutenant.

Endlich fragte die Königin:

„Mein Herr, mit wem und warum hat sich Herr von Charny geschlagen?"

Während dieser Zeit konnte Andrée wieder Haltung gewinnen.

„Mit einem Edelmanne, der . . . Aber, mein Gott! Madame, das ist jetzt sehr unnütz. Die zwei Gegner leben zu dieser Stunde im besten Einvernehmen, da sie so eben noch vor Eurer Majestät mit einander sprachen."

„Vor mir . . . hier?"

„Hier . . . von wo der Sieger vor ungefähr zwanzig Minuten zuerst weggegangen ist."

„Herr von Taverney!" rief die Königin mit einem Blitze der Wuth in den Augen.

„Mein Bruder!" murmelte Andrée, die es sich zum Vorwurfe machte, daß sie selbstsüchtig genug gewesen, um nicht Alles zu begreifen.

„Ich glaube in der That, daß es Herr von Taverney gewesen ist, mit dem sich Herr von Charny geschlagen hat," sagte Herr von Crosne.

Die Königin schlug heftig die Hände aneinander, was bei ihr das Anzeichen ihres heißesten Zornes war.

„Das ist unschicklich . . . unschicklich," sagte sie. „Wie! . . . man bringt die Sitten von America nach Versailles . . . Oh! nein, darein werde ich mich nicht fügen."

Andrée neigte das Haupt, Herr von Crosne ebenfalls.

„Weil man mit Herrn Lafayette und Herrn Wasington," die Königin affectirte, diesen Namen auf französische Art auszusprechen, „weil man mit diesen Herren herumgelaufen ist, will man meinen Hof in einen Turnierplatz des sechzehnten Jahrhunderts verwandeln; nein, abermals nein! Andrée, Sie mußten wissen, daß sich Ihr Bruder geschlagen hat!"

„Ich erfahre es so eben," erwiederte Andrée.

„Warum hat er sich geschlagen?"

„Wir hätten dies Herrn von Charny fragen können,

der sich mit ihm geschlagen hat," versetzte Andrée bleich und die Augen glänzend.

„Ich frage nicht," entgegnete die Königin hochmüthig, „ich frage nicht, was Herr von Charny gethan hat, sondern was Herr Philipp von Taverney gethan?"

„Hat sich mein Bruder geschlagen, so konnte das nicht gegen den Dienst Eurer Majestät sein," erwiederte das Mädchen, das seine Worte eines nach dem andern fallen ließ.

„Wollen Sie damit sagen, Herr von Charny habe sich nicht für meinen Dienst geschlagen, mein Fräulein?"

„Ich habe die Ehre, Eurer Majestät zu bemerken," sagte Andrée mit demselben Tone, „daß ich mit der Königin nur von meinem Bruder, und von keinem Andern rede."

Marie Antoinette hielt sich ruhig, und damit ihr das gelang, bedurfte sie der ganzen Stärke, der sie fähig war.

Sie stand auf, ging im Zimmer auf und ab, stellte sich, als schaute sie in den Spiegel, nahm einen Band aus einem lackirten Fachkasten, durchlief sieben bis acht Zeilen und warf ihn dann weg.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte sie zu dem Beamten, „Sie haben mich überzeugt. Mein Kopf war ein wenig in Verwirrung durch alle diese Muthmaßungen, durch alle diese Berichte. Ja, die Polizei ist sehr gut beschaffen, mein Herr, doch ich bitte Sie, denken Sie an die Aehnlichkeit, von der ich gesprochen, nicht wahr? Adieu!"

Sie reichte ihm die Hand mit einer erhabenen Anmuth, und er entfernte sich doppelt glücklich und zehnfach unterrichtet.

Andrée fühlte die Nuance des Wortes: Adieu; sie machte eine lange und feierliche Verbeugung.

Die Königin sagte ihr nachlässig, aber ohne scheinbaren Groll, guten Tag.

Jeanne verbeugte sich wie vor einem heiligen Altar und schickte sich an, Abschied zu nehmen.

Frau von Misery trat ein.

„Madame,“ sagte sie zur Königin, „hat Eure Majestät nicht den Herren Böhmer und Bossange Audienz bewilligt?“

„Ah! es ist wahr, meine gute Misery, es ist wahr. Sie mögen eintreten. Bleiben Sie noch, Frau von La Mothe; der König soll einen vollständigeren Frieden mit Ihnen schließen.“

Indem sie dieses sagte, belauerte die Königin in einem Spiegel den Ausdruck des Gesichtes von Andrée, welche langsam auf die Thüre des großen Cabinets zuging.

So die Ankömmlingin begünstigend, wollte sie vielleicht ihre Eifersucht reizen.

Andrée verschwand unter den Flügeln des Thürvorhangs; sie hatte weder eine Miene verzogen, noch gebebt.

„Stahl! Stahl!“ rief die Königin seufzend. „Ja, Stahl, alle diese Taverney, aber auch Gold.“

„Ah! guten Morgen, meine Herren Juweliere. Was bringen Sie mir Neues, Sie wissen wohl, daß ich kein Geld habe.“

XXXIX.

Die Versucherin.

Frau von La Mothe hatte ihren Posten wieder eingenommen: auf der Seite wie eine bescheidene Frau, stehend und aufmerksam wie eine Frau, der man zu bleiben und zuzuhören erlaubt hat.

Die Herren Böhmer und Bossange erschienen in Galakleidern in der Audienz der Souverainin. Sie vervielfältigten ihre Verbeugungen bis zum Lehnstuhl von Marie Antoinette.

„Juweliere kommen nur hierher, um von Juwelen
zu sprechen,“ sagte sie plötzlich. „Sie haben es schlecht
jetroffen, meine Herren.“

Herr Böhmer nahm das Wort, er war der Red-
ier der Association.

„Madame,“ sprach er, „wir kommen nicht hierher,
ım Waaren anzubieten, denn wir müßten befürchten,
ınbescheiden zu sein.“

„Oh!“ versetzte die Königin, die es schon bereute,
zu viel Muth gezeigt zu haben. „Juwelen sehen heißt
ıicht sie kaufen.“

„Allerdings, Madame,“ fuhr Böhmer fort, der
ıen Faden seiner Phrase suchte, „doch wir kommen,
ım eine Pflicht zu erfüllen, und das hat uns ermuthigt.“

„Eine Pflicht?“ versetzte die Königin erstaunt.

„Es handelt sich abermals um das schöne Hals-
ıand von Diamanten, das Eure Majestät zu nehmen
ıicht geruhte.“

„Ah! . . . gut . . . das Halsband . . . Hiebei sind
vir also wieder!“ rief die Königin lachend.

Böhmer blieb ernst.

„Es war in der That schön!“ fuhr Marie Antoi-
ıette fort.

„So schön, Madame,“ sagte Bossange schüchtern,
„daß Eure Majestät allein würdig war, es zu tragen.“

„Was mich tröstete,“ sprach Marie Antoinette mit
inem leichten Seufzer, der Frau von La Mothe nicht
ntging, „was mich tröstete, war der Umstand, daß es
ınderthalb Millionen kostete, nicht wahr, Herr Böhmer?“

„Ja, Eure Majestät.“

„Und daß,“ fuhr die Königin fort, „und daß es
n der liebenswürdigen Zeit, in der wir leben, wo die
Herzen der Völker erkaltet sind, wie die Sonne Gottes,
einen Fürsten mehr gibt, der fünfzehnmal hundert-
ausend Livres für ein Halsband bezahlen kann.“

„Fünfzehnmal hunderttausend Livres!“ wieder-
jolte wie ein treues Echo Frau von La Mothe.

„So daß das, was ich nicht kaufen konnte, nicht

kaufen sollte, Niemand haben wird, meine Herren... Sie werden mir antworten, die Stücke davon seien gut. Das ist wahr, doch ich werde Niemand um zwei oder drei Diamanten beneiden; ich würde um sechzig beneiden."

Die Königin rieb sich die Hände mit einer Art von Befriedigung, voran ein wenig das Verlangen, die Herren Böhmer und Bossange zu verspotten, Theil hatte.

„Das ist es gerade, worin sich Eure Majestät irrt," sprach Böhmer, „und dieser Art ist auch die Pflicht, die wir bei ihr zu erfüllen gekommen sind: das Halsband ist verkauft."

„Verkauft!" rief die Königin, sich umwendend.

„Verkauft!" sagte Frau von La Mothe, der die Bewegung ihrer Beschützerin Unruhe über ihre vergebliche Verleugnung einflößte.

„An wen denn?" fragte die Königin.

„Ah! Madame, das ist ein Staatsgeheimniß."

„Ein Staatsgeheimniß! gut, wir können darüber lachen," rief freudig Marie Antoinette. „Was man nicht sagt, ist oft, was man nicht zu sagen vermöchte, nicht wahr, Böhmer?"

„Madame..."

„Oh! die Staatsgeheimnisse... damit sind wir Leute vertraut. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Böhmer, wenn Sie mir das Ihrige nicht anvertrauen, so lasse ich es Ihnen durch einen Agenten von Herrn von Crosne stehlen."

Und sie lachte treuherzig und offenbarte unverschleiert ihre Ansicht über das vorgebliche Geheimniß, das Böhmer und Bossange abhielt, den Namen der Käufer des Halsbandes zu nennen.

„Gegen Eure Majestät benimmt man sich nicht, wie gegen andere Kunden," erwiederte Böhmer ernst; „wir sind gekommen, um Eurer Majestät zu sagen, das Halsband sei verkauft, weil es verkauft ist, und wir mußten den Namen des Käufers verschweigen, weil der

Kauf in der That geheim in Folge der Reise eines incognito abgeschickten Botschafters geschehen ist."

Bei dem Worte Botschafter wurde die Königin von einem neuen Anfall von Heiterkeit ergriffen. Sie wandte sich gegen Frau von La Mothe um und sagte zu ihr:

„Was ich an Böhmer bewundere, ist, daß er fähig, zu glauben, was er mir so eben gesagt hat. Ah! Böhmer, nennen Sie mir nur das Land, aus dem dieser Botschafter kommt!... Nein, das ist zu viel," rief sie lachend... „Den ersten Buchstaben seines Namens, nicht mehr."

„Es ist der Herr Gesandte von Portugal," antwortete Böhmer, die Stimme dämpfend, als wollte er ein Geheimniß wenigstens vor den Ohren von Frau von La Mothe beschützen.

Bei dieser so entschiedenen, so scharf ausgesprochenen Erwiederung hielt die Königin plötzlich inne.

„Ein Gesandter von Portugal!" sagte sie, „es gibt einen hier, Böhmer."

„Er ist ausdrücklich gekommen, Madame."

„Zu Ihnen... incognito?"

„Ja, Madame."

„Wer ist es denn?"

„Herr von Suza."

Die Königin erwiederte nichts. Sie wiegte einen Augenblick ihren Kopf; dann sagte sie wie eine Frau, die ihren Entschluß gefaßt hat:

„Nun! desto besser für Ihre Majestät, die Königin von Portugal; die Diamanten sind schön. Sprechen wir nicht mehr davon."

„Im Gegentheil, Madame; Eure Majestät wird die Gnade haben, mir zu gestatten daß ich davon spreche..."

„Uns gestatten," sagte Böhmer, seinen Associé anschauend.

Bossange verbeugte sich.

„Kennen Sie diese Diamanten, Gräfin?" rief die Königin mit einem Blick auf Jeanne gerichtet.

„Nein, Madame."

„Schöne Diamanten!... Es ist Schade, daß sie diese Herren nicht mitgebracht haben."

„Hier sind sie," erwiederte Böhmer voll Eifer.

Und er zog aus dem Grunde seines Hutes, den er unter dem Arm trug, das kleine platte Etui, das den Schmuck enthielt.

„Sehen Sie, Gräfin, Sie sind ein Weib, das wird Sie ergötzen," sagte die Königin.

Und sie entfernte sich ein wenig von dem Guéridon von Sèvres, auf welchem Böhmer mit Kunst das Halsband so ausgebreitet hatte, daß das Tageslicht, auf die Steine fallend, das Feuer aus einer größeren Anzahl von Facetten hervorspringen ließ.

Jeanne stieß einen Schrei der Bewunderung aus. Man konnte in der That nichts Schöneres sehen; man hätte glauben sollen, es wäre eine Zunge von Feuern, die bald grün und roth, bald weiß wie das Licht selbst. Böhmer ließ das Etui Schwingungen machen und die Wunder dieser flüssigen Flamme rieseln.

„Bewunderungswürdig! bewunderungswürdig!" rief Jeanne, vom Delirium einer begeisterten Bewunderung befallen.

„Fünfzehnmal hunderttausend Livres, die in meiner hohlen Hand Platz hätten," sprach die Königin, ein philosophisches Phlegma heuchelnd, das Herr Rousseau von Genf unter solchen Umständen entwickelt haben würde.

Jeanne sah aber in dieser Verachtung etwas Anderes, als die Verachtung selbst, denn sie verlor nicht die Hoffnung, die Königin zu überzeugen, und nach einer langen prüfenden Beschauung sagte sie:

„Der Herr Juwelier hat Recht, es gibt auf der Welt nur eine Königin, welche würdig ist, dieses Halsband zu tragen, und das ist Eure Majestät."

„Meine Majestät wird es aber nicht tragen," entgegnete die Königin.

„Wir durften es nicht aus Frankreich lassen, ohne unser ganzes Bedauern Eurer Majestät zu Füßen zu legen. Es ist ein Juwel, den nun ganz Europa kennt. Daß ihn diese oder jene Fürstin auf die Weigerung der Königin von Frankreich trage, wird uns unser Nationalstolz erlauben, wenn Sie, Madame, ihn noch einmal entschieden und unwiderruflich zurückgewiesen haben.“

„Meine abschlägige Antwort ist ausgesprochen, sie ist öffentlich geworden,“ sagte die Königin. „Man hat mich zu sehr gelobt, als daß ich es bereuen sollte.“

„Oh! Madame,“ erwiederte Böhmer, „hat es das Volk schön gefunden, daß Eure Majestät ein Schiff einem Halsband vorzog, so würde es der Adel, der französisch ist, auch nicht befremdend gefunden haben, daß die Königin von Frankreich ein Halsband kaufte, nachdem sie ein Schiff gekauft.“

„Sprechen wir nicht mehr hievon,“ sagte Marie Antoinette, indem sie einen letzten Blick auf das Etui warf.

Jeanne seufzte, um den Seufzer der Königin zu unterstützen.

„Ah! Sie seufzen, Gräfin! Wenn Sie an meiner Stelle wären, würden Sie es machen wie ich.“

„Ich weiß nicht,“ murmelte Jeanne.

„Haben Sie wohl angeschaut?“ fragte die Königin hastig.

„Ich würde immer anschauen, Madame.“

„Lassen Sie diese Neugierige, meine Herren, sie bewundert. Das benimmt den Diamanten nichts; sie sind leider immer fünfzehnmal hunderttausend Livres werth.“

Das Wort leider schien der Gräfin eine günstige Gelegenheit.

Die Königin bedauerte, folglich hatte sie Lust gehabt. Hatte sie Lust gehabt, so mußte sie noch ein Verlangen tragen, da sie nicht befriedigt worden.

„Fünfzehnmal hunderttausend Livres, die an Ihrem

Halse vor Neid alle Frauen sterben machen müßten, und wären sie Cleopatra, wären sie Venus."

Und sie nahm aus dem Etui das königliche Halsband und befestigte es so geschickt, so zauberhaft auf der Atlashaut von Marie Antoinette, daß diese sich in einem Augenblick von Phosphor und einem Schimmer von allen Farben des Regenbogens überströmt fand.

Marie Antoinette näherte sich rasch dem Spiegel: sie blendete.

Ihr Hals, so geschmeidig und zart wie der von Johanna Gray, dieser Hals, so zierlich wie das Rohr einer Lilie, bestimmt, wie die Blumen von Virgil unter dem Eisen zu fallen, erhob sich anmuthig, umgeben von seinen goldenen, gekräuselten Locken aus dem Schooße dieser leuchtenden Woge.

Jeanne hatte es gewagt, die Schultern der Königin zu entblößen, so daß die letzten Reihen des Halsbandes auf ihre perlmutterartige Brust fielen. Die Königin war strahlend, die Frau war herrlich. Liebende oder Unterthanen, Alles hätte sich niedergeworfen.

Marie Antoinette vergaß sich dergestalt, daß sie sich selbst bewunderte. Dann wollte sie, von Furcht ergriffen, das Halsband von ihren Schultern reißen und sprach:

„Genug, genug!"

„Es hat Eure Majestät berührt," rief Böhmer, „es kann Niemand mehr anstehen."

„Unmöglich," entgegnete fest die Königin. „Meine Herren, ich habe ein wenig mit den Diamanten gespielt; aber das Spiel weiter fortsetzen wäre ein Fehler."

„Eure Majestät hat jede erforderliche Zeit, um sich an diesen Gedanken zu gewöhnen," flüsterte Böhmer der Königin zu; „wir kommen morgen wieder."

„Spät bezahlen bleibt immer bezahlen. Und dann warum spät bezahlen? Sie haben Eile. Man bezahlt Sie ohne Zweifel vortheilhafter?"

„Ja, Eure Majestät, baar," erwiederte der Kaufmann, der wieder Kaufmann geworden.

„Nehmen Sie, nehmen Sie!“ rief die Königin; „die Diamanten in das Etui! Geschwinde, geschwinde!“

„Eure Majestät vergißt vielleicht, daß ein solches Kleinod Geld ist, und daß in hundert Jahren das Halsband immer so viel werth sein wird, als es heute werth ist.“

„Geben Sie mir fünfzehnmal hunderttausend Livres, Gräfin, und wir werden sehen,“ sagte mit einem gezwungenen Lächeln die Königin.

„Wenn ich sie hätte!“ rief Jeanne, „oh!...“

Sie schwieg; die langen Sätze haben oft nicht den Werth eines glücklichen Schweigens.

Böhmer und Bossange mochten immerhin eine Viertelstunde brauchen, um ihre Diamanten einzulegen und zu verschließen, die Königin rührte sich nicht.

Man sah an ihrer gezwungenen Miene, an ihrem Stillschweigen, daß der Eindruck lebhaft, der Kampf peinlich gewesen.

Ihrer Gewohnheit gemäß, wenn sie ärgerlich war, streckte sie die Hand nach einem Buche aus und blätterte ein wenig darin, ohne zu lesen.

Die Juweliere nahmen Abschied und fragten noch einmal:

„Eure Majestät hat es ausgeschlagen?“

„Ja... und abermals ja,“ seufzte die Königin, die diesmal für Jedermann seufzte.

Sie entfernten sich.

Jeanne sah, daß der Fuß von Marie Antoinette sich über dem Sammetpolster, auf dem noch sein Eindruck bezeichnet war, bewegte.

„Sie leidet,“ dachte die unbewegliche Gräfin.

Plötzlich stand die Königin auf und ging einmal im Zimmer auf und ab, dann blieb sie vor Jeanne, deren Blick sie blendete, stehen und sprach:

„Gräfin, es scheint, der König kommt nicht mehr. Unsere kleine Bittschrift ist auf eine nächste Audienz verschoben.“

Jeanne verneigte sich ehrerbietig und wich bis zur Thüre zurück.

„Doch ich werde an Sie denken," fügte die Königin wohlwollend bei.

Jeanne drückte ihre Lippen auf die Hand der Königin, als ob sie ihr Herz darauf legte, ging hinaus und ließ Marie Antoinette ganz belagert und bestürmt von Verdruß und Schwindel zurück.

„Der Verdruß der Ohnmacht, der Schwindel des Verlangens," sagte Jeanne zu sich selbst. „Und sie ist Königin! Oh! nein, sie ist Weib!"

Die Gräfin verschwand.

XL.

Ein doppelter Ehrgeiz, der für eine doppelte Liebe gelten will.

Jeanne war auch Weib, und zwar, ohne Königin zu sein.

Daraus ging hervor, daß Jeanne, als sie kaum in ihrem Wagen saß, diesen schönen Palast von Versailles, dieses reiche und glänzende Ameublement mit ihrem vierten Stock in der Rue Saint-Gilles, diese prächtigen Lackeien mit ihrer alten Magd verglich.

Aber sogleich wieder verschwanden die demüthige Mansarde und die alte Magd im Schatten der Vergangenheit, wie eine von jenen Visionen, die, da sie nicht mehr bestehen, nie bestanden haben, und Jeanne sah ihr kleines Haus im Faubourg Saint-Antoine, das so anmuthig, so comfortable, wie man in unsern Tagen sagen würde, mit Lackeien, an deren Livreen weniger Stickereien sichtbar waren, als an denen von Versailles, die sich aber darum nicht minder ehrerbietig und gehorsam benahmen.

Dieses Haus und diese Lackeien, das war ihr Versailles; sie war hier nicht minder Königin, als Marie Antoinette, und wenn sie Wünsche aussprach, so wurden sie, vorausgesetzt, daß sie dieselben, nicht auf das Nothwendige, sondern auf das Vernünftige zu beschränken wußte, eben so rasch erfüllt, als hätte sie den Scepter in der Hand gehalten.

Darum kehrte Jeanne mit glatter Stirne und einem Lächeln auf den Lippen nach ihrem Hause zurück.

Es war noch frühzeitig; sie nahm Papier, eine Feder und Tinte, schrieb ein paar Zeilen, legte sie in einen feinen parfumirten Umschlag, schrieb eine Adresse und läutete.

Kaum hatte der letzte Schall der Glocke vibrirt, als die Thüre sich öffnete und ein Bedienter auf der Schwelle stehend wartete.

„Ich hatte Recht'" murmelte Jeanne, „die Königin ist nicht besser bedient."

Dann streckte sie die Hand aus und sprach:

„Diesen Brief an Monseigneur den Cardinal von Rohan."

Der Lackei schritt herbei, nahm das Billet und entfernte sich wieder, ohne ein Wort zu sagen, mit dem stummen Gehorsam der Diener von gutem Hause.

Die Gräfin versank in eine tiefe Träumerei, in eine Träumerei, die nicht neu war, sondern eine Folge von der auf der Straße bildete.

Es waren nicht fünf Minuten vergangen, als man an die Thüre klopfte.

„Herein," sagte Frau von La Mothe.

Derselbe Lackei erschien.

„Nun?" fragte Frau von La Mothe mit einer leichten Bewegung der Ungeduld, als sie sah, daß ihr Befehl noch nicht vollzogen worden war.

„In dem Augenblick, wo ich wegging, um den Befehl der Frau Gräfin zu vollziehen, klopfte Monseigneur an die Thüre," meldete der Lackei. „Ich sagte ihm, ich ginge nach seinem Hotel. Er nahm den Brief

der Frau Gräfin, las ihn, sprang aus seinem Wagen, trat ein und rief mir zu:

„Es ist gut, melde mich.“

„Weiter?“

„Monseigneur ist da und wartet, daß ihm die gnädige Frau einzutreten erlaube.“

Ein leichtes Lächeln umschwebte die Lippen der Gräfin. Nach zwei Secunden sprach sie mit einem klaren Ausdruck der Befriedigung:

„Lassen Sie ihn eintreten.“

War der Zweck dieser zwei Secunden, einen Kirchenfürsten in ihrem Vorzimmer warten zu lassen, oder bedurfte Frau von La Mothe derselben, um ihren Plan zu vollenden?

Der Prinz erschien auf der Schwelle.

Als sie nach Hause zurückkehrte, als sie den Cardinal holen ließ, als sie eine so große Freude darüber empfand, daß der Cardinal da war, hatte Jeanne also einen Plan?

Ja, denn einem von jenen Irrwischen ähnlich, welche ein ganzes Thal mit seinen düsteren Abhängen beleuchten, hatte diese Phantasie einer Königin und eines Weibes besonders vor den Blicken der intriganten Gräfin alle Falten einer Seele geöffnet, die zu hoffärtig, um dieselben mit großer Vorsicht zu verbergen.

Der Weg von Versailles nach Paris war weit; und macht man ihn Seite an Seite mit dem Dämon der Gierde, so hat dieser Zeit, uns die kühnsten Berechnungen zuzuflüstern.

Jeanne fühlte sich trunken von der auf dem weißen Atlas des Etui der Herren Böhmer und Bossange ausgebreiteten Zahl fünfzehnmal hunderttausend Livres.

Fünfzehnmal hunderttausend Livres, war dies nicht in der That ein fürstliches Vermögen, besonders für die arme Bettlerin, die noch einen Monat zuvor die Hand nach den Almosen der Reichen ausstreckte?

Es war allerdings eine größere Entfernung von

er Jeanne von Valois der Rue Saint-Gilles zur
jeanne von Valois des Faubourg Saint-Antoine, als
on der Jeanne von Valois des Faubourg Saint-
Intoine bis zur Jeanne von Valois der Herrin des
Halsbandes.

Sie hatte also schon mehr als die Hälfte des
Weges zurückgelegt, der zum Vermögen führte.

Und dieses Vermögen, nach dem Jeanne begehrte,
war keine Illusion, wie es das Wort eines Vertrages,
wie es ein Grundbesitz ist, allerdings Sachen vom ersten
Werth, denen sich aber nothwendig die Intelligenz des
Geistes oder der Augen beifügen muß.

Nein, dieses Halsband war etwas ganz Anderes,
ls ein Vertrag oder ein Landgut; dieses Halsband
war das sichtbare Vermögen; es war auch da, immer
a vor ihr, brennend, blendend, bezaubernd; und da es
ie Königin zu besitzen wünschte, so konnte Jeanne von
Valois schon davon träumen; da die Königin desselben
u entbehren wußte, so konnte Frau von La Mothe
hren Ehrgeiz wohl hierauf beschränken.

Tausend unbestimmte Ideen, diese seltsamen Ge-
penster mit den wolkigen Umrissen, von denen der
Dichter Aristophanes sagte, sie verähnlichen sich mit
en Menschen, tausendfacher Neid, tausendfache Wuth,
u besitzen, nahmen für Jeanne auf dem Wege von
Versailles nach Paris die Form von Wölfen, von
üchsen und geflügelten Schlangen an.

Der Cardinal, der diese Träume verwirklichen
ollte, unterbrach sie, indem er durch seine unerwartete
Gegenwart den Wunsch von Frau von La Mothe, ihn
u sehen, erwiederte.

Er hatte auch seine Träume, er hatte auch seinen
Ehrgeiz, den er unter einer Maske von Eifer, unter
einem Anschein von Liebe verbarg.

„Ah! theure Jeanne," sagte er, „Sie sind es, Sie
nd mir in der That so nothwendig geworden, daß sich
ein ganzer Tag bei dem Gedanken, sie seien fern von

mir, verfinsterte. Sie sind doch wenigstens gesund von Versailles zurückgekommen?"

„Wie Sie sehen, Monseigneur."

„Und zufrieden?"

„Entzückt."

„Die Königin hat Sie also empfangen?"

„Sogleich bei meiner Ankunft wurde ich bei ihr eingeführt."

„Sie haben Glück; nach Ihrer triumphirenden Miene wette ich, daß Sie die Königin gesprochen."

„Ich habe ungefähr drei Stunden in dem Cabinet Ihrer Majestät zugebracht."

Der Cardinal bebte, und es fehlte nicht viel, daß er nach Jeanne wiederholt und ausgerufen hätte:

„Drei Stunden!"

Doch er bewältigte sich.

„Sie sind in der That eine Zauberin, und Niemand vermöchte Ihnen zu widerstehen."

„Oh ho! Sie übertreiben, mein Prinz."

„Nein, wahrhaftig nicht; und Sie sagen, Sie seien drei Stunden bei der Königin geblieben?"

Jeanne machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopf.

„Drei Stunden," wiederholte der Cardinal lächelnd, „wie viele Dinge kann eine Frau von Geist in drei Stunden nicht sagen!"

„Oh! Monseigneur, ich stehe Ihnen dafür, daß ich meine Zeit nicht verloren habe."

„Ich wette," versetzte der Cardinal, „während dieser drei Stunden haben Sie nicht eine Minute an mich gedacht."

„Undankbarer!"

„Wahrhaftig!" rief der Cardinal.

„Ich habe mehr gethan, als an Sie gedacht."

„Was haben Sie gethan?"

„Ich habe von Ihnen gesprochen."

„Von mir gesprochen, und mit wem?" fragte der

Prälat, dessen Herz zu pochen anfing, mit einer Stimme, deren Erschütterung seine ganze Selbstbeherrschung nicht zu verbergen vermochte.

„Mit wem, wenn nicht mit der Königin!"

Indem sie diese für den Cardinal so kostbaren Worte sprach, hatte Jeanne die Kunst, dem Prinzen nicht in's Gesicht zu schauen, als ob sie sich wenig um die Wirkung bekümmerte, die sie hervorbringen mußten.

Herr von Rohan zitterte.

„Ah!" sagte er, „lassen Sie hören, liebe Gräfin, erzählen Sie mir das. In der That, ich interessire mich so sehr für das, was Ihnen begegnet, daß Sie mir nicht den geringsten Umstand verschweigen sollen."

Jeanne lächelte; sie wußte, was den Cardinal interessirte, eben so gut, als er selbst.

Doch da diese ängstliche Erzählung zum Voraus in ihrem Geiste festgestellt war, da sie dieselbe von selbst gemacht hatte, als wäre sie nicht vom Cardinal darum gebeten worden, so fing sie sachte an, und ließ sich jede Sylbe herausziehen; sie erzählte die ganze Zusammenkunft, das ganze Gespräch; sie hob bei jedem Wort den Beweis hervor, daß sie durch einen von den günstigen Zufällen, welche das Glück der Höflinge bilden, in Versailles zu einer von den seltsamen Vorkommenheiten geführt worden war, die an einem Tag aus einer Fremden eine beinahe unentbehrliche Freundin machen. Jeanne war in der That an einem Tag in alles Unglück der Königin, in alle Ohnmacht des Königthums eingeweiht worden.

Herr von Rohan schien von der Erzählung nur das aufzufassen und zu behalten, was die Königin für Jeanne gesagt hatte.

Jeanne legte in Ihrer Erzählung nur auf das Nachdruck, was die Königin für Herrn von Rohan gesagt hatte.

Die Erzählung war kaum beendigt, als derselbe Lackei eintrat und meldete, das Abendbrod sei aufgetragen.

Jeanne lud den Cardinal mit einem Blick ein. Der Cardinal nahm mit einem Zeichen an.

Er gab der Gebieterin des Hauses, die sich so schnell daran gewöhnt, die Honneurs desselben zu machen, den Arm und ging in das Speisezimmer.

Als das Abendbrod beendigt war, als der Prälat mit langen Zügen die Hoffnung und die Liebe aus den zwanzigmal wieder aufgenommenen und zwanzigmal von der Zauberin abgebrochenen Erzählungen getrunken hatte, war er genöthigt, mit dieser Frau zu rechnen, welche die Herzen der Mächte in ihren Händen hielt.

Denn er bemerkte mit einem Erstaunen, das an den Schrecken grenzte, daß sie, statt sich geltend zu machen, wie jede Frau, die man aufsucht und deren man bedarf, seinen Wünschen mit einer Holdseligkeit entgegenkam, welche sehr verschieden von dem weiblichen Stolze beim letzten Abendbrod, das man an demselben Platz und in demselben Hause eingenommen.

Jeanne machte diesmal die Honneurs als eine Frau, die sich nicht nur selbst zu beherrschen weiß, sondern auch als Gebieterin der Andern. Keine Verlegenheit in ihrem Blick, keine Zurückhaltung in ihrer Stimme. Hatte sie nicht, um diese hohen Lectionen in der Aristokratie zu nehmen, den ganzen Tag die Blüthe des französischen Adels besucht; hatte sie nicht eine Königin ohne ihres Gleichen meine liebe Gräfin genannt?

Unterjocht von dieser Erhabenheit, suchte der Cardinal, selbst ein erhabener Mann, nicht einmal zu widerstehen.

„Gräfin," sagte er, indem er sie bei der Hand nahm, „es sind zwei Frauen in Ihnen."

„Wie so?" fragte die Gräfin.

„Die von gestern und die von heute."

„Und welche zieht Eure Eminenz vor?"

„Ich weiß es nicht. Nur ist die von heute Abend eine Armida, eine Circe, etwas Unwiderstehliches."

„Und dem zu widerstehen Sie hoffentlich nicht

versuchen werden, Monseigneur, so sehr Sie auch Fürst sind."

Der Prinz glitt von seinem Stuhle herab und fiel vor Frau von La Mothe auf die Kniee.

„Sie verlangen ein Almosen?" fragte sie.

„Und ich erwarte, daß Sie es mir geben."

„Ein Tag der Freigebigkeit," erwiederte Jeanne; „die Gräfin von Valois hat ihren Rang eingenommen, sie ist eine Frau vom Hofe; binnen Kurzem wird sie unter den stolzesten Damen des Hofes zählen; sie kann folglich ihre Hand öffnen und reichen, wem es ihr gutdünkt."

„Wäre es einem Prinzen?" fragte Herr von Rohan.

„Wäre es einem Cardinal," erwiederte Jeanne.

Der Cardinal drückte einen langen, brennenden Kuß auf diese hübsche, widerspenstige Hand; dann, nachdem er mit den Augen den Blick und das Lächeln der Gräfin befragt, stand er auf, ging in das Vorzimmer und sagte ein paar Worte zu seinem Laufer.

Zwei Minuten nachher hörte man das Geräusch eines Wagens, der sich entfernte.

Die Gräfin schaute empor.

„Meiner Treue, Gräfin," sprach der Cardinal, „ich habe meine Schiffe verbrannt."

„Dabei ist kein großes Verdienst, da Sie im Hafen sind," erwiederte die Gräfin.

XLI.

Worin man die Gesichter unter der Maske zu sehen anfängt.

Die langen Plaudereien sind das glückliche Vorrecht der Leute, die sich nichts mehr zu sagen haben. Nach dem Glück, zu schweigen oder durch Zwischenworte

zu wünschen, ist unstreitig das größte Glück, viel zu sprechen ohne Phrasen.

Zwei Stunden, nachdem man den Wagen weggeschickt, waren der Cardinal und die Gräfin auf dem Punkt, wo wir sagen. Die Gräfin hatte nachgegeben, der Cardinal hatte gesiegt, und dennoch war der Cardinal der Sklave; die Gräfin war der Triumphator.

Zwei Männer hintergehen sich, indem sie sich die Hand geben. Ein Mann und eine Frau hintergehen sich in einem Kuß.

Hier täuschte aber Jedes das Andere nur, weil das Andere getäuscht sein wollte.

Jedes hatte einen Zweck. Für diesen Zweck war die Vertraulichkeit nothwendig. Jedes hatte also sein Ziel erreicht.

Der Cardinal gab sich auch gar nicht die Mühe, seine Ungeduld zu verbergen. Er beschränkte sich darauf, daß er einen kleinen Umweg machte und dann das Gespräch wieder auf Versailles und auf die Ehren zurückführte, die dort der neuen Günstlingin der Königin harrten.

„Sie ist freigebig,“ sagte er, „und nichts ist ihr zu theuer für die Leute, die sie liebt. Sie hat den seltenen Geist, ein wenig vielen Leuten zu geben, und viel wenigen Freunden.“

„Sie halten sie also für reich?“ fragte Frau von La Mothe.

„Sie weiß sich mit einem Wort, mit einer Geberde, mit einem Lächeln Mittel zu schaffen. Nie hat ein Minister, Turgot vielleicht ausgenommen, den Muth gehabt, der Königin abzuschlagen, was sie verlangte.“

„Nun! mir,“ sprach Frau von La Mothe, „mir kommt sie minder reich vor, als Sie sie machen. Arme Königin, oder vielmehr, arme Frau!“

„Wie so?“

„Ist man reich, wenn man sich Entbehrungen auferlegen muß?“

„Entbehrungen! Erzählen Sie mir das, liebe Jeanne."

„Oh! mein Gott, ich werde Ihnen sagen, was ich gesehen habe, nicht mehr, nicht weniger."

„Sprechen Sie, ich höre."

„Stellen Sie sich zwei furchtbare Martern vor, welche die unglückliche Königin ausgestanden hat."

„Zwei Martern? Was für denn?"

„Wissen Sie, was ein Frauenverlangen ist, mein lieber Prinz?"

„Nein, aber ich wünschte, Sie würden es mir sagen, Gräfin."

„Wohl! die Königin hat ein Verlangen, das sie nicht befriedigen kann."

„Nach wem?"

„Nein, nach was."

„Gut! nach was?"

„Nach einem Halsband von Diamanten."

„Ah! warten Sie doch, ich weiß. Meinen Sie nicht die Diamanten von Böhmer und Bossange?"

„Ganz richtig"

„Oh! die alte Geschichte, Gräfin."

„Alt oder neu. Ist es nicht eine wahre Verzweiflung für eine Königin, das nicht besitzen zu können, was beinahe eine einfache Favoritin besessen hätte? Vierzehn Tage Leben mehr für König Ludwig XV., und Jeanne Vaubernier hatte, was Marie Antoinette nicht haben kann."

„Ah! meine liebe Gräfin, darin täuschen Sie sich, die Königin konnte fünf- bis sechsmal diese Diamanten haben, und hat sie immer ausgeschlagen."

„Oh!"

„Ich sage Ihnen, der König hat sie ihr selbst angeboten, und sie hat sie aus der Hand des Königs ausgeschlagen."

Und der Cardinal erzählte die Geschichte von dem Schiff.

Jeanne hörte gierig, und als der Cardinal geendigt hatte, sagte sie:

„Nun! und hernach?"

„Wie, hernach?"

„Ja, was beweist das?"

„Daß sie nicht wollte, wie mir scheint."

Jeanne zuckte die Achseln.

„Sie kennen die Frauen, Sie kennen den Hof, Sie kennen die Königin, und lassen sich von einer solchen Antwort bethören?"

„Ah! ich bestätige eine Weigerung."

„Mein lieber Prinz, das constatirt Eines: daß die Königin nothwendig ein glänzendes Wort, ein volksthümliches Wort machen mußte, und daß sie es gemacht hat."

„Gut!" sprach der Cardinal, „so glauben Sie an die königlichen Tugenden? Ah! Sie Skeptische! Der heilige Thomas war ein Glaubiger gegen Sie."

„Skeptisch oder gläubig, ich kann Sie eines Umstands versichern."

„Nun?"

„Daß die Königin nicht so bald das Halsband ausgeschlagen hatte, als sie von einer tollen Begierde, dasselbe zu besitzen, ergriffen wurde."

„Sie schmieden sich solche Ideen, meine Theure, und glauben Sie mir vor Allem, daß die Königin bei allen ihren Fehlern eine ungeheure Tugend hat."

„Welche?"

„Sie ist uneigennützig. Sie liebt weder das Gold, noch das Silber, noch die Edelsteine. Sie wiegt die Mineralien nach ihrem Werthe ab; für sie ist eine Blume am Schnürleibe so viel werth, als ein Diamant am Ohr."

„Ich leugne das nicht. Nur behaupte ich zu dieser Stunde, daß sie Lust hat, sich mehrere Diamanten an den Hals zu hängen."

„Oh! Gräfin! beweisen Sie das."

„Nichts kann leichter sein; ich habe heute das Halsband gesehen.“

„Sie?“

„Ich; ich habe es nicht nur gesehen, sondern auch berührt.“

„Wo dies?“

„In Versailles.“

„In Versailles?“

„Ja, wohin es die Juweliere brachten, um die Königin zum letzten Mal in Versuchung zu führen.“

„Ist es schön?“

„Es ist wunderbar.“

„Dann begreifen Sie, die Sie wahrhaft Weib sind, daß man an dieses Halsband denkt?“

„Ich begreife, daß man den Appetit und den Schlaf darüber verliert.“

„Ah! warum habe ich nicht dem König ein Schiff zu geben.“

„Ein Schiff?“

„Ja, er gäbe mir das Halsband, und sobald ich es hätte, könnten Sie ruhig essen und schlafen.“

„Sie scherzen.“

„Nein, ich schwöre Ihnen.“

„Nun, so will ich Ihnen etwas sagen, worüber Sie sich ungemein wundern werden.“

„Sprechen Sie.“

„Dieses Halsband, ich möchte es nicht.“

„Desto besser, Gräfin, denn ich könnte es Ihnen nicht geben.“

„Ach! weder Sie, noch irgend Jemand, das ist es, was die Königin fühlt, und warum sie darnach verlangt.“

„Ich wiederhole Ihnen, daß es ihr der König angeboten hat.“

Jeanne machte eine rasche, beinahe ungestüme Bewegung und erwiederte:

„Und ich, ich sage Ihnen, daß die Frauen ganz

besonders solche Geschenke lieben, wenn sie nicht von Leuten gemacht werden, welche sie dieselben anzunehmen zwingen."

Der Cardinal schaute Jeanne noch aufmerksamer an und sagte dann:

„Ich verstehe nicht ganz."

„Desto besser; brechen wir hievon ab. Was geht Sie das Halsband an, da wir es nicht haben können?"

„Oh! wäre ich der König und Sie wären die Königin, so würde ich Sie wohl nöthigen, es anzunehmen."

„Wohl! ohne der König zu sein, nöthigen Sie die Königin, es anzunehmen, und Sie werden sehen, ob sie über diese Gewaltthätigkeit so ärgerlich ist, als Sie glauben."

Der Cardinal schaute Jeanne noch einmal an.

„Wahrhaftig," sagte er, „sind Sie sicher, daß Sie sich nicht täuschen? Die Königin hat dieses Verlangen?"

„Sie wird davon verzehrt. Hören Sie, lieber Prinz, haben Sie mir nicht einmal gesagt, oder habe ich nicht sagen hören, es wäre Ihnen nicht unangenehm, Minister zu sein?"

„Es ist wohl möglich, daß ich dies gesagt habe, Gräfin."

„Wohl! so wetten wir, mein lieber Prinz."

„Was?"

„Daß die Königin zum Minister den Mann machen würde, der es so einzurichten wüßte, daß das Halsband in acht Tagen auf ihrem Putztische läge."

„Oh! Gräfin."

„Ich sage, was ich sage . . . Wollen Sie lieber, daß ich ganz leise denke?"

„Oh! nie."

„Was ich übrigens sage, betrifft Sie nicht. Es ist sehr klar, daß Sie nicht werden anderthalb Millionen von einer königlichen Laune verschlingen lassen; das hieße, bei meiner Treue! zu theuer ein Portefeuille bezahlen, das Sie umsonst haben werden und das man

Ihnen schuldig ist. Nehmen Sie also das, was ich gesagt habe, für Geschwätz. Ich bin wie die Papageie, man hat mich an der Sonne geblendet, und nun wiederhole ich beständig, es sei heiß. Ah! Monseigneur, welch eine harte Prüfung ist doch ein Tag der Gunst für eine kleine Provinzialin! Diese Strahlen, man muß Adler sein, wie Sie, um ihnen in's Gesicht zu schauen."

Der Cardinal wurde träumerisch.

„Ah! ah!" sagte Jeanne, „nun beurtheilen Sie mich schlecht, nun finden Sie mich so gemein und elend, daß Sie nicht einmal mit mir sprechen mögen."

„Ah! ich bitte."

„Die Königin, von mir beurtheilt, das bin ich."

„Gräfin!"

„Was wollen Sie? ich glaubte, sie verlange nach den Diamanten, weil sie seufzte, als sie dieselben sah, ich glaubte es, weil ich an ihrer Stelle darnach verlangt hätte; entschuldigen Sie meine Schwäche."

„Sie sind eine anbetungswürdige Frau, Gräfin, Sie haben durch eine unglaubliche Verbindung die Schwäche des Herzens und die Stärke des Geistes: Sie sind in gewissen Augenblicken so wenig Weib, daß ich darüber erschrecke. Sie sind es in andern auf eine so liebenswürdige Weise, daß ich den Himmel darüber preise und Sie anbete."

Der artige Cardinal punctirte diese Galanterie durch einen Kuß.

„Wir wollen nicht mehr von allen diesen Dingen sprechen," sagte er.

„Gut!" murmelte Jeanne leise, „doch ich glaube, daß die Angel das Fleisch gepackt hat."

Doch während der Cardinal sagte: Sprechen wir nicht mehr von diesen Dingen, fuhr er fort:

„Und Sie glauben, Herr Böhmer habe diesen Angriff erneuert?"

„Mit Bossange, ja," antwortete unschuldig Frau von La Mothe.

„Bossange . . . warten Sie doch," sagte der Cardinal, als ob er suchte, „Bossange, ist das nicht sein Associé?"

„Ja, ein großer, dürrer Mann."

„Ganz richtig."

„Er wohnt? . . ."

„Er muß irgendwo wohnen, wie auf dem Quai de la Ferraille, oder auch de l'Ecole, ich weiß nicht genau, doch in jedem Fall in der Gegend des Pont-Neuf."

„Des Pont-Neuf, Sie haben Recht. Ich habe diese Namen im Vorüberfahren über einer Thüre gelesen."

„Ah! ah!" murmelte Jeanne, „der Fisch beißt immer mehr an."

Jeanne hatte Recht, und die Angel war auf das Tiefste bei der Beute eingedrungen.

Am andern Morgen, als er sich aus dem kleinen Hause des Faubourg Saint-Antoine entfernte, ließ sich der Cardinal auch unmittelbar zu Böhmer führen.

Er gedachte das Incognito zu behaupten, doch Böhmer und Bossange waren die Juweliere des Hofes, und bei den ersten Worten, die er sprach, nannten sie ihn Monseigneur.

„Nun wohl, ja, Monseigneur," sprach der Cardinal, „doch da Sie mich erkennen, seien Sie darauf bedacht, daß mich die Andern nicht erkennen."

„Monseigneur kann ruhig sein. Wir erwarten die Befehle von Monseigneur."

„Ich komme, um Ihnen das Halsband von Diamanten abzukaufen, das Sie der Königin gezeigt haben."

„Wahrhaftig! wir sind in Verzweiflung, doch Monseigneur kommt zu spät."

„Wie so?"

„Es ist verkauft."

„Unmöglich! da Sie es gestern Ihrer Majestät abermals angeboten haben."

„Die es abermals ausgeschlagen hat, Monseigneur, darum besteht der alte Handel."

„Und mit wem ist dieser Handel abgeschlossen worden?" fragte der Cardinal.

„Das ist ein Geheimniß, Monseigneur."

„Zu viel der Geheimnisse, Herr Böhmer!" sagte der Cardinal. Und er stand auf.

„Aber, Monseigneur . . ."

„Mein Herr," fuhr der Cardinal fort, „ich glaubte, ein Juwelier der Krone Frankreichs müßte damit zufrieden sein, daß er in Frankreich diese schönen Steine verkaufe; Sie ziehen Portugal vor, nach Ihrem Belieben, Herr Böhmer."

„Monseigneur weiß Alles," rief der Juwelier.

„Wohl! was sehen Sie Erstaunliches hierin?"

„Wenn Monseigneur Alles weiß, so kann es nur durch die Königin sein."

„Und wenn dem so wäre?" sagte Herr von Rohan, ohne die Vermuthung, die seiner Eitelkeit schmeichelte, zurückzuweisen.

„Oh! das würde die Sache sehr ändern, Monseigneur."

„Erklären Sie sich, ich verstehe nicht."

„Will mir Monseigneur erlauben, ganz frei mit ihm zu sprechen?"

„Sprechen Sie."

„Wohl! die Königin hat Lust zu unserem Halsband."

„Sie glauben?"

„Wir sind dessen sicher."

„Ah! und warum kauft sie es dann nicht?"

„Weil sie es dem König ausgeschlagen hat, und weil von dieser Entscheidung abgehen, die Ihrer Majestät so viel Lob eingetragen, Launen zeigen hieße."

„Die Königin steht über dem, was man sagt."

„Ja, wenn es das Volk ist, oder sogar, wenn es die Höflinge sind, die es sagen; doch wenn der König spricht . . ."

„Der König wollte, wie Sie wohl wissen, der Königin dieses Halsband geben?"

„Allerdings, doch er beeilte sich, der Königin zu danken, als sie es ausschlug."

„Was schließt Herr Böhmer hieraus?"

„Daß die Königin das Halsband gern bekommen möchte, ohne den Anschein zu haben, als kaufte sie es."

„Wohl! Sie täuschen sich, mein Herr," sagte der Cardinal, „es handelt sich nicht hierum."

„Das ist ärgerlich, Monseigneur, denn es wäre dies für uns die einzige entscheidende Ursache gewesen, dem Herrn Gesandten von Portugal das Wort zu brechen."

Der Cardinal dachte nach. So stark die Diplomatie der Diplomaten auch sein mag, die der Kaufleute ist ihnen überlegen... Vor Allem unterhandelt die Diplomatie beinahe immer um Werthe, die sie nicht hat; der Kaufmann hält in seiner Klaue den Gegenstand fest, der die Neugierde erregt: ihm denselben abkaufen, ihm denselben theuer bezahlen heißt beinahe immer ihn berauben.

Als Herr von Rohan sah, daß er in der Gewalt dieses Mannes war, sagte er:

„Mein Herr, nehmen Sie, wenn Sie wollen, an, die Königin habe Lust zu Ihrem Halsband."

„Das ändert Alles, Monseigneur. Ich kann alle Händel brechen, wenn der Königin der Verzug gegeben werden soll."

„Wie hoch verkaufen Sie Ihr Halsband?"

„Zu fünfzehnmal hunderttausend Livres."

„Wie ordnen Sie die Bezahlung?"

„Der Portugiese bezahlte mir etwas auf Abschlag, ich sollte das Halsband selbst nach Lissabon bringen, wo man mich nach Sicht bezahlen würde."

„Diese Zahlungsweise ist bei uns nicht ausführbar, Herr Böhmer, eine Abschlagszahlung sollen Sie bekommen, wenn sie vernünftig ist."

„Hunderttausend Livres."

„Man kann sie finden. Was das Uebrige betrifft?“

„Eure Eminenz möchte gern Zeit haben?“ sagte Böhmer. „Mit der Garantie Eurer Eminenz ist Alles thunlich. Nur zieht Zögerung einen Verlust nach sich; denn bemerken Sie wohl, Monseigneur, bei einer Sache von dieser Bedeutung wachsen die Zahlen von selbst, ohne Grund. Die Interessen von fünfzehnmal hunderttausend Livres zu fünf Procent machen fünfundsiebzigtausend Livres, und fünf Procent sind ein Ruin für die Kaufleute. Zehn Procent höchstens sind ein annehmbarer Preis.“

„Das wären hundertfünfzigtausend Livres für Ihre Rechnung?“

„Ja, Monseigneur.“

„Nehmen wir an, Sie verkaufen das Halsband um sechszehnmal hunderttausend Livres, Herr Böhmer, und vertheilen Sie die Bezahlung der fünfzehnmal hunderttausend Livres auf drei ein Jahr ausfüllende Verfallzeiten. Ist es abgemacht?“

„Monseigneur, wir verlieren fünfzigtausend Livres bei diesem Handel.“

„Ich glaube das nicht, mein Herr. Hätten Sie morgen fünfzehnmal hunderttausend Livres einzunehmen, so wären Sie in Verlegenheit. Ein Juwelier kauft kein Gut um einen solchen Preis.“

„Wir sind zu zwei, Monseigneur, mein Associé und ich.“

„Ich will es wohl glauben, doch gleichviel, und Sie werden viel bequemer die fünfmal hunderttausend Livres jedes Vierteljahr einziehen, das heißt zweimalhundert und fünfzigtausend Livres Jeder.“

„Monseigneur vergißt, daß diese Diamanten nicht uns gehören. Oh! wenn sie uns gehörten, so wären wir reich genug, um uns weder um die Bezahlung, noch um die Anlage bei Eingang der Gelder zu kümmern.“

„Wem gehören sie denn?“

„Vielleicht zehn Gläubigern, denen wir diese Edel-

steine im Einzelnen abgekauft haben. Wir sind den einen in Hamburg, den andern in Neapel, einen in Buenos-Ayres, zwei in Moskau schuldig. Unsere Gläubiger erwarten den Verkauf des Halsbandes, um befriedigt zu werden. Der Profit, den wir machen, ist unser einziges Eigenthum; aber, ach! Monseigneur, seitdem dieses unglückliche Halsband dem Verkauf ausgesetzt ist, das heißt, seit zwei Jahren verlieren wir schon zweimal hunderttausend Livres Interesse. Beurtheilen Sie, ob wir im Vortheil sind."

Herr von Rohan unterbrach Böhmer.

„Bei dem Allem," sagte er, „habe ich es noch nicht gesehen, dieses Halsband."

„Es ist wahr, Monseigneur, hier ist es."

Und nach allen üblichen Vorsichtsmaßregeln legte Böhmer das kostbare Kleinod aus.

„Herrlich!" rief der Cardinal, indem er voll Liebe die Schließen berührte, die sich auf dem Halse der Königin hatten eindrücken müssen.

Als er geendigt hatte und als seine Finger zur Genüge auf den Steinen die sympathetischen Ausflüsse, die daran hängen geblieben sein konnten, gesucht hatten, sagte er:

„Abgeschlossener Handel?"

„Ja, Monseigneur, und ich gehe auf der Stelle zur Gesandtschaft, um abzusagen."

„Ich glaubte nicht, daß es in diesem Augenblick in Paris einen Gesandten von Portugal gäbe."

„In der That, Monseigneur, Herr von Suza befindet sich in diesem Augenblicke hier."

„Um in dieser Angelegenheit zu unterhandeln?" rief der Cardinal lachend.

„Ja, Monseigneur."

„Oh! armer Suza! ich kenne ihn genau. Armer Suza!"

Und er verdoppelte seine Heiterkeit.

Herr Böhmer glaubte sich der Heiterkeit seines Kunden anschließen zu müssen.

Man belustigte sich lange über diesen Schmuck auf Kosten des Portugiesen.

Herr von Rohan wollte sprechen.

Böhmer hielt ihn zurück.

„Will mir Monseigneur sagen, wie er die Angelegenheiten ordnen wird?" fragte er.

„Auf eine ganz natürliche Weise."

„Der Intendant von Monseigneur?"

„Nein, Niemand außer mir; Sie werden nur mit mir zu thun haben.

„Und wann?"

„Schon morgen."

„Die hunderttausend Livres?"

„Ich bringe sie Ihnen morgen hierher."

„Gut, Monseigneur. Und die Papiere?"

„Ich unterzeichne sie morgen hier."

„Vortrefflich, Monseigneur."

„Und da Sie ein Mann der Verschwiegenheit sind, Herr Böhmer, so bedenken Sie, daß Sie eines der wichtigsten Geheimnisse in Händen haben."

„Monseigneur, ich fühle es, und ich werde Ihr Vertrauen verdienen, sowie das Ihrer Majestät der Königin," fügte er fein bei.

Herr von Rohan erröthete und ging unruhig, aber glücklich weg, wie jeder Mensch, der sich in einem Paroxismus der Leidenschaft zu Grunde richtet.

Am andern Tag wandte sich Herr Böhmer mit einer ernsthaften Miene nach dem Hotel der portugiesischen Gesandtschaft.

In dem Augenblick, wo er anzuklopfen im Begriffe war, ließ sich Herr Beausire, der erste Secretaire, Rechnungen von Herrn Ducorneau, dem Kanzler, vorlegen, und Don Manoel Suza, der Gesandte, erklärte einen neuen Feldzugsplan seinem Verbündeten, dem Kammerdiener.

Seit dem letzten Besuche von Herrn Böhmer in der Rue de la Jussienne hatte das Hotel viele Veränderungen erlitten.

Das ganze Personal, das sich, wie wir gesehen, aus den zwei Postchaisen ausgeschifft, hatte sich je nach den Bedürfnissen und in den verschiedenen Attributen, die es zu versehen, in dem Hause des Gesandten festgestellt.

Man muß sagen, daß die Verbündeten, indem sie so unter sich die Rollen theilten, welche sie bewunderungswürdig gut durchführten, da sie dieselben wechseln mußten, Gelegenheit hatten, ihre Interessen selbst zu überwachen, was immer, selbst bei den peinlichsten Geschäften, ein wenig Muth gibt.

Entzückt über die Verständigkeit aller dieser Leute, bewunderte Herr Ducorneau zugleich, daß der Gesandte sich wenig genug um das nationale Vorurtheil bekümmert hatte, um ein völlig französisches Haus vom ersten Secretaire bis zum dritten Kammerdiener anzunehmen.

In dieser Hinsicht, als er mit Herrn von Beausire die Rechnungen machte, knüpfte er auch mit dem Letzteren ein Gespräch voll Lobeserhebungen für den Chef der Gesandtschaft an.

„Sehen Sie," sagte Beausire, „die Suza gehören nicht zu jenen eingetrockneten Portugiesen, die sich an das Leben des vierzehnten Jahrhunderts halten, wie Sie viele in unsern Provinzen sehen würden. Nein, es sind reisende Edelleute, Millionen reich, und sie wären irgendwo Könige, wenn sie die Lust dazu ankäme."

„Doch die Lust kommt sie nicht an," versetzte geistreich Herr Ducorneau.

„Wozu denn, Herr Kanzler? Ist man denn mit einer Anzahl von Millionen und einem fürstlichen Namen nicht so viel werth, als ein König?"

„Oh! das sind philosophische Lehren," erwiederte Ducorneau ganz erstaunt. „Ich erwartete nicht, solche Gleichheitsmaximen aus dem Munde eines Diplomaten kommen zu sehen."

„Wir machen eine Ausnahme," sprach Beausire,

ein wenig verblüfft über seinen Anachronismus; „ohne gerade ein Voltairianer oder ein Armenier auf die Weise von Rousseau zu sein, kennt man doch seine philosophische Welt, man kennt die natürlichen Theorieen der Ungleichheit der Lagen und der Kräfte."

„Wissen Sie," rief der Kanzler begeistert, „wissen Sie, daß es gut ist, daß Portugal nur ein kleiner Staat ist?"

„Ei! warum?"

„Weil es mit solchen Männern an seiner Spitze schnell sich vergrößern würde, mein Herr."

„Oh! Sie schmeicheln uns, lieber Kanzler. Nein, nein, wir treiben philosophische Politik. Das ist scheinbar, aber wenig anzuwenden. Doch brechen wir hievon ab. Es sind also hundert und acht tausend Livres in der Kasse, sagen Sie?"

„Ja, Herr Secretaire, hundert und acht tausend Livres."

„Und keine Schulden?"

„Keinen Pfennig."

„Das ist musterhaft. Ich bitte, geben Sie mir den Sortenzettel."

„Hier ist er... Wann soll die Vorstellung stattfinden, Herr Secretaire? Ich sage Ihnen, daß dies im Quartier ein Gegenstand der Neugierde, unerschöpflicher Commentare, beinahe der Unruhe ist."

„Ah! ah!"

„Ja, man sieht von Zeit zu Zeit Leute um das Hotel umherschweifen, welche gerne möchten, daß die Thüre von Glas wäre."

„Leute!... versetzte Beausire, „Leute aus dem Quartier?"

„Und Andere. „Oh! da die Sendung des Herrn Botschafters eine geheime ist, so können Sie sich wohl denken, daß sich die Polizei rasch damit beschäftigen wird, die Motive dazu zu ergründen."

„Ich habe das gedacht wie Sie," erwiederte Beausire ziemlich unruhig.

„Hören Sie, Herr Secretaire," sagte Ducorneau, indem er Beausire an das Gitter eines Fensters führte, das sich gegen die abgeschnittene Mauer vor einem Pavillon des Hauses öffnete, „sehen Sie dort auf der Straße jenen Menschen in einem schmutzigen braunen Ueberrock?"

„Ja, ich sehe ihn."

„Wie er schaut, was?"

„In der That. Was glauben Sie, daß dieser Mensch ist?"

„Was weiß ich! . . . Ein Spion von Herrn von Crosne."

„Das ist wahrscheinlich."

„Unter uns gesagt, Herr Secretaire, Herr von Crosne ist kein Beamter von der Stärke von Herrn von Sartines. Haben Sie Herrn von Sartines gekannt?"

„Nein, mein Herr, nein!"

„Oh! dieser hätte Sie schon zehnmal errathen. Allerdings nehmen Sie Vorsichtsmaßregeln."

Man klingelte.

„Der Herr Gesandte ruft," sagte hastig Beausire, den das Gespräch zu beängstigen anfing.

Und er öffnete mit ganzer Kraft die Thüre und stieß mit den beiden Flügeln dieser Thüre zwei Verbündete zurück, die, der eine die Feder hinter dem Ohr, der andere den Besen in der Hand, der eine ein Dienstbote vierten Rangs, der andere Livreebedienter, das Gespräch sehr lang fanden und daran Theil nehmen wollten, und wäre es auch nur durch den Sinn des Gehörs.

Beausire dachte, er werde beargwohnt, und nahm sich vor, seine Wachsamkeit zu verdoppeln.

Er ging also zu dem Gesandten hinauf, nachdem er in der Dunkelheit seinen beiden Freunden und Mitbetheiligten die Hand gedrückt hatte.

XLII.

Worin Herr Ducorneau durchaus nichts von dem, was vorgeht, begreift.

Don Manoel von Suza war weniger gelb als gewöhnlich, er war nämlich röther. Er hatte so eben mit dem Herrn Commandeur-Kammerdiener eine unangenehme Erkläıung gehabt.

Diese Erklärung war noch nicht beendigt.

Als Beausire eintrat, rupften sich die zwei Hähne die letzten Federn aus.

„Ah! Herr von Beausire,“ sagte der Commandeur, „setzen Sie uns doch in Einklang.“

„Worin?“ fragte der Secretaire, der eine Schiedsrichtermiene annahm, nachdem er mit dem Gesandten, seinem natürlichen Verbündeten, einen Blick gewechselt hatte.

„Sie wissen,“ sprach der Kammerdiener, „daß Herr Böhmer heute hierher kommen und die Sache mit dem Halsband vollends abschließen soll.“

„Ich weiß es.“

„Und daß man ihm die hunderttausend Livres ausbezahlen soll.“

„Ich weiß es auch.“

„Diese hunderttausend Livres sind das Eigenthum der Gesellschaft, nicht wahr?“

„Wer zweifelt daran?“

„Ah! Herr von Beausire gibt mir Recht,“ sagte der Commandeur, indem er sich gegen Don Manoel umwandte.

„Warten wir, warten wir,“ entgegnete der Portugiese und machte dabei ein Zeichen der Geduld mit der Hand.

„Ich gebe Ihnen nur in dem Punkte Recht, daß die hunderttausend Livres den Verbündeten gehören,“ sagte Beausire.

„Das ist das Ganze; mehr verlange ich nicht."

„Wohl! dann darf die Kasse, welche dieselbe enthält, nicht in dem Bureau der Gesandtschaft stehen, das an das Zimmer des Herrn Gesandten stößt."

„Warum nicht?" fragte Beausire.

„Und der Herr Gesandte muß Jedem von uns einen Schlüssel zu dieser Kasse geben," fuhr der Commandeur fort.

„Nein," erwiederte der Portugiese.

„Ihre Gründe?"

„Ah! ja, Ihre Gründe?" fragte Beausire.

„Man mißtraut mir," antwortete der Portugiese, seinen frischen Bart streichelnd, „warum soll ich nicht den Andern mißtrauen! Beschuldigt man mich, ich bestehle den Bund, so kann ich, wie mir scheint, den Bund im Verdacht haben, er wolle mich bestehlen. Wir sind Leute von gleichem Werth."

„Einverstanden," sagte der Kammerdiener; „doch gerade deshalb haben wir gleiche Rechte."

„Mein lieber Herr, wenn Sie hier Gleichheit treiben wollen, so hätten Sie bestimmen sollen, daß Jeder von uns seinerseits die Rolle des Gesandten mache. Das wäre in den Augen des Publikums vielleicht weniger wahrscheinlich gewesen, doch die Verbündeten hätten sich dabei beruhigt. Das ist Alles, nicht wahr?"

„Und dann," unterbrach ihn Beausire, „mein Herr Commandeur, Sie handeln nicht als guter College: hat der edle Don Manoel nicht ein unbestreitbares Vorrecht, das der Erfindung?"

„Ah! ja ..." sagte der Gesandte, „und Herr von Beausire theilt es mit mir."

„Oh!" entgegnete der Commandeur, „wenn einmal eine Sache im Gang ist, so achtet man nicht mehr auf die Vorrechte."

„Einverstanden, doch man achtet beständig auf das Verfahren," sagte Beausire.

„Ich stelle diese Forderung nicht allein," murmelte

ier Commandeur ein wenig beschämt. „Alle unsere Kameraden denken, wie ich."

„Und sie haben Unrecht," versetzte der Portugiese.

„Sie haben Unrecht," wiederholte Beausire.

Der Commandeur erhob das Haupt und sprach irgerlich:

„Und ich habe Unrecht gehabt, dem Vorschlag von Herrn von Beausire beizutreten. Der Secretaire mußte ich unfehlbar mit dem Gesandten verständigen."

„Herr Commandeur," erwiederte Beausire mit einem erstaunlichen Phlegma, „Sie sind ein Schuft, dem ich die Ohren abschneiden würde, wenn Sie noch Ohren hätten, doch man hat sie Ihnen zu oft beschnitten."

„Wie beliebt?" versetzte der Commandeur sich aufrichtend.

„Wir sind hier ruhig im Cabinet des Herrn Gesandten, und wir werden die Sache unter uns behandeln können. Sie aber beleidigen mich, indem Sie sagen, ich verstände mich mit Don Manoel."

„Sie haben mich auch beleidigt," sprach kalt Don Manoel, der Beausire zu Hülfe kam.

„Sie müssen uns Genugthuung geben, Herr Commandeur."

„Oh! ich bin kein Bramarbas," rief der Kammerdiener.

„Ich sehe es wohl," erwiederte Beausire; „Sie werden folglich durchgeprügelt, Commandeur."

„Zu Hülfe!" rief dieser, den der Liebhaber von Oliva schon gepackt und der Portugiese beinahe erwürgt hatte.

Doch in dem Augenblick, wo die beiden Chefs so Gerechtigkeit für sich üben wollten, verkündigte die Klingel von unten, daß ein Besuch erschien.

„Lassen wir ihn los," sagte Don Manoel.

„Und er thue seinen Dienst," fügte Beausire bei.

„Die Kameraden sollen das erfahren," sprach der Commandeur, während er sich wieder zurecht richtete.

„Oh! sagen Sie, sagen Sie ihnen, was Sie wollen; wir wissen, was wir Ihnen antworten werden.“

„Herr Böhmer!“ rief der Portier von unten.

„Ah! das macht Allem ein Ende, lieber Commandeur,“ sagte Beausire, indem er seinem Gegner einen leichten Schlag in's Genick versetzte.

„Wir werden keinen Streit mehr wegen der hunderttausend Livres haben, da die hunderttausend Livres mit Herrn Böhmer verschwinden. Auf, seien Sie freundlich, Herr Kammerdiener.“

Der Kammerdiener ging brummend hinaus und nahm wieder seine demüthige Miene an, um den Juwelier der Krone auf geziemende Weise einzuführen.

Im Zwischenraum zwischen seinem Abgang und dem Eintritt von Böhmer hatten Beausire und der Portugiese einen zweiten Blick gewechselt, der ebenso bezeichnend, als der erste.

Böhmer trat ein, gefolgt von Bossange. Beide hatten eine demüthige, gleichsam verdutzte Haltung, in der sich die feinen Beobachter der Gesandtschaft nicht täuschen konnten.

Während sie die von Beausire angebotenen Sitze einnahmen, setzte dieser seine Forschung fort und belauerte das Auge von Don Manoel, um die Correspondenz zu unterhalten.

Manoel behauptete seine würdige und offizielle Miene.

Böhmer, der Mann der Initiative, nahm das Wort bei diesem schwierigen Verhältniß.

Er erklärte, daß ihn politische Gründe von hoher Wichtigkeit abhalten, der angefangenen Unterhandlung Folge zu geben.

Manoel schrie auf.

Beausire machte ein: „Hm!“

Herr Böhmer gerieth immer mehr in Verlegenheit.

Don Manoel bemerkte ihm, der Handel sei abgeschlossen, das Geld für die Abschlagszahlung liege bereit.

Böhmer bedauerte.

Stets durch die Vermittelung von Beausire entgegnete der Gesandte, seine Regierung habe oder müsse Kenntniß von dem Abschluß des Handels haben; ihn brechen heiße Ihre portugiesische Majestät einer Quasibeschimpfung aussetzen.

Herr Böhmer sagte, er habe alle Folgen dieser Reflexionen abgewogen, aber es sei ihm unmöglich geworden, zu seinen ersten Ideen zurückzugehen.

Beausire entschloß sich nicht, den Bruch anzunehmen. Er erklärte Böhmer unumwunden, seine Zusage zurückzunehmen, sei die Sache eines schlechten Kaufmannes, eines Mannes ohne Wort.

Da hub Bossange an, um den in seiner Person und in der seines Associé angeschuldigten Handel zu vertheidigen.

Doch er war nicht beredt.

Beausire schloß ihm den Mund mit dem einzigen Wort:

„Sie haben einen Steigerer gefunden?"

Die Juweliere, welche nicht außerordentlich stark in der Politik waren und von der Diplomatie im Allgemeinen und von den portugiesischen Diplomaten in's Besondere einen ausnehmend hohen Begriff hatten, errötheten, da sie sich durchschaut glaubten.

Beausire sah, daß er richtig getroffen, und da es für ihn von Bedeutung war, dieses Geschäft, in dem er ein ganzes Vermögen fühlte, zu Ende zu führen, so gab er sich den Anschein, als beriethe er sich in portugiesischer Sprache mit seinem Gesandten.

„Meine Herren," sprach er dann zu den Juwelieren, „man hat Ihnen einen Nutzen angeboten; nichts kann natürlicher sein, und das beweist, daß die Steine einen schönen Werth haben. Wohl! Ihre portugiesische Majestät will nicht einen guten Handel machen, der redlichen Kaufleuten schaden würde. Darf ich Ihnen fünfzigtausend Livres anbieten?"

Böhmer machte ein verneinendes Zeichen.

„Hunderttausend, hundert und fünfzigtausend Livres,“ fuhr Beausire fort, entschlossen, ohne sich zu compromittiren, eine Million mehr anzubieten, um seinen Antheil an den fünfzehnmal hunderttausend Livres zu gewinnen.

Die Juweliere waren geblendet und blieben einen Augenblick verblüfft; dann, als sie mit einander berathschlagt hatten, sagten sie zu Beausire:

„Mein Herr Secretaire, geben Sie sich nicht die Mühe, uns in Versuchung zu führen; der Handel ist abgethan; ein Wille, der mächtiger, als der unsrige, zwingt uns, das Halsband im Lande zu verkaufen. Sie begreifen ohne Zweifel, entschuldigen Sie uns, wir sind es nicht, die Ihr Anerbieten ausschlagen, und grollen Sie uns nicht; Jemand, der größer ist, als wir, größer ist, als Sie, widersetzt sich dem Abschluß mit Ihnen.“

Beausire und Manoel fanden nichts zu erwiedern. Sie machten im Gegentheil den Juwelieren eine Art von Compliment und suchten sich gleichgültig zu zeigen.

Ihre ganze Aufmerksamkeit war jedoch dergestalt nur dieser Sache zugewendet, daß sie im Vorzimmer den Herrn Commandeur-Kammerdiener nicht sahen, der damit beschäftigt war, daß er an den Thüren horchte, um zu erfahren, wie das Geschäft betrieben würde, von dem man ihn ausschließen wollte.

Dieser würdige Verbündete war indessen ungeschickt, denn indem er sich gegen die Thüre neigte, glitschte er aus und fiel dergestalt an die Füllung, daß diese laut erdröhnte.

Beausire stürzte noch dem Vorzimmer und fand den Kammerdiener ganz erschrocken.

„Was machst Du hier, Unglücklicher?“ fragte Beausire.

„Gnädiger Herr,“ antwortete der Commandeur, „ich brachte den Courier von diesem Morgen.“

„Gut! gehe,“ sagte Beausire.

Und er nahm die Depeche und schickte den Commandeur weg.

Diese Depechen waren die ganze Correspondenz der Kanzlei; Briefe von Portugal oder Spanien, der Mehrzahl nach sehr unbedeutend, welche die tägliche Arbeit von Herrn Ducorneau bildeten, aber, da sie stets durch die Hände von Beausire oder Don Manoel gingen, ehe sie in die Kanzlei kamen, den zwei Chefs schon nützliche Unterweisungen über die Angelegenheiten der Gesandtschaft geliefert hatten.

Bei dem Wort „Depechen," das die Juweliere hörten, standen sie erleichtert auf, wie Leute, die ihren Abschied nach einer peinlichen Audienz erhalten haben.

Man ließ sie gehen, und der Kammerdiener erhielt Befehl, sie bis in den Hof zu begleiten.

Kaum hatte er die Treppe verlassen, als Don Manoel und Beausire sich von jenen Blicken zusandten, welche rasch eine Thätigkeit eröffnen. Sie näherten sich einander und Don Manoel sagte:

„Nun! die Sache ist gescheitert."

„Ganz und gar," sprach Beausire.

„Von hunderttausend Livres, einem mittelmäßigen Diebstahl, bekommen wir Jeder achttausend vierhundert Livres."

„Das ist nicht der Mühe werth," erwiederte Beausire.

„Nicht wahr? Während dort in der Casse . . ."

Er deutete auf die Casse, nach der es den Commandeur so sehr gelüstet hatte.

„Dort in der Casse sind einmal hundert und achttausend Livres."

„Wohl! das ist abgemacht," sprach Don Manoel. „Theilen wir."

„Es sei, doch der Commandeur wird uns nicht mehr verlassen, nun, da er weiß, daß das Geschäft verfehlt ist."

„Ich will ein Mittel suchen," sagte Don Manoel mit einer seltsamen Miene.

„Und ich, ich habe eines gefunden," erwiederte Beausire.

„Welches?"

„Nicht wahr, der Commandeur wird zurückkehren?"

„Ja."

„Er wird seinen Antheil und den der Verbündeten fordern?"

„Ja."

„Wir werden das ganze Haus auf dem Nacken haben?"

„Ja."

„Rufen wir den Commandeur, als wollten wir ihm ein Geheimniß erzählen, und lassen Sie mich machen."

„Mir scheint, ich errathe," sagte Don Manoel, „gehen Sie ihm entgegen."

„Ich war im Begriff, Sie zu bitten, ihm selbst entgegenzugehen."

Weder der Eine noch der Andere wollte seinen Freund allein bei der Casse lassen. Es ist ein seltenes Kleinod um das Vertrauen.

Don Manoel erwiederte, seine Eigenschaft als Gesandter halte ihn ab, diesen Schritt zu thun.

„Nein, Sie sind kein Gesandter für ihn, doch gleichviel."

„Sie gehen?"

„Nein; ich rufe ihm aus dem Fenster."

Beausire rief in der That aus dem Fenster dem Commandeur, der sich eben anschickte, ein Gespräch mit dem Portier anzuknüpfen.

Als der Commandeur sich rufen hörte, ging er hinauf.

Er fand die zwei Chefs in dem Zimmer, welches an dasjenige stieß, wo die Casse war.

Beausire wandte sich mit lächelnder Miene gegen ihn und sprach:

„Wetten wir, ich weiß, was Sie zu dem Portier gesagt haben?"

„Ich?"

„Ja, Sie haben ihm erzählt, das Geschäft mit Böhmer sei gescheitert."

„Meiner Treue, nein."

„Sie lügen."

„Ich schwöre Ihnen, nein!"

„Das ist gut, denn wenn Sie gesprochen hätten, so würden Sie eine schöne Geldsumme verloren haben."

„Wie so?" rief der Commandeur ganz erstaunt.

„Sie begreifen wohl, daß wir drei allein das Geheimniß wissen."

„Das ist wahr."

„Daß wir drei folglich die hundert und achttausend Livres behalten, da Alle glauben, Böhmer und Bossange haben sie mit fortgenommen."

„Alle Wetter!" rief der Commandeur, von Freude ergriffen, „das ist wahr."

„Dreiunddreißigtausend dreihundert und dreiunddreißig Franken und sechs Sous für Jeden," sagte Manoel.

„Mehr! mehr!" rief der Commandeur, „es ist dabei ein Bruch von achttausend Livres."

„Ganz richtig," sagte Beausire, „Sie nehmen es an?"

„Ob ich es annehme!" versetzte der Kammerdiener sich die Hände reibend. „Ah! schön, das heiße ich sprechen."

„Das heiße ich sprechen wie ein Schurke," rief Beausire mit einer Donnerstimme; „ich sagte Ihnen ja, Sie seien nur ein Schuft. Auf, Don Manoel, Sie, der Sie stark sind, packen Sie mir diesen Burschen und überliefern wir ihn als das, was er ist, unsern Verbündeten."

„Gnade! Gnade!" rief der Unglückliche, „ich wollte nur scherzen."

„Vorwärts!" sprach Beausire, „in die schwarze Stube, bis auf weitere Justiz."

„Gnade!" rief abermals der Commandeur.

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte Beausire zu

Don Manoel, der den treulosen Commandeur kräftig würgte, „nehmen Sie sich in Acht, daß Herr Ducorneau nichts hört."

„Wenn Ihr mich nicht loslaßt, zeige ich Euch Alle an," rief der Commandeur.

„Und ich erdroßle Dich," sprach Don Manoel mit einer Stimme voll Zorn, indem er den Kammerdiener in ein nahes Ankleidecabinet fortschob.

„Schicken Sie Herrn Ducorneau weg," flüsterte er Beausire zu.

Dieser ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er ging rasch in die an das Zimmer des Gesandten stoßende Stube, während der Letztere den Kammerdiener in dem für ihn bestimmten dumpfen Gefängniß einschloß.

Es verging eine Minute, Beausire kam nicht zurück.

Don Manoel hatte einen Gedanken; er fühlte sich allein, die Casse war nur zehn Schritte entfernt; um sie zu öffnen und die hunderttausend Livres in Billets daraus zu nehmen, durch ein Fenster zu entspringen und durch den Garten mit der Beute davon zu laufen, dazu brauchte jeder wohl organisirte Räuber nur zwei Minuten.

Don Manoel berechnete, daß Beausire, um Ducorneau wegzuschicken und in das Zimmer zurückzukehren, wenigstens fünf Minuten verlieren würde.

Er eilte nach der Thüre des Zimmers, worin die Casse war. Man hatte diese Thüre mit einem Riegel verschlossen. Don Manoel war stark, geschickt, er hätte ein Stadtthor mit einem Uhrenschlüssel geöffnet.

„Beausire hat mir mißtraut, weil ich allein den Schlüssel habe," dachte er, „er hat den Riegel vorgeschoben, das ist in Ordnung."

Mit seinem Degen sprengte er den Riegel.

Er kam zur Casse und stieß einen furchtbaren Schrei aus. Die Casse sperrte den Mund weit und völlig leer auf. Nichts in ihren gähnenden Tiefen.

Beausire, der einen zweiten Schlüssel hatte, war durch die andere Thüre hineingegangen und hatte die Summe zusammengerafft.

Don Manoel lief wie ein Wahnsinniger bis zur Loge des Portier, den er singend fand.

Beausire hatte fünf Minuten voraus.

Als der Portugiese durch sein Geschrei und durch sein Wehklagen das ganze Haus von dem Abenteuer unterrichtet, als er, um sich durch ein Zeugniß zu unterstützen, den Commandeur in Freiheit gesetzt hatte, fand er nur Ungläubige und Wüthende. Man beschuldigte ihn, er habe dieses Complott mit Beausire angezettelt, der ihm voranlaufe und ihm die Hälfte des Diebstahles aufbewahren müsse.

Keine Masken, keine Geheimnisse mehr, der ehrliche Herr Ducorneau begriff nicht mehr, mit was für Leuten er in Verbindung stand. Er wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als er sah, wie diese Diplomaten sich anschickten, Don Manoel, der nicht an dem Vorfall schuldig war, unter einen Wagenschoppen zu ziehen.

„Herrn von Suza packen,“ rief der Kanzler, „das ist ein Verbrechen beleidigter Majestät; nehmen Sie sich in Acht!“

Man beschloß, ihn in einen Keller zu werfen, doch er schrie zu stark.

Drei Schläge, feierlich an die Thüre gethan, machten die Verbündeten beben.

Es wurde wieder stille unter ihnen.

Die drei Schläge wiederholten sich.

Dann rief eine spitzige Stimme in portugiesischer Sprache:

„Oeffnen Sie im Namen des Herrn Gesandten von Portugal.“

„Der Gesandte!“ murmelten alle Schufte. Und sie zerstreuten sich im ganzen Hotel, und einige Minuten lang war es durch die Gärten, über die Mauern der Nachbarschaft, über die Dächer eine allgemeine Flucht, ein ungeheurer Wirrwarr.

Der ächte Gesandte, der wirklich so eben angekommen war, konnte in seine Wohnung nur mit Hülfe der Polizeisoldaten eindringen, welche die Thüre in Gegenwart

einer ungeheuren, durch dieses seltsame Schauspiel angelockten Menge einstießen.

Dann bemächtigte man sich aller Gegenstände, verhaftete Herrn Ducorneau und führte ihn in's Chatelet, wo er nunmehr sein Nachtlager hatte.

So endigte das Abenteuer der falschen Gesandtschaft von Portugal.

XLIII.

Illusionen und Wirklichkeiten.

Hätte der Portier der Gesandtschaft Beausire, wie es ihm Don Manoel befahl, nachlaufen können, er würde, das müssen wir gestehen, viel zu thun gehabt haben.

Beausire hatte, als er kaum das Haus verlassen, in kurzem Galopp die Rue Coquillière und in gestrecktem Galopp die Rue Saint-Honoré erreicht.

Immer mißtrauend, man könnte ihn verfolgen, hatte er seine Spuren dadurch gekreuzt, daß er in den winkeligen, aller Richtung entbehrenden Gassen, welche unsere Getreidehalle umgeben, lavirte; nach einigen Minuten war er beinahe sicher, daß ihm Niemand hatte folgen können; er war auch noch in einem anderen Punkte sicher, darin, daß seine Kräfte erschöpft und daß ein gutes Jagdpferd nicht mehr hätte thun können.

Beausire setzte sich auf einen Getreidesack in der Rue de Viarmes, die sich um die Halle dreht, und stellte sich, als betrachte er mit der größten Aufmerksamkeit die Säule von Medicis, welche Bachaumont gekauft hatte, um sie dem Hammer der Zerstörer zu entziehen und dem Stadthause ein Geschenk damit zu machen.

Es ist gewiß, daß Herr von Beausire weder die Säule von Philibert Delorme, noch die Sonnenuhr, mit der sie Herr von Pingré geschmückt, betrachtete. Er zog mühsam aus der Tiefe seiner Lunge einen scharfen, heiseren Athem, ähnlich dem Schnaufen einer ermüdeten Schmiede.

Mehrere Augenblicke gelang es ihm nicht, die Masse des Athems vollständig zu machen, die er aus seiner Luftröhre herausarbeiten mußte, um das Gleichgewicht in seinen Athmungswerkzeugen wiederherzustellen.

Endlich gelang es ihm, und dies geschah mit einem Seufzer, den die Bewohner der Rue de Viarmes gehört hätten, wären sie nicht mit dem Verkaufe oder mit dem Abwägen ihres Getreides beschäftigt gewesen.

„Ah!“ dachte Beausire, „es ist also mein Traum verwirklicht, ich habe ein Vermögen.“

Und er athmete abermals.

„Ich kann also ein vollkommen ehrlicher Mann sein; mir scheint, daß ich schon fetter werde.“

Und wahrhaftig, wenn er nicht fetter wurde, so schwoll er doch an.

„Ich will,“ fuhr er in seinem stillschweigenden Monolog fort, „ich will aus Oliva eine eben so ehrliche Frau machen, als ich ein ehrlicher Mann sein werde. Sie ist schön, sie ist naiv in ihrem Geschmack.“

Der Unglückliche!

„Sie wird ein zurückgezogenes Leben in der Provinz nicht hassen; ein Leben in einer Meierei, die wir unser Gut nennen, unfern von einem Städtchen, wo man uns leicht für vornehme Leute halten wird.

„Nicole ist gut; sie hat nur zwei Fehler: die Trägheit und die Hoffart.“

Nicht mehr! Armer Beausire, zwei Todsünden!

„Und mit diesen Fehlern, die ich befriedigen werde, ich, der zweideutige Beausire, werde ich mir eine vollkommene Frau gemacht haben.“

Er ging nicht weiter, der Athem war ihm wiedergekehrt,

Er wischte seine Stirne ab, versicherte sich, daß er die hunderttausend Livres noch in seiner Tasche hatte, und wollte, freier an Geist, als an Körper, nachdenken.

Man würde ihn nicht in der Rue de Viarmes suchen, doch man würde ihn suchen. Die Herren von der Gesandtschaft waren nicht die Leute, die mit heiterem Herzen ihren Antheil an der Beute verloren.

Man würde sich in mehrere Banden theilen und damit anfangen, daß man das Domicil des Diebes untersuchte.

Hierin lag die ganze Schwierigkeit. In diesem Domicil wohnte Oliva. Man würde sie von der Sache in Kenntniß setzen, vielleicht mißhandeln; wer weiß, man würde es vielleicht so weit treiben, daß man sich einen Geißel aus ihr machte.

Warum sollten diese Schufte nicht wissen, daß Oliva die Leidenschaft von Herrn Beausire, und wenn sie es wüßten, warum sollten sie nicht auf diese Leidenschaft speculiren?

Am Rande dieser zwei tödtlichen Gefahren wäre Beausire beinahe ein Narr geworden.

Die Liebe trug den Sieg davon.

Niemand sollte den Gegenstand seiner Liebe berühren. Er lief wie ein Pfeil nach dem Hause der Rue Dauphine.

Uebrigens hatte er ein unbegrenztes Vertrauen zu der Schnelligkeit seines Laufes; seine Feinde, so behende sie auch waren, konnten ihm nicht zuvorgekommen sein.

Er warf sich indessen in einen Fiacre; dem Kutscher zeigte er einen Sechs-Livres-Thaler, und er sagte ihm: „Nach dem Pont-Neuf!"

Die Pferde liefen nicht, sie flogen.

Es kam der Abend.

Beausire ließ sich hinter die Statue von Heinrich IV. führen. In jener Zeit landete man hier zu Wagen; es war dies ein trivialer Ort zu einem Stelldichein, aber er wurde viel benützt.

Hier streckte er seinen Kopf behutsam zu dem

Kutschenschlag hinaus und tauchte mit seinen Blicken n die Rue Dauphine.

Beausire war nicht ganz unbekannt mit den Leuten ›er Polizei; er hatte zehn Jahre damit zugebracht, ›aß er sie erkennen sollte, um ihnen geeigneten Ortes ınd zur geeigneten Zeit auszuweichen.

Er bemerkte auf dem Abhang der Brücke, auf der Seite der Rue Dauphine, zwei in einiger Entfernung ›on einander stehende Männer, welche ihre Hälse gegen ›iese Straße vorstreckten, um darin irgend ein Schauspiel zu betrachten.

Diese Männer waren Spione. Spione auf dem Pont-Neuf sehen, war nichts Seltenes, denn ein Sprüchwort jener Epoche sagt, um zu jeder Zeit einen Prälaten, ein Freudenmädchen und ein weißes Roß zu sehen, könne man nichts Besseres thun, als über den Pont-Neuf gehen.

Die weißen Rosse aber und die Prälatenkleider und die Freudenmädchen sind stets Beobachtungspunkte für die Leute von der Polizei gewesen.

Beausire war nur ärgerlich, nur beengt; er machte sich ganz buckelig, ganz hinkend, um seinen Gang zu verkleiden, durchschnitt die Menge und erreichte die Rue Dauphine.

Keine Spur von dem, was er für sich befürchtete. Er erblickte schon das Haus, an dessen Fenstern sich häufig die schöne Oliva, sein Gestirn, zeigte.

Die Fenster waren ohne Zweifel geschlossen, sie ruhte auf dem Sopha, oder las irgend ein schlechtes Buch, oder knusperte an einer Leckerei.

Plötzlich glaubte Beausire den Oberrock eines Soldaten von der Scharwache in dem Gang gegenüber zu sehen.

Mehr noch, er sah einen an dem Fenster des kleinen Wohnzimmers erscheinen.

Der Schweiß erfaßte ihn wieder; ein kalter Schweiß; dieser ist ungesund. Es ließ sich nicht zurückweichen; man mußte vor dem Hause vorübergehen.

Beausire hatte diesen Muth; er ging vorüber und betrachtete dieses Haus.

Welch ein Schauspiel!

Ein Gang vollgepfropft mit Fußgängern der Garde von Paris, unter denen man einen ganz schwarz angekleideten Commissaire des Chatelet erblickte.

Diese Leute . . . der rasche Blick von Beausire sah sie unruhig, verblüfft, aufgebracht. Man hat sie oder man hat sie nicht, die Gewohnheit, in den Gesichtern der Polizei zu lesen; hat man sie, wie Beausire, so braucht man keinen doppelten Anlauf zu nehmen, um zu errathen, daß diese Herren ihren Streich verfehlt haben.

Beausire sagte sich, ohne Zweifel, gleichviel wie oder von wem unterrichtet, habe Herr von Crosne Beausire verhaften lassen wollen, habe aber nur Oliva gefunden. Inde irae.

Daher der Aerger. Hätte sich Beausire unter gewöhnlichen Umständen befunden, hätte er nicht hunderttausend Livres in seiner Tasche gehabt, so würde er sich sicherlich mitten unter die Alguazils geworfen und wie Nisus gerufen haben: Hier bin ich! hier bin ich! Ich bin es, der Alles gethan hat!

Doch der Gedanke, diese Leute würden seine hunderttausend Livres betasten und sich ihr ganzes Leben lang damit lustig machen; der Gedanke, der so kühne und so fein von ihm, Beausire, versuchte Handstreich würde nur den Agenten des Polizei-Lieutenants Nutzen bringen, siegte über alle Bedenklichkeiten und erstickte jeden Liebeskummer.

„Logik . . .“ sagte er zu sich selbst, „ich mache, daß man mich festnimmt. Ich mache, daß man die hunderttausend Livres nimmt, ich nütze Oliva nichts. . . . Ich richte mich zu Grunde . . . Ich beweise ihr, daß ich sie liebe wie ein Wahnsinniger . . . Doch ich verdiene, daß sie zu mir sagt: Du hättest mich weniger lieben und mich retten sollen.

„Wir wollen lieber mit den Beinen spielen und das

Geld in Sicherheit bringen, denn das Geld ist die Quelle von Allem: die Quelle der Freiheit, des Glücks, der Philosophie."

Nach diesen Worten drückte Beausire die Cassenbillets an sein Herz und fing wieder an nach dem Luxembourg zu laufen. Denn seit einer Stunde ging er nur noch durch den Instinct, und da er Oliva hundertmal im Garten des Luxembourg aufgesucht hatte, so ließ er sich von seinen Beinen dahin tragen.

Für einen Menschen, der so sehr für die Logik eingenommen ist, war dies ein armseliges Raisonnement.

Die Häscher, welche die Gewohnheiten der Diebe so gut kennen, als Beausire die Gewohnheiten der Häscher kannte, hätten natürlich Beausire im Luxembourg aufgesucht.

Doch der Himmel oder der Teufel hatte beschlossen, Herr von Crosne sollte diesmal nichts mit Beausire zu thun haben.

Kaum wandte sich der Liebhaber von Nicole um die Ecke der Rue Saint-Germain-des-Prés, als er beinahe durch einen schönen Wagen, dessen Pferde stolz nach der Rue Dauphine liefen, niedergeworfen worden wäre.

Beausire hatte nur Zeit, mit der den übrigen Europäern unbekannten Pariser Leichtigkeit der Deichsel auszuweichen; allerdings wich er dem Fluche und dem Peitschenhiebe des Kutschers nicht aus; doch ein Eigenthümer von hunderttausend Livres verweilt nicht bei den Erbärmlichkeiten eines solchen Ehrenpunktes, besonders wenn er die Compagnien der Etoile und die Garden von Paris auf seinen Fersen hat.

Beausire warf sich also auf die Seite; doch indem er sich bog, sah er in diesem Wagen Oliva und einen sehr schönen Mann, welche eifrig mit einander sprachen. Er stieß einen schwachen Schrei aus, der die Pferde nur noch mehr belebte. Wohl wäre er dem Wagen gefolgt, aber dieser Wagen fuhr in die Rue Dauphine,

die einzige Straße von Paris, durch welche Beausire in diesem Augenblick nicht gehen wollte.

Und dann, welche Erscheinung war Oliva, die in dem Wagen saß, — Gespenster, Visionen, Albernheiten, das hieß nicht trübe, sondern doppelt sehen, es hieß Oliva sehen, obschon . . .

Wie sollte sich denn das zusammenreimen? Oliva konnte unmöglich in dem Wagen sitzen, da sie die Häscher in der Rue Dauphine verhafteten.

Moralisch und physisch gehetzt, warf sich der arme Beausire in die Rue des Faussés-Monsieur-le-Prince, erreichte das Luxembourg, durcheilte das schon verödete Quartier und kam vor die Barriere, wo er sich in ein kleines Cabinet flüchtete, dessen Wirthin jede Rücksicht für ihn hatte.

Er quartierte sich in dieser Schenke ein, verbarg seine Billets unter einer Fließe des Zimmers, stellte auf diese Fließe den Fuß seines Bettes und legte sich nieder, wobei er schwitzte und fluchte, aber seine Blasphemien mit Danksagungen gegen Mercur, seine fieberhaften Uebelkeiten mit einem Aufguß von Wein, der mit Zimmet und Zucker gewürzt, vermischte, ein Getränke, das ganz geeignet war, die Transpiration bei der Haut und das Vertrauen im Herzen wiederzubeleben.

Er war fest überzeugt, die Polizei würde ihn nicht finden. Er war fest überzeugt, Niemand würde ihn seines Geldes berauben.

Er war fest überzeugt, Nicole, sollte sie verhaftet sein, wäre keines Verbrechens schuldig, und die Zeit würde mit ewigen Einsperrungen ohne Motiv vergehen.

Er war endlich fest überzeugt, die hunderttausend Livres würden ihm, sollte man Oliva, seine unzertrennliche Gefährtin, zurückbehalten wollen, dazu dienen, sie dem Gefängniß zu entreißen.

Es blieben die Gefährten von der Gesandtschaft; mit ihnen war die Rechnung schwieriger abzumachen.

Doch Beausire hatte die Chicanen vorhergesehen; er ließ sie alle in Frankreich und reiste nach der Schweiz, einem freien und moralischen Lande, sobald Oliva frei wäre.

Viel von dem, was Beausire, während er seinen Glühwein trank, ausdachte, erfolgte nicht nach seiner Vorhersehung: das stand geschrieben.

Der Mensch hat beinahe immer das Unrecht, sich einzubilden, er sehe die Dinge, wenn er sie nicht sieht, Er hat noch viel mehr Unrecht, sich einzubilden, er habe sie nicht gesehen, wenn er sie wirklich gesehen hat.

XLIV.

Worin Mademoiselle Oliva sich zu fragen anfängt, was man mit ihr thun wolle.

Hätte Herr Beausire auf seine Augen vertrauen wollen, welche vortrefflich waren, statt seinen Geist arbeiten zu lassen, den damals Alles verblendete, so würde er sich vielen Verdruß und viele Täuschungen erspart haben.

Es war in der That Mademoiselle Oliva, die er in dem Wagen an der Seite eines Mannes gesehen, den er nicht erkannt, weil er ihn nur einmal angeschaut hatte, und den er erkannt haben würde, hätte er ihn zweimal angeschaut, Oliva, die am Morgen wie gewöhnlich ihren Spaziergang im Garten des Luxembourg gemacht, und, statt um zwei Uhr zum Mittagessen nach Hause zu gehen, von dem seltsamen Freund, den sie am Tage des Balls der Oper kennen gelernt, getroffen, angeredet und befragt worden war.

In der That, in dem Augenblick, wo sie ihren Sessel bezahlte, um zurückzukehren, und dem Cafetier zulächelte, dessen beständige Kundin sie war, kam

Cagliostro aus einer Allee hervor, lief auf sie zu und nahm sie beim Arm.

Sie stieß einen schwachen Schrei aus.

„Wohin gehen Sie?“ sagte er.

„Nach unserer Wohnung in der Rue Dauphine.“

„Das entspricht ganz und gar den Wünschen der Leute, die Sie dort erwarten,“ erwiederte der unbekannte Herr.

„Leute . . . die mich erwarten? wie so? Niemand erwartet mich.“

„Oh! doch, ungefähr ein Dutzend Besuche.“

„Ein Dutzend Besuche!“ versetzte Oliva lachend: „warum nicht sogleich ein ganzes Regiment?“

„Meiner Treue! wäre es möglich gewesen, ein Regiment in die Rue Dauphine zu schicken, so befände es sich dort.“

„Sie setzen mich in Erstaunen.“

„Ich werde Sie noch viel mehr in Erstaunen setzen, wenn ich Sie in die Rue Dauphine gehen lasse.“

„Warum?“

„Weil man Sie dort verhaften wird, meine Liebe.“

„Verhaften, mich!“

„Sicherlich! die zwölf Herren, die Sie erwarten, sind von Herrn von Crosne abgeschickte Häscher.“

Oliva bebte: gewisse Leute haben immer Angst vor gewissen Dingen.

Nichtsdestoweniger richtete sie sich nach einer etwas gründlicheren Gewissensinspection hoch auf und erwiederte:

„Ich habe nichts gethan. Warum sollte man mich verhaften?“

„Warum verhaftet man eine Frau? Wegen Intriguen, wegen Lappereien.“

„Ich habe keine Intriguen.“

„Sie haben vielleicht viele gehabt.“

„Oh! ich leugne das nicht.“

„Kurz, man hat ohne Zweifel Unrecht, Sie zu verhaften, doch man sucht dies zu thun, das ist

gewiß. Gehen wir immer noch nach der Rue Dauphine?“

Oliva blieb bleich und beklommen stehen.

„Sie spielen mit mir, wie eine Katze mit einer armen Maus,“ sprach sie, „wissen Sie etwas, so sagen Sie es mir. Nicht wahr, man will an Beausire?“

Und sie heftete auf Cagliostro einen flehenden Blick.

„Vielleicht wohl. Ich habe halb und halb den Verdacht, daß sein Gewissen minder rein ist, als das Ihrige.“

„Armer Junge! . . .“

„Beklagen Sie ihn, doch wenn er festgenommen wird, ahmen Sie sein Beispiel nicht dadurch nach, daß Sie sich ebenfalls festnehmen lassen.“

„Welches Interesse haben Sie denn, mich zu beschützen? welches Interesse haben Sie dabei, daß Sie sich mit mir beschäftigen? Hören Sie,“ rief sie kühn, „es ist nicht natürlich, daß ein Mann wie Sie . . .“

„Vollenden Sie nicht, Sie würden eine Albernheit sagen; und die Augenblicke sind kostbar, weil die Agenten von Crosne, wenn sie Sie nicht zurückkehren sehen, im Stande wären, Sie hier aufzusuchen.“

„Hier! man weiß, daß ich hier bin!“

„Eine schöne Aufgabe, das zu wissen, ich weiß es wohl. Ich fahre fort. Da ich mich für Ihre Person interessire und Ihnen wohlwill, so geht Sie das Uebrige nichts an. Geschwinde, eilen wir nach der Rue d'Enfer, mein Wagen erwartet Sie dort. Ah! Sie zweifeln noch?“

„Ja.“

„Wohl! wir sind im Begriff, etwas sehr Unvorsichtiges zu thun, was Sie aber hoffentlich einmal für allemal überzeugen wird. Wir fahren in meinem Wagen an Ihrem Hause vorüber, und haben Sie diese Herren von der Polizei von hinreichend fern gesehen, um nicht festgenommen zu werden, und von hinreichend nahe, um ihre Stimmung zu beurtheilen, dann werden

Sie meine guten Absichten nach ihrem wahren Werth schätzen."

Während er so sprach, führte er Oliva bis zum Gitter der Rue d'Enfer.

Der Wagen kam herbei, nahm das Paar auf und führte Cagliostro und Oliva in die Rue Dauphine zu der Stelle, wo Beausire Beide erblickt hatte.

Hätte er in diesem Augenblicke geschrieen, wäre er dem Wagen nachgelaufen, so würde Oliva sicherlich Alles gethan haben, um sich ihm zu nähern, um ihn, wenn er verfolgt, zu retten, oder, wenn er frei, mit ihm zu entfliehen.

Cagliostro sah aber diesen Unglücklichen und lenkte die Aufmerksamkeit von Oliva dadurch ab, daß er ihr die Menge zeigte, welche sich schon aus Neugierde um die Scharwache versammelte.

Sobald Oliva die Polizeisoldaten erkannt hatte, sobald sie gesehen, daß ihr Haus belagert war, warf sie sich in die Arme ihres Beschützers, was jeden andern Menschen, als diesen Eisenmann gerührt hätte.

Er beschränkte sich darauf, daß er der jungen Frau die Hand drückte und sie selbst durch das Herablassen des Vorhangs verbarg.

„Retten Sie mich! retten Sie mich!" wiederholte mittlerweile das arme Mädchen.

„Ich verspreche es Ihnen," erwiederte er.

„Doch da sie sagen, diese Menschen von der Polizei wissen Alles, so werden sie mich immer finden."

„Nein, nein! an dem Orte, wo Sie sein werden, entdeckt Sie Niemand, denn wenn man Sie auch in Ihrem Hause festnehmen will, so wird man Sie doch nicht bei mir festnehmen."

„Oh!" rief sie mit einem Schrecken, „bei Ihnen ... wir gehen also zu Ihnen?"

„Sie sind verrückt," erwiederte er, „man sollte glauben, Sie erinnern sich dessen nicht mehr, was wir verabredet haben. Ich bin nicht Ihr Liebhaber, meine Schöne, und will es nicht sein."

„So bieten Sie mir also das Gefängniß an?"

„Ziehen Sie das Hospital vor, so sind Sie frei."

„Wohl denn!" sprach sie voll Bangigkeit, „ich überlasse mich Ihnen, machen Sie aus mir, was Sie wollen."

Er führte sie nach der Rue Neuve-Saint-Gilles in das Haus, in welchem wir ihn haben Philipp von Taverney empfangen sehen.

Als er sie fern vom Gesinde und von jeder Ueberwachung in einer kleinen Wohnung im zweiten Stock einquartiert hatte, sagte er:

„Es ist mir daran gelegen, daß Sie hier glücklich sein mögen."

„Glücklich! Wie so?" versetzte sie, das Herz geschwollen. „Glücklich, ohne Freiheit, ohne Spaziergang! Es ist traurig hier. Nicht einmal ein Garten. Ich werde darüber sterben."

Und sie warf einen irren, verzweifelten Blick auf das Aeußere.

„Sie haben Recht," sagte er, „es ist mein Wille, daß es Ihnen an nichts fehlt. Sie wären hier schlimm, und überdies würden Sie meine Leute hier sehen und beengen."

„Oder gar verkaufen," fügte sie bei.

„Was das betrifft, seien Sie unbesorgt, meine Leute verkaufen nur, was ich ihnen abkaufe, mein liebes Kind. Damit Sie aber jede wünschenswerthe Ruhe haben, werde ich darauf bedacht sein, Ihnen eine andere Wohnung zu verschaffen."

Oliva zeigte sich ein wenig getröstet durch diese Versprechungen. Uebrigens gefiel ihr der Aufenthalt in ihrer neuen Wohnung. Sie fand hier Behaglichkeit und unterhaltende Bücher.

Als ihr Beschützer sie verließ, sagte er zu ihr:

„Ich will Ihnen den Brodkorb nicht hoch hängen, mein liebes Kind. Wollen Sie mich sehen, so läuten Sie mir, ich komme auf der Stelle, wenn ich mich zu

Hause befinde, und sogleich nach meiner Rückkehr, sollte ich ausgegangen sein."

Er küßte ihr die Hand und verließ sie.

„Ah!" rief Oliva, „lassen Sie mir besonders Nachricht von Beausire zukommen."

„Vor Allem," erwiederte der Graf.

Und er schloß sie in ihr Zimmer ein.

Dann, als er träumerisch die Treppe hinabstieg, sagte er:

„Es ist eine Entheiligung, wenn ich sie in dem Hause der Rue Saint-Claude einquartiere. Doch es darf sie Niemand sehen, und in diesem Hause wird sie Niemand sehen. Muß es dagegen sein, daß sie eine einzige Person erblickt, so wird sie diese Person nur in dem Hause der Rue Saint-Claude allein erblicken. Wohl denn, auch noch dieses Opfer. Löschen wir diesen letzten Funken der Fackel aus, die einst brannte."

Der Graf nahm einen weiten Oberrock, suchte Schlüssel in seinem Secretaire, wählte mehrere davon, die er mit einer gerührten Miene anschaute, verließ allein und zu Fuß sein Hotel und ging die Rue Saint-Louis des Marais hinauf.

XLV.

Das öde Haus.

Herr von Cagliostro kam allein nach dem alten Hause der Rue Saint-Claude, das unsere Leser nicht ganz vergessen haben müssen. Es wurde Nacht, als er vor der Thüre stehen blieb, und man erblickte nur noch einige seltene Wanderer auf der Chaussee des Boulevard.

Der in der Rue Saint-Louis erschallende Tritt eines Pferdes, ein Fenster, das mit einem Geräusch

ılter Schlösser geschlossen wurde, das Knarren der Querbäume und der Riegel am massiven Thorweg nach ier Rückkehr des Herrn vom anstoßenden Hause, dies varen die einzigen Bewegungen dieses Quartiers zu ier Stunde, von der wir sprechen.

Ein Hund bellte oder heulte vielmehr in dem kleinen Gehäge des Klosters, und ein lauer Windstoß rollte bis n die Rue Saint-Claude, als es die schwermüthigen drei Viertel in Saint-Paul schlug.

Es war drei Viertel auf neun Uhr.

Der Graf kam, wie gesagt, vor den Thorweg, ,og unter seinem Oberrock einen schweren Schlüssel jervor und zermalmte, um ihn in das Schloß zu ringen, eine Menge von Trümmern, die sich, vom Winde fortgetrieben, darein geflüchtet hatten.

Das dürre Stroh, von dem sich ein Hälmchen in ien bogenförmigen Eingang des Schlosses geschoben jatte, das kleine Samenkorn, das nach Süden lief, ım eine Mauernelke oder eine Malve zu werden, und ich eines Tages in diesem finstern Behälter eingeschlossen fand, der von einem nahen Gebäude abgesprungene Steinsplitter, die seit zehn Jahren in diesem ̇isernen Hospital einkasernirten Fliegen, deren Leichname am Ende die Tiefe ausgefüllt hatten, dies Alles rachte und zermalmte sich unter dem Drucke des Schlüssels in Staub.

Sobald der Schlüssel seine Bewegungen vollendet jatte, handelte es sich nur noch darum, die Thüre zu öffnen.

Aber die Zeit hatte ihr Werk gethan. Das Holz var in den Fugen aufgeschwollen, der Rost hatte in die Angeln eingebissen. Das Gras war in den Zwischenräumen des Pflasters gewachsen und bildete durch seine euchten Ausströmungen einen grünen Ueberzug an dem ıntern Theile des Thores; eine Art von Kitt, dem der Gebäude der Schwalben ähnlich, verstopfte jeden Zwischenraum, und die kräftige Vegetation der steinartigen Madreporen, die ihre Arcaden über einander

legten, hatte das Holz unter dem lebendigen Fleisch ihrer Samenlappen verborgen.

Cagliostro fühlte den Widerstand; er drückte die Faust, dann die Ellenbogen, dann die Schulter daran und überwältigte alle diese Barricaden, welche eine nach der andern mit einem Krachen schlimmer Laune nachgaben.

Als sich diese Thüre öffnete, erschien der ganze Hof verödet, moosbewachsen, vor den Augen von Cagliostro.

Er schloß die Thüre wieder, und seine Tritte drückten sich in das widerspänstige dürre Queckengras ein, das sich auch des Pflasters bemächtigt hatte.

Niemand hatte ihn eintreten sehen, Niemand sah ihn in der Umfriedung dieser ungeheuren Mauer. Er konnte einen Augenblick stille stehen und allmälig in sein vergangenes Leben zurückkehren, wie er in sein Haus zurückgekehrt war.

Das eine war trostlos und leer, das andere in Trümmern und verödet.

Die Freitreppe von zwölf Staffeln hatte nicht mehr drei ganze Stufen.

Durch die Arbeit des Regenwässers unterwühlt, durch das gewaltsame Spiel des Mauerkrauts und des Mohns untergraben und gelockert, hatten die andern Anfangs gewankt und waren endlich fern von ihren Haltpunkten weggerollt. Beim Fallen waren die Steine zerbrochen, das Gras hatte sich auf die Trümmer emporgearbeitet und stolz, wie die Standarten der Verwüstung, seine Federbüsche über denselben aufgepflanzt.

Cagliostro stieg die unter seinen Füßen zitternde Freitreppe hinauf und gelangte mit Hülfe eines zweiten Schlüssels in das ungeheure Vorzimmer.

Hier erst zündete er eine Laterne an, die er vorsichtiger Weise mitgenommen hatte; doch so behutsam er auch das Licht angesteckt, der unheimliche Hauch des Hauses löschte es plötzlich wieder aus.

Der Athem des Todes reagirte gewaltsam gegen das Leben; die Finsterniß tödtete das Licht.

Cagliostro zündete seine Laterne noch einmal an
id ging weiter.

Im Speisesaal hatten die in ihren Ecken ver-
immelten Anrichttische ihre ursprüngliche Form ver-
ren, die klebrigen Platten davon hielten nicht mehr
n Fuße fest. Alle innere Thüren waren geöffnet
id ließen den Geist frei mit dem Blick in die fin-
ren Tiefen eindringen, wo sie schon den Tod durch-
lassen hatten.

Der Graf fühlte, wie ein Schauer sein Fleisch
ben machte, denn am Ende des Saales, da, wo einst
e Treppe anfing, hatte sich ein Geräusch hörbar ge-
acht.

Dieses Geräusch verkündigte einst eine theure
egenwart, dieses Geräusch erweckte in allen Sinnen
s Herrn dieses Hauses das Leben, die Hoffnung, das
lück. Dieses Geräusch, das in der gegenwärtigen
stunde nichts darstellte, erinnerte an Alles in der Ver-
ingenheit.

Die Stirne gefaltet, langsam athmend, die Hand
lt, wandte sich Cagliostro nach der Statue des Har-
okrates, bei der die Feder der ehemaligen Verbin-
ingsthüre spielte, ein geheimnißvoller, ungreifbarer
rt, der das bekannte Haus mit dem geheimen ver-
ind.

Die Feder arbeitete ohne Mühe, obschon das wurm-
chige Täfelwerk in der Umgegend zitterte. Doch kaum
itte der Graf den Fuß auf die Geheimtreppe gesetzt,
s sich dasselbe Geräusch abermals hörbar machte.
agliostro streckte seine Hand mit der Laterne aus,
n die Ursache davon zu entdecken: er sah nur eine
oße Natter, welche langsam die Treppe herabkam
id mit ihrem Schwanz jede Stufe peitschte.

Die Natter heftete ruhig ihr schwarzes Auge auf
agliostro, schlüpfte dann in das erste Loch des Täfel-
erks und verschwand.

Ohne Zweifel war dies der Geist der Einsamkeit.

Der Graf setzte seinen Gang fort.

Ueberall bei diesem Aufsteigen verfolgte ihn eine Erinnerung oder, besser gesagt, ein Schatten, und wenn das Licht an den Wänden eine bewegliche Silhouette zeichnete, bebte der Graf, denn er dachte, sein eigener Schatten sei ein fremder Schatten, der erweckt worden, um auch diesem geheimnißvollen Ort einen Besuch zu machen.

So weiter schreitend gelangte er bis zu der Platte jenes Kamins, das als Durchgang zwischen dem Waffenzimmer von Balsamo und dem wohlriechenden Cabinet von Lorenza Feliciani gedient hatte.

Die Mauern waren kahl, die Zimmer leer. In dem gähnenden Herd lag noch ein ungeheurer Haufen von Asche, worunter einige kleine Gold- und Silberstangen funkelten.

Diese feine, weiße und duftende Asche war das Zimmergeräthe von Lorenza, das Balsamo bis auf das kleinste Theilchen verbrannt hatte; es waren die Armoires von Schildpatt, das Klavier und das Körbchen von Rosenholz, die schönen Porzellane von Sèvres, deren Staub man glimmerartig, dem Staube des Marmors ähnlich, wiederfand; es waren die beim großen hermetischen Feuer geschmolzenen Gesimse und Ornamente; es waren die Vorhänge und Teppiche von Seidenbrocat; es waren die Schachteln von Aloe und Sandelholz, deren durchdringender, zur Zeit des Brandes durch die Kamine ausströmender Duft die ganze Zone von Paris, über welche der Rauch hingegangen war, mit Wohlgerüchen geschwängert hatte, so daß zwei Tage lang die Vorübergehenden den Kopf in die Höhe hoben, um diese seltsamen, mit der Pariser Luft vermischten Arome einzuathmen, so daß der Ladendiener vom Quartier der Hallen und die Kammerjungfer vom Quartier Saint-Honoré berauscht von diesen heftigen, entflammten Aromen lebten, die der Wind den Abhängen des Libanon und den Ebenen Syriens entführt.

Diese Wohlgerüche, sagen wir, bewahrte das öde,

kalte Zimmer immer noch. Cagliostro bückte sich, nahm ein Pfötchen voll Asche und roch lange mit wilder Leidenschaft daran.

„So könnte ich einen Rest von dieser Seele verzehren, die sich einst diesem Staube mittheilte.“

Dann sah er die eisernen Gitter wieder und die Traurigkeit des benachbarten Hofes, und durch die Treppe die hohen Risse, welche der Brand an diesem inneren Hause gemacht hatte, dessen oberes Stockwerk von ihm vernichtet worden war.

Ein trauriges und schönes Schauspiel, das Zimmer von Althotas war verschwunden; es blieben nur noch von den Mauern sieben bis acht Auszackungen, auf denen das Feuer seine verzehrenden und schwärzenden Zungen hatte umherlaufen lassen.

Für Jeden, der die schmerzliche Geschichte von Balsamo und Lorenza nicht gekannt hätte, wäre es unmöglich gewesen, diese Ruine nicht zu beweinen.

Alles in diesem Hanse athmete die gesunkene Größe, den erloschenen Glanz, das verlorene Glück.

Cagliostro erfüllte sich mit diesen Erinnerungen und diesen Träumen. Der Mann stieg von den Höhen seiner Philosophie herab, um sich noch einmal in dem Wenig von zarter Menschlichkeit kneten zu lassen, das man die Gefühle des Herzens nennt, welche kein Raisonnement sind.

Nachdem er die sanften Phantome der Einsamkeit heraufbeschworen und den Theil des Himmels gemacht hatte, glaubte er mit der menschlichen Schwäche quitt zu sein, als seine Augen auf einen unter all diesem Unstern und all diesem Elend noch glänzenden Gegenstand fielen.

Er bückte sich und erschaute in der Fuge des Bodens, halb unter dem Staub begraben, einen kleinen silbernen Pfeil, der kürzlich erst den Haaren einer Frau entfallen zu sein schien.

Es war eine von jenen italienischen Nadeln, wie sie die Damen jener Zeit gerne wählten, um die ge-

kräuselten Locken ihres Haares zu halten, das zu schwer wurde, wenn es gepudert war.

Der Philosoph, der Gelehrte, der Prophet, der Verächter der Menschheit, derjenige, nach dessen Willen der Himmel mit ihm abrechnen sollte, dieser Mann, der so viele Schmerzen bei sich zurückgedrängt und so viele Blutstropfen dem Herzen Anderer entzogen hatte, Cagliostro, der Atheist, der Charlatan, der skeptische Spötter, hob diese Nadel auf, hielt sie an seine Lippen, ließ, sicher, daß man ihn nicht sehen konnte, eine Thräne bis zu seinen Augen aufsteigen und murmelte:

„Lorenza!"

Und dies war Alles. Es war ein Dämon in diesem Menschen.

Er suchte den Kampf und unterhielt ihn zu seinem eigenen Glücke in sich selbst.

Nachdem er glühend diese heilige Reliquie geküßt, öffnete er das Fenster, streckte seinen Arm durch das Gitter und schleuderte dieses zerbrechliche Stück Metall in das Gehäge des nahen Klosters, in Aeste, in die Luft, in den Staub, man weiß nicht wohin.

So bestrafte er sich dafür, daß er von seinem Herzen Gebrauch gemacht.

„Fahre wohl!" sagte er zu dem unempfindlichen Gegenstand, der sich vielleicht für immer verlor. „Fahre wohl, Erinnerung, die mir geschickt worden war, um mich zu erweichen, zu verringern, ohne Zweifel. Ich werde fortan nur noch an dir Erde denken.

„Ja, dieses Haus wird entheiligt werden. Was sage ich, es ist dies vielleicht schon. Ich habe die Thüren wieder geöffnet, ich habe das Licht an die Wände gebracht, ich habe das Innere des Grabes gesehen, ich habe die Asche des Todes durchwühlt.

„Entheiligt ist also dieses Haus! Es sei dies ganz und gar, und zwar für ein Gut.

„Eine Frau wird abermals diesen Hof durchschreiten, eine Frau wird ihre Füße auf die Treppe setzen, eine

frau wird unter diesem Gewölbe singen, wo noch der letzte Seufzer von Lorenza vibrirt.

„Es sei. Doch alle diese Entheiligungen werden zu einem Zwecke stattfinden, zu dem Zwecke, meiner Sache zu dienen. Das Mysterium wird entfliegen; das Hotel wird ein Schlupfwinkel bleiben und aufhören, ein Allerheiligstes zu sein.“

Er schrieb hastig in seine Brieftasche folgende Zeilen:

„An Herr Lenoir, meinen Baumeister.

„Hof und Vorhaus reinigen; Remisen und Ställe wiederherstellen; den innern Pavillon zerstören; das Haus auf zwei Stockwerke zurückführen; acht Tage.“

„Sehen wir nun,“ sagte er, „ob man von hier aus das Fenster der kleinen Gräfin erblickt.“

Er näherte sich einem Fenster, das im zweiten Stockwerk des Hauses lag.

Man überschaute von hier die ganze entgegengesetzte Façade der Rue Saint-Claude über dem Thorweg.

Gegenüber, auf höchstens sechszig Schritte, sah man die Wohnung, welche Jeanne von La Mothe inne hatte.

„Das ist unfehlbar; die zwei Frauen werden sich sehen,“ sagte Cagliostro. „Gut.“

Er nahm wieder seine Laterne und stieg die Treppe hinab.

Nach einer starken Stunde war er nach Hause zurückgekehrt und überschickte dem Baumeister seinen Auftrag.

Schon am andern Morgen bemächtigten sich fünfzig Arbeiter des Hotels; der Hammer, die Säge und die Spitzhauen ertönten überall, das aufgehäufte Gras fing an in einer Ecke des Hofes zu rauchen, und am Abend bei seiner Rückkehr sah der seiner täglichen Inspection getreue Vorübergehende eine fette Ratte an einer Pfote unten an einem Reif im Hofe, inmitten eines Kreises von Handarbeitern und Maurern, hängen, die ihren

grauen Bart und ihren ehrwürdigen Bauch verspotteten.

Der schweigsame Bewohner des Hauses war in sein Loch durch den Fall eines Quadersteines eingemauert worden. Halbtodt, als der Krahn den Stein wieder aufhob, wurde er am Schwanz gepackt und der Belustigung junger Auvergnaten, die den Kalk einrührten, geopfert; war es Scham, war es Erstickung, er starb darüber.

Der Vorübergehende hielt ihm folgende Leichenrede:

„Hier ist Einer, der zehn Jahre glücklich gewesen!
„Sic transit gloria mundi."

Das Haus war in acht Tagen wiederhergestellt, wie es Cagliostro dem Baumeister befohlen.

XLVI.

Jeanne als Beschützerin.

Der Herr Cardinal von Rohan erhielt zwei Tage nach seinem Besuche bei Böhmer ein also abgefaßtes Billet:

„Seine Eminenz der Herr Cardinal von Rohan weiß ohne Zweifel, wo er heute zu Nacht speisen wird."

„Von der kleinen Gräfin," sagte er, am Papier riechend. „Ich werde kommen."

Man höre, warum Frau von La Mothe diese Zusammenkunft vom Cardinal verlangte.

Von den fünf vom Herrn Cardinal zu ihrer Bedienung bestellten Lackeien hatte Frau von La Mothe einen ausgezeichnet, einen Menschen mit schwarzen Haaren und braunen Augen, mit der blühenden Gesichts-

farbe des Sanguinischen, womit sich die solide Färbung des Gallichten vermischte. Es waren dies für die Beobachterin alle Merkmale einer thätigen, verständigen und hartnäckigen Organisation.

Sie ließ diesen Menschen kommen, und in einer Viertelstunde erhielt sie von seiner Gelehrigkeit, von seiner Scharfsichtigkeit Alles, was sie daraus gewinnen wollte.

Dieser Mensch folgte dem Cardinal und meldete, er habe Seine Eminenz zweimal in zwei Tagen zu den Herren Böhmer und Bossange gehen sehen.

Jeanne wußte genug. Ein Mann wie Herr von Rohan feilscht nicht. Gewandte Kaufleute, wie die Herren Böhmer und Bossange, lassen den Käufer nicht gehen. Das Halsband mußte verkauft sein.

Von Böhmer verkauft.

Von Herrn von Rohan gekauft! und der Letztere hätte kein Wort davon bei seiner Vertrauten, bei seiner Geliebten verlauten lassen.

Dieses Symptom war ernster Natur. Jeanne faltete ihre Stirne, knipp ihre zarten Lippen und schrieb an den Cardinal das Billet, das wir gelesen.

Herr von Rohan kam am Abend. Er hatte einen Korb Tokayer und einige Seltenheiten vorausgeschickt, gerade als ob er bei der Guimard oder bei Mlle. Dangeville speisen würde.

Diese Nuance entging Jeanne eben so wenig, als ihr so viele andere entgangen waren; absichtlich ließ sie nichts von dem auftragen, was der Cardinal geschickt hatte; dann, als sie allein waren, eröffnete sie das Gespräch mit einer gewissen Zärtlichkeit und sagte:

„In der That, Monseigneur, Eines verdrießt mich ungemein.“

„Oh! was denn, Gräfin?“ rief der Cardinal, eine Betrübniß heuchelnd, welche nicht immer als ein Zeichen davon, daß man wirklich betrübt, betrachtet werden darf.

„Wohl! Monseigneur, die Ursache meines Ver-

druckes ist, daß ich sehe, nicht, daß Sie mich nicht mehr lieben, sondern daß Sie mich nie geliebt haben."

„Oh! Gräfin, was sagen Sie da?"

„Entschuldigen Sie sich nicht, Monseigneur, das wäre verlorene Zeit."

„Für mich!" erwiederte galant der Cardinal.

„Nein, für mich," entgegnete gerade heraus Frau von La Mothe. „Uebrigens..."

„Oh! Gräfin!" rief der Cardinal.

„Seien Sie nicht trostlos hierüber, Monseigneur, das ist mir ganz gleichgültig."

„Ob ich Sie liebe, oder ob ich Sie nicht liebe?"

„Ja."

„Und warum ist Ihnen das gleichgültig?"

„Weil ich Sie nicht liebe."

„Gräfin, wissen Sie, daß das nicht artig ist, was Sie da mir zu sagen mich beehren?"

„In der That, es ist wahr, wir beginnen nicht mit Süßigkeiten; das ist eine Thatsache, die wir außer Zweifel setzen wollen."

„Welche Thatsache?"

„Daß ich Sie nie geliebt habe, Monseigneur, daß Sie mich nie geliebt haben."

„Oh! was mich betrifft, das dürfen Sie nicht sagen," rief der Prinz mit einem Ausdruck beinahe der Wahrheit. „Ich habe viel Zuneigung für Sie gehabt, Gräfin. Quartieren Sie mich also nicht unter einem Schilde mit Ihnen ein."

„Monseigneur, schätzen wir uns genug, um uns die Wahrheit zu sagen."

„Und was ist die Wahrheit?"

„Es gibt unter uns ein Band, das stärker ist, als die Liebe."

„Welches?"

„Das Interesse."

„Das Interesse? Pfui, Gräfin!"

„Monseigneur, ich muß Ihnen sagen, wie der nor-

mannische Bauer vom Galgen zu seinem Sohne sagte: Hast Du einen Ekel davor, so mache nicht, daß es den Andern davor ekelt. Pfui über dem Interesse, Monseigneur, wie Sie da sagen!"

„Wohl denn! nehmen wir an, Gräfin, wir seien interessirt: worin kann ich Ihren Interessen und worin können Sie den meinigen dienen?"

„Vor Allem, Monseigneur, habe ich Lust, Streit mit Ihnen anzufangen."

„Thun Sie das, Gräfin."

„Sie haben des Vertrauens, das heißt der Achtung gegen mich ermangelt."

„Ich! ich bitte, wann dies?"

„Wann? Werden Sie leugnen, daß Sie, nachdem Sie meinem Geiste Einzelnheiten entlockt, die ich Ihnen gar zu gern gab ..."

„Worüber, Gräfin?"

„Ueber den Geschmack einer gewissen hohen Dame für eine gewisse Sache; daß Sie sich, sage ich, in den Stand gesetzt haben, diesen Geschmack zu befriedigen, ohne mit mir darüber zu sprechen."

„Einzelnheiten entlocken, den Geschmack einer gewissen Dame für eine gewisse Sache errathen, diesen Geschmack befriedigen! wahrhaftig, Gräfin, Sie sind ein Räthsel, eine Sphinx. Ah! ich hatte wohl den Kopf und den Hals der Frau gesehen, aber noch nicht die Krallen des Löwen. Es scheint, Sie wollen mir dieselben zeigen, gut."

„Nein, ich werde Ihnen gar nichts zeigen, Monseigneur, in Betracht, daß Sie nicht mehr Lust haben, etwas zu sehen. Ich werde Ihnen nur ganz einfach den Schlüssel zum Räthsel geben: die Einzelnheiten, das ist das, was in Versailles vorgefallen; der Geschmack einer gewissen Dame, das sind die Diamanten; die gewisse Dame ist die Königin, und die Befriedigung dieses Geschmackes der Königin ist der Ankauf des vielbesprochenen Halsbandes, den Sie

gestern bei den Herren Böhmer und Bossange gemacht haben."

„Gräfin!" murmelte der Cardinal, ganz wankend und bleich.

Jeanne heftete auf ihn ihren klarsten Blick und sprach:

„Sagen Sie, warum Sie mich mit einer so verblüfften Miene anschauen; haben Sie nicht gestern einen Handel mit den Juwelieren des Quai de l'Ecole eingegangen?"

Ein Rohan lügt nie, nicht einmal gegen ein Weib. Der Cardinal schwieg.

Und da er zu erröthen anfing, eine Widerwärtigkeit, die ein Mann einer Frau nie verzeiht, so fügte sie rasch bei:

„Verzeihen Sie, mein Prinz, ich muß Ihnen sogleich sagen, worin Sie sich über mich täuschten. Sie hielten mich für albern und boshaft."

„Oh! oh! Gräfin."

„Kurz..."

„Nicht ein Wort mehr; lassen Sie mich nun ebenfalls sprechen. Ich werde Sie vielleicht überzeugen, denn von heute an sehe ich klar, mit wem ich zu thun habe. Ich glaubte in Ihnen eine hübsche Frau, eine Frau von Geist, eine reizende Geliebte zu finden; Sie sind etwas Besseres, als dieses. Hören Sie."

Jeanne näherte sich dem Cardinal und ließ dabei ihre Hand in seinen Händen.

„Sie wollten meine Geliebte, meine Freundin sein, ohne mich zu lieben. Sie haben mir das selbst gesagt."

„Und ich wiederhole es Ihnen noch einmal," versetzte Frau von La Mothe.

„Der Zweck, Gräfin?"

„Muß ich Ihnen denselben erklären?"

„Nein, ich berühre ihn mit dem Finger. Sie wollen mein Glück machen. Ist es nicht gewiß, daß, wenn einmal mein Glück gemacht ist, meine erste

Sorge sein wird, das Ihrige zu sichern? Habe ich mich getäuscht?“

„Sie haben sich nicht getäuscht, Eminenz, es ist so, nur glauben Sie mir ohne Phrasen, ich habe diesen Zweck nicht unter Widerstreben, nicht unter Antipathieen verfolgt, der Weg war angenehm.“

„Sie sind eine liebenswürdige Frau, Gräfin, und es ist ein wahres Vergnügen, mit Ihnen über diese Angelegenheiten zu sprechen. Ich sagte Ihnen also, Sie haben richtig errathen. Sie wissen, daß ich irgendwo eine ehrfurchtsvolle Zuneigung hege.“

„Ich habe das auf dem Ball der Oper gesehen, mein Prinz.“

„Diese Zuneigung wird nie getheilt werden. Oh! Gott behüte mich, daß ich das glaube.“

„Ei!“ versetzte die Gräfin, „eine Frau ist nicht immer Königin, und Sie haben, wie ich weiß, einen so hohen Werth, als der Herr Cardinal Mazarin.“

„Das war auch ein sehr schöner Mann,“ sagte lachend Herr von Rohan.

„Und ein vortrefflicher erster Minister,“ erwiederte Jeanne mit der größten Ruhe.

„Gräfin, bei Ihnen ist es verlorene Mühe, zu denken, es ist zwanzigmal überflüssig, zu sagen. Sie denken und sprechen für Ihre Freunde. Ja, ich strebe darnach, erster Minister zu werden. Alles treibt mich dazu an: die Geburt, die Gewandtheit in den Geschäften, ein gewisses Wohlwollen, das mir die fremden Höfe bezeigen, viel Sympathie, welche mir vom französischen Volke gewährt wird.“

„Alles endlich,“ sagte Jeanne, „nur Eines ausgenommen.“

„Einen Widerwillen ausgenommen, wollen Sie sagen.“

„Ja, der Königin; und dieser Widerwille ist das wahre Hinderniß. Was sie, die Königin, liebt, muß der König immer am Ende auch lieben, was sie haßt, verabscheut er zum Voraus.“

„Und Sie haßt mich?"

„Oh!"

„Seien wir offenherzig. Ich glaube nicht, daß es uns gestattet ist, auf so schönem Wege zu bleiben, Gräfin."

„Wohl! Monseigneur, die Königin liebt Sie nicht."

„Dann bin ich verloren. Das Halsband kommt nicht in Betracht."

„Hierin könnten Sie sich täuschen, Prinz."

„Das Halsband ist gekauft."

„Die Königin wird wenigstens sehen, daß, wenn Marie Antoinette Sie nicht liebt, sie von Ihnen geliebt wird."

„Oh! Gräfin."

„Sie wissen, Monseigneur, wir sind übereingekommen, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen."

„Gut! Sie sagen also, Sie verzweifeln nicht daran, mich eines Tags als ersten Minister zu sehen?"

„Ich bin fest davon überzeugt."

„Ich würde mir verargen, wenn ich nicht fragte, wornach Sie streben."

„Ich werde es Ihnen sagen, wenn Sie im Stande sind, mein Streben zu befriedigen."

„Das heiße ich sprechen; ich erwarte Sie an diesem Tage."

„Ich danke; speisen wir nun zu Nacht."

Der Cardinal nahm die Hand von Jeanne und drückte sie, wie Jeanne einige Tage vorher gewünscht hatte, daß sie gedrückt würde. Doch diese Zeit war vorüber.

Sie zog ihre Hand zurück.

„Nun, Gräfin?"

„Speisen wir zu Nacht, sage ich Ihnen, Monseigneur."

„Ich habe keinen Hunger mehr."

„So plaudern wir."

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen."

„So verlassen wir uns."

„Ah! das nennen Sie unser Bündniß. Sie geben mir den Abschied?"

„Um wahrhaft einander zu gehören, wollen wir, Monseigneur, das eine und das andere von uns Beiden uns selbst gehören."

„Sie haben Recht, Gräfin, verzeihen Sie mir, daß ich mich abermals über Sie getäuscht habe. Oh! ich schwöre Ihnen, daß dies das letzte Mal sein wird."

Er nahm wieder ihre Hand und küßte sie so ehrfurchtsvoll, daß er das höhnische, teuflische Lächeln der Gräfin in dem Augenblick, wo die Worte: „Es wird das letzte Mal sein, daß ich mich in Beziehung auf Sie getäuscht habe," ertönten, nicht sah.

Jeanne stand auf und geleitete den Prinzen in's Vorzimmer zurück. Hier blieb er stehen und fragte ganz leise:

„Die Folge, Gräfin?"

„Das ist ganz einfach."

„Was werde ich thun?"

„Nichts. Warten Sie auf mich."

„Und Sie gehen?"

„Nach Versailles."

„Wann?"

„Morgen."

„Und ich werde Antwort bekommen?"

„Sogleich."

„Wohl, meine Beschützerin, ich übergebe mich Ihnen."

„Lassen Sie mich gewähren."

Nach diesem Wort kehrte sie zurück und legte sich zu Bette. Sie betrachtete noch mit einem unentschiedenen Blick den schönen marmornen Endymion, der auf Diana wartete, und murmelte:

„Die Freiheit ist entschieden mehr werth."

XLVII.

Jeanne beschützt.

Herrin eines solchen Geheimnisses, reich an einer solchen Zukunft, unterstützt von zwei so bedeutenden Mächten, fühlte sich Jeanne stark genug, um eine Welt aufzuheben.

Sie gab sich vierzehn Tage Frist, um anzufangen, voll in die saftige Traube zu beißen, die das Glück über ihrer Stirne aufhing.

Bei Hofe nicht mehr als eine Bittstellerin, nicht mehr als die von Frau von Boulainvilliers aus dem Elend gezogene arme Bettlerin, sondern als eine Abkömmlingin der Valois mit einem Reichthum von hundert tausend Livres Einkünften erscheinen, einen Herzog und Pair zum Gemahl haben, sich die Günstlingin der Königin nennen und in dieser Zeit der Intriguen und Stürme den König durch Marie Antoinette regierend den Staat regieren, dies war ganz einfach das Panorama, das sich vor der unerschöpflichen Einbildungskraft der Gräfin von La Mothe entrollte.

Als es Tag war, machte sie nur einen Sprung bis Versailles. Sie hatte keinen Audienzbrief, aber ihr Vertrauen zu ihrem Glück war so mächtig geworden, daß Jeanne nicht daran zweifelte, die Etiquette würde sich vor ihrem Wunsche beugen.

Sie hatte Recht.

Alle die Dienstfertigen des Hofes, die so eifrig darauf bedacht sind, den Geschmack des Gebieters zu errathen, hatten schon bemerkt, welches Vergnügen die Königin an der Gesellschaft der hübschen Gräfin fand.

Das war genug, daß ein verständiger Huissier, der begierig, sich willkommen zu machen, sich der Königin, welche aus der Kapelle kam, in den Weg stellte und hier, wie durch Zufall, vor dem Kammerherrn vom Dienst die Worte sprach:

„Mein Herr, was soll ich mit der Gräfin von
a Mothe-Valois machen, welche keinen Audienzbrief
at?“

Die Königin sprach leise mit Frau von Lamballe.
Der Name von Jeanne, geschickt von diesem Menschen
ingeworfen, unterbrach sie in ihrem Gespräche.

Sie wandte sich um.

„Sagt man nicht, Frau von La Mothe-Valois
ei da?“

„Ich glaube, ja, Eure Majestät,“ erwiederte der
Kammerherr.

„Wer sagt das?“

„Dieser Huissier, Madame.“

Der Huissier verbeugte sich bescheiden.

„Ich werde Frau von La Mothe-Valois empfan-
gen,“ sprach die Königin, welche immer weiter ging.

Dann, ehe sie ganz verschwand, fügte sie bei:

„Sie werden sie in das Badecabinet führen.“

Jeanne, der dieser Mensch einfach erzählte, was
r gethan, fuhr sogleich mit der Hand nach ihrer Börse,
doch der Huissier hielt sie durch ein Lächeln zurück und
agte:

„Frau Gräfin, ich bitte, wollen Sie die Güte haben,
diese Schuld anzuhäufen, Sie werden sie mir vielleicht
bald mit besseren Interessen bezahlen können.“

„Sie haben Recht, mein Freund, ich danke,“ er-
wiederte Jeanne, und sie steckte ihr Geld wieder in die
Tasche.

„Warum sollte ich nicht einen Huissier begünstigen,
der mich begünstigt hat,“ sagte sie zu sich selbst. „Ich
thue eben so viel für einen Cardinal.“

Jeanne befand sich bald in Gegenwart ihrer Sou-
verainin.

Marie Antoinette war ernst, scheinbar nicht ganz
gut gestimmt, vielleicht gerade weil sie die Gräfin mit
einem unerwarteten Empfang zu sehr begünstigt hatte.

„Die Königin bildet sich wohl am Ende ein, ich
wolle wieder betteln,“ dachte die Freundin von Herrn

von Rohan . . . „Ehe ich zwanzig Worte gesprochen habe, wird sie entrunzelt sein, oder sie hat mich vor die Thüre werfen lassen.“

„Madame,“ sagte die Königin, „ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, mit dem König zu sprechen.“

„Ah! Madame, Eure Majestät ist nur zu gut gegen mich gewesen, und ich erwarte nichts mehr. Ich komme . . .“

„Warum kommen Sie?“ versetzte die Königin, welche die Uebergänge geschickt aufzugreifen verstand. „Sie hatten keine Audienz verlangt. Es ist vielleicht eine dringliche Sache . . . für Sie?“

„Dringlich . . . ja, Madame; doch für mich . . . nein.“

„Für mich also . . . lassen Sie hören, sprechen Sie, Gräfin.“

Und die Königin führte Jeanne in das Badecabinet, wo ihre Kammerfrauen auf sie warteten.

Als die Gräfin alle diese Leute um die Königin sah, fing sie ihr Gespräch nicht an.

Sobald die Königin im Bade war, schickte sie ihre Frauen weg.

„Madame,“ sagte Jeanne, „Eure Majestät sieht mich in großer Verlegenheit.“

„Wie so?“

„Eure Majestät weiß, ich glaube es ihr gesagt zu haben, mit welcher Huld der Herr Cardinal mich zu verbinden sucht.“

Die Königin faltete die Stirne.

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie.

„Ich glaubte . . .“

„Gleichviel . . . sprechen Sie.“

„Wohl! Madame, Seine Eminenz erwies mir vorgestern die Ehre, mich zu besuchen.“

„Ah!“

„Es war wegen einer Wohlthätigkeitsanstalt, deren Vorsteherin ich bin.“

„Sehr gut, sehr gut, Gräfin. Ich werde auch schenken . . . Ihrer Wohlthätigkeitsanstalt.“

„Eure Majestät täuscht sich. Ich habe die Ehre gehabt, ihr zu sagen, daß ich nichts fordere. Der Herr Cardinal sprach mit mir nach seiner Gewohnheit von der Güte der Königin, von ihrer unerschöpflichen Gnade.“

„Und verlangte, daß ich seine Schützlinge beschütze?“

„Einmal. Ja, Eure Majestät.“

„Ich werde es thun, nicht des Herrn Cardinals wegen, sondern der Unglücklichen wegen, die ich immer gut aufnehme, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Nur sagen Sie Seiner Eminenz, ich sei sehr beschränkt.“

„Ach! Madame, das sagte ich ihm, und daher rührt die Verlegenheit, die ich Eurer Majestät bezeichnet habe.“

„Ah! ah!“

„Ich schilderte dem Herrn Cardinal den so glühenden Wohlthätigkeitssinn, von dem das Herz Eurer Majestät bei der Mittheilung irgend eines Unglücks erfüllt ist, ich schilderte ihm die ganze Freigebigkeit, welche unabläßig die stets zu schmale Börse der Königin leert.“

„Gut! gut!“

„„Hören Sie, Monseigneur,““ sagte ich zu ihm als Beispiel, „„Ihre Majestät macht sich zur Sklavin ihrer eigenen Güte. Sie opfert sich ihren Armen, das Gute, was sie thut, gereicht ihr zum Nachtheil,““ und hierüber klagte ich mich selbst an.“

„Wie so, Gräfin?“ sagte die Königin, welche horchte, mochte sie nun Jeanne bei ihrer schwachen Seite zu fassen gewußt haben, oder fühlte der ausgezeichnete Geist von Marie Antoinette unter der Länge dieses Eingangs ein lebhaftes, für sie aus der Vorbereitung entspringendes Interesse.

„Ich sagte, Madame, Eure Majestät habe mir einige Tage zuvor eine starke Summe gegeben; es sei dies

wenigstens tausendmal seit zwei Jahren der Königin begegnet, und wenn die Königin minder gefühlvoll, minder großmüthig gewesen wäre, so hätte sie zwei Millionen in der Casse, in deren Besitz sie keine Erwägung abhalten würde, sich das schöne Halsband zu verschaffen, das sie so edel, so muthig, aber, verzeihen Sie mir, wenn ich es sage, Madame, so ungerecht zurückgewiesen."

Die Königin erröthete und schaute Jeanne an. Offenbar war der Schluß in den letzten Worten enthalten. Lag eine Falle darunter? war es nur Fuchsschwänzerei? Da die Frage so gestellt, so mußte unfehlbar eine Gefahr für eine Königin dabei sein. Doch Ihre Majestät fand auf dem Gesichte von Jeanne so viel Sanftmuth, so viel unschuldiges Wohlwollen, so viel reine Wahrheit, daß nichts eine solche Physiognomie der Treulosigkeit oder der Schmeichelei beschuldigte. Und da die Königin selbst eine Seele voll wahrer Großmuth hatte, da die Großmuth immer die Stärke, die Stärke immer die Wahrheit in sich schließt, so sagte Marie Antoinette, einen Seufzer ausstoßend:

„Ja, das Halsband ist schön; es war schön, will ich sagen, und es freut mich, daß eine Frau von Geschmack mich lobt, da ich es zurückgewiesen."

„Wenn Sie wüßten, Madame," rief Jeanne, die Phrase geschickt durchschneidend, „wie man am Ende die Gefühle der Leute kennen lernt, wenn man ein Interesse für diejenigen hegt, welche diese Leute liebt?"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, Madame, ich habe Herrn von Rohan, als er Ihr heldenmüthiges Opfer des Halsbandes erfuhr, erbleichen sehen."

„Erbleichen!"

„In einem Moment sah ich seine Augen sich mit Thränen füllen. Ich weiß nicht, Madame, ob es der Wahrheit entspricht, daß Herr von Rohan ein schöner Mann und ein vollendeter Cavalier sei, wie viele Leute behaupten; ich weiß nur, daß in diesem Augenblick sein

Antlitz, erleuchtet von dem Feuer seiner Seele und ganz durchfurcht von Thränen, hervorgerufen durch Ihre edelmüthige Uneigennützigkeit, was sage ich, durch Ihre erhabene Beraubung . . . dieses Antlitz wird nie aus meinem Gedächtniß kommen."

Die Königin hielt einen Augenblick inne, um das Wasser aus dem vergoldeten Schwanenschnabel, der sich in ihre marmorne Badewanne herabsenkte, fallen zu lassen.

„Wohl! Gräfin," sprach sie dann, „da Ihnen Herr von Rohan so schön und so vollendet vorgekommen ist, als Sie so eben gesagt, so fordere ich Sie auf, ihn dies nicht sehen zu lassen. Er ist ein weltlicher Prälat, ein Hirte, der das Lamm eben sowohl für sich selbst, als für den Herrn nimmt."

„Oh! Madame."

„Was denn? Verleumde ich ihn etwa? Ist das nicht sein Ruf? Macht er sich nicht eine Art von Ruhm daraus? Sehen Sie ihn nicht an Ceremonientagen seine schönen Hände in der Luft schütteln, — es ist wahr, sie sind schön, — um sie noch weißer zu machen und auf diese vom Hirtenring funkelnden Hände die andächtigen Augen sich heften, welche noch viel glänzender, als der Diamant des Cardinals?"

Jeanne verbeugte sich.

„Die Trophäen des Cardinals," fuhr die Königin fort, „sind zahlreich. Einige haben Aergerniß erregt. Der Prälat ist ein Verliebter, wie die der Fronde. Lobe ihn, wer da will, ich bleibe fern davon."

„Wohl! Madame," erwiederte Jeanne, der es bei dieser Vertraulichkeit, wie auch bei der ganz körperlichen Lage der Königin behaglich wurde. „Ich weiß nicht, ob der Herr Cardinal an die Andächtigen dachte, als er mit mir mit einer solchen Gluth von den Tugenden Eurer Majestät sprach; doch Alles, was ich weiß, ist, daß seine schönen Hände, statt in der Luft zu schweben, an sein Herz gedrückt waren."

Die Königin schüttelte den Kopf und fing an gezwungen zu lachen.

„Ah! ah!“ dachte Jeanne, „sollten die Sachen besser gehen, als wir glaubten, sollte der Aerger uns zur Unterstützung gereichen? oh! dann hätten wir zu leichte Arbeit.“

Die Königin nahm rasch wieder ihre edle, gleichgültige Miene an.

„Fahren Sie fort,“ sagte sie.

„Eure Majestät verwandelt mich in Eis, diese Bescheidenheit, die das Lob sogar zurückweist . . .“

„Das des Cardinals! Oh! ja.“

„Aber warum, Madame?“

„Weil es mir verdächtig ist.“

„Es geziemt sich nicht für mich,“ erwiederte Jeanne mit der tiefsten Ehrfurcht, „es geziemt sich nicht, denjenigen zu vertheidigen, der das Unglück gehabt hat, bei Eurer Majestät in Ungnade zu fallen; wir wollen auch nicht einen Augenblick zweifeln, daß dieser sehr strafbar ist, da er Eurer Majestät mißfallen hat.“

„Herr von Rohan hat mir nicht mißfallen, er hat mich beleidigt. Doch ich bin Königin und Christin, und folglich doppelt angetrieben, Beleidigungen zu vergessen.“

Die Königin sprach diese Worte mit jener majestätischen Güte, die nur ihr eigenthümlich war.

Jeanne schwieg.

„Sie sagen nichts?“

„Ich wäre Eurer Majestät verdächtig, ich würde mich der Gefahr Ihrer Ungnade, Ihres Tadels aussetzen, drückte ich eine Meinung aus, welche der Ihrigen widerspräche.“

„Sie denken das Gegentheil von dem, was ich in Beziehung auf den Cardinal denke?“

„Gerade das Gegentheil, Madame.“

„Sie würden nicht so sprechen an dem Tage, wo Sie erführen, was der Prinz Louis gegen mich gethan hat.“

„Ich weiß nur das, was ich ihn für den Dienst Eurer Majestät habe thun sehen."

„Galanterien?"

Jeanne verneigte sich.

„Höflichkeiten, Wünsche, Complimente?" fuhr die Königin fort.

Jeanne schwieg.

„Sie hegen für Herrn von Rohan eine lebhafte Freundschaft, Gräfin; ich werde ihn in Ihrer Gegenwart nicht mehr angreifen," sagte die Königin.

Und sie lachte abermals.

„Madame," sprach Jeanne, „Ihr Zorn wäre mir lieber, als Ihr Gespötte. Was der Herr Cardinal für Eure Majestät empfindet, ist ein so ehrerbietiges Gefühl, daß er, ich bin fest davon überzeugt, wenn er die Königin über ihn lachen sehen würde, darüber stürbe."

„Oh! oh! er hat sich also sehr verändert."

„Eure Majestät hatte neulich die Gnade, mir zu sagen, schon seit zehn Jahren sei Herr von Rohan leidenschaftlich . . ."

„Ich scherzte, Gräfin," sprach die Königin mit ernstem Tone.

Zum Stillschweigen genöthigt, schien Jeanne der Königin sich darein zu fügen, nicht mehr zu kämpfen; doch Marie Antoinette täuschte sich. Bei diesen Frauen, bei diesen Naturen des Tigers und der Schlange ist der Augenblick ihres Zurückbiegens immer das Vorspiel des Angriffs; die zusammengedrängte Ruhe geht dem Sprunge vorher.

„Sie sprachen von jenen Diamanten," sagte unkluger Weise die Königin. „Gestehen Sie, daß Sie daran gedacht haben."

„Tag und Nacht, Madame," sprach Jeanne mit der Freude eines Generals, der auf dem Schlachtfelde seinen Feind einen entscheidenden Fehler machen sieht. „Sie sind so schön, sie werden Eurer Majestät so gut stehen."

„Wie so?"

„Ja, Madame, ja, Eurer Majestät.“
„Sie sind aber verkauft!“
„Ja, sie sind verkauft.“
„An den Gesandten von Portugal?“
Jeanne schüttelte sachte den Kopf.
„Nein!“ rief freudig die Königin.
„Nein, Madame.“
„An wen denn?“
„Herr von Rohan hat sie gekauft.“

Die Königin machte gleichsam einen Sprung, doch plötzlich wieder erkaltet, ließ sie nur ein halblautes „Ah!“ vernehmen.

„Hören Sie, Madame,“ sagte Jeanne mit einer Beredtsamkeit voller Begeisterung, „was Herr von Rohan gethan hat, ist herrlich; es ist ein Augenblick des Edelmuths und der Gutherzigkeit; es ist eine schöne Bewegung; eine Seele, wie die Eurer Majestät, kann nicht umhin, mit Allem zu sympathisiren, was gut und gefühlvoll ist. Kaum hatte Herr von Rohan durch mich, ich gestehe es, die augenblickliche Beengung Eurer Majestät erfahren, als er ausrief:

„„Wie! die Königin von Frankreich versagt sich das, was die Frau eines Generalpächters sich nicht versagen würde! Wie! die Königin kann sich der Widerwärtigkeit aussetzen, eines Tags Madame Necker mit diesen Diamanten geschmückt zu sehen?““

„Herr von Rohan wußte noch nicht, daß der Gesandte von Portugal sie erhandelt hatte. Ich theilte es ihm mit. Seine Entrüstung verdoppelte sich. „Es ist hier nicht mehr,“ sagte er, „es ist hier nicht mehr die Frage eines Vergnügens, das der Königin gemacht werden soll, es ist eine Frage der königlichen Würde. . . . Ich kenne den Geist der fremden Höfe, Eitelkeit, Scheingepränge . . . man wird dort lachen über die Königin von Frankreich, die kein Geld hat, um einen gerechten Geschmack zu befriedigen; und ich, ich sollte dulden, daß man der Königin von Frankreich spottet! Nein, niemals!““

„Und er verließ mich ungestüm. Eine Stunde nachher erfuhr ich, daß er die Diamanten gekauft hatte.“

„Um fünfzehnmal hunderttausend Livres?“

„Um sechzehnmal hunderttausend.“

„Und was war seine Absicht, als er sie kaufte?“

„Daß sie, da sie nicht Eurer Majestät gehören konnten, wenigstens keiner andern Frau gehörten.“

„Und Sie sind sicher, daß Herr von Rohan das Halsband nicht gekauft hat, um damit irgend einer Geliebten seine Huldigung darzubringen?“

„Ich weiß gewiß, daß er es gekauft hat, um es eher zu vernichten, als dasselbe an einem andern Hals, als an dem der Königin glänzen zu sehen.“

Marie Antoinette dachte einen Augenblick nach, und ihr edles Antlitz ließ ohne Wolke Alles sehen, was in ihrer Seele vorging.

„Was Herr von Rohan gethan hat, ist gut,“ sprach sie, „es ist ein edler Zug, ein Zug zarter Ergebenheit.“

Jeanne verschlang gierig diese Worte.

„Sie werden also Herrn von Rohan danken,“ fuhr die Königin fort.

„Oh! ja, Madame.“

„Sie werden beifügen, die Freundschaft von Herrn von Rohan sei mir erwiesen, und als ehrlicher Mensch, wie Katharina sagt, nehme ich von der Freundschaft Alles an; jedoch unter der Bedingung der Wiedervergeltung. Ich nehme auch nicht das Geschenk von Herrn von Rohan . . .“

„Was denn?“

„Sondern seinen Vorschuß an . . . Herr von Rohan hat die Güte gehabt, sein Geld oder seinen Credit vorzuschießen, um mir Vergnügen zu machen. Ich werde es ihm zurückbezahlen. Böhmer hatte, glaube ich, Baargeld verlangt?“

„Ja, Madame.“

„Wie viel?“

„Zweimal hundert und fünfzigtausend Livres.“

„Zweimal hundert und fünfzig tausend Livres, das ist das vierteljährige Nadelgeld, das mir der König gibt, man hat es mir diesen Morgen geschickt, ich weiß, zum Voraus, doch man hat es mir geschickt."

Marie Antoinette läutete rasch ihren Frauen; diese hüllten sie in feine gewärmte Batiste und kleideten sie an.

Wieder allein mit Jeanne und in ihr Zimmer zurückgekehrt, sprach sie zu der Gräfin:

„Ich bitte, öffnen Sie diese Schublade."

„Die erste?"

„Nein, die zweite. Sie sehen ein Portefeuille?"

„Hier ist es, Madame."

„Es enthält zweimal hundert und fünfzig tausend Livres, zählen Sie dieselben."

Jeanne gehorchte.

„Bringen Sie das Geld dem Cardinal, danken Sie ihm noch einmal, sagen Sie ihm, ich werde es jeden Monat einrichten, um so zu bezahlen. Die Interessen wird man berechnen. Auf diese Art bekomme ich das Halsband, das mir so sehr gefallen hat, und wenn ich mich beenge, um es zu bezahlen, so werde ich wenigstens den König nicht beengen."

Sie sammelte sich eine Minute.

„Und dabei gewinne ich," fuhr sie fort, „daß ich erfahre, ich habe einen zartfühlenden Freund, der mir gedient . . ."

Sie zögerte wieder.

„Und eine Freundin, die mich errathen hat," fügte sie dann bei, indem sie Jeanne ihre Hand bot, auf welche sich die Gräfin stürzte.

Dann, als sie wegzugehen im Begriff war, sagte sie, nachdem sie abermals gezögert, ganz leise, als hätte sie Furcht vor dem, was sie sprach:

„Sie werden Herrn von Rohan davon unterrichten, daß er in Versailles willkommen ist, und daß ich ihm meinen Dank abzustatten habe."

Jeanne eilte aus dem Zimmer, nicht trunken,

sondern wahnsinnig von Freude und befriedigtem Stolz.

Sie preßte ihre Cassenbillets zusammen, wie ein Geier seine geraubte Beute.

XLVIII.

Das Portefeuille der Königin.

Dieses wirkliche oder eingebildete Vermögen, das Jeanne von Valois mit sich forttrug, Niemand fühlte ie Wichtigkeit desselben so sehr, als die Pferde, welche ie von Versailles wegführten.

Wenn je Pferde angetrieben, einen Preis zu ge- innen, auf der Rennbahn flogen, so waren es diese wei armen Rosse eines Miethwagens.

Von der Gräfin angestachelt, machte sie der Kutscher lauben, sie seien die leichten Vierfüßigen der Landschaft lis, und es seien zwei Talente Gold für den Herrn nd eine dreifache Ration geschälte Gerste für sie zu ewinnen.

Der Cardinal war noch nicht ausgefahren, als rau von La Mothe mitten in seinem Hotel und mitten nter seinen Leuten bei ihm ankam.

Sie ließ sich ceremoniöser melden, als sie dies bei r Königin gethan hatte.

„Sie kommen von Versailles?“ sagte er.

„Ja, Monseigneur.“

Er schaute sie an, sie war unerforschlich.

Sie sah seinen Schauer, seine Traurigkeit, sein ißbehagen, und hatte mit nichts Mitleid.

„Nun?“ fragte er.

„Nun! lassen Sie hören, Monseigneur, was wün- hen Sie? Sprechen Sie ein wenig, damit ich mir cht zu viel Vorwürfe mache.“

„Ah! Gräfin, Sie sagen mir das mit einer Miene . . ."

„Nicht wahr, mit einer betrübenden?"

„Mit einer tödtenden."

„Sie wollten, ich solle die Königin sehen?"

„Ja."

„Ich habe sie gesehen. Sie sollte mich von Ihnen sprechen lassen, sie, die wiederholt ihre Abneigung gegen Sie und ihre Unzufriedenheit, wenn sie Ihren Namen aussprechen hörte, bezeigt hatte?"

„Ich sehe, daß ich, wenn ich diesen Wunsch gehabt habe, auf die Erfüllung desselben verzichten muß."

„Nein, die Königin hat mit mir von Ihnen gesprochen."

„Oder vielmehr, Sie sind so gut gewesen, mit ihr von mir zu sprechen?"

„Es ist wahr."

„Und Ihre Majestät . . . hat zugehört?"

„Das verdient eine Erläuterung."

„Sagen Sie mir kein Wort mehr, Gräfin, ich sehe, welchen Widerwillen Ihre Majestät gehabt hat..."

„Nicht zu sehr ... Ich habe es gewagt, vom Halsband zu sprechen."

„Sie wagten es, zu sagen, ich habe daran gedacht . . ."

„Es für sie zu kaufen, ja."

„Oh! Gräfin, das ist herrlich; und sie hat zugehört?"

„Ja."

„Sie haben ihr gesagt, ich biete ihr die Diamanten an?"

„Sie hat es geradezu ausgeschlagen."

„Ich bin verloren."

„Ausgeschlagen, das Geschenk anzunehmen, ja; das Darlehen . . ."

„Das Darlehen! . . . Sie hätten dem Anerbieten eine so zarte Wendung gegeben?"

„So zart, daß sie es angenommen hat."

„Ich leihe der Königin, ich! . . . Gräfin, ist das möglich?“

„Das ist mehr, als wenn Sie schenkten, nicht wahr?“

„Tausendmal mehr.“

„Ich dachte es wohl. Jedenfalls nimmt Ihre Majestät an.“

Der Cardinal stand auf und setzte sich dann wieder. Er rückte bis zu Jeanne, ergriff ihre Hände und sagte:

„Täuschen Sie mich nicht, bedenken Sie wohl, daß Sie mit einem Wort aus mir den letzten der Menschen machen können.“

„Man spielt nicht mit Leidenschaften, Herr Cardinal; das ist gut bei der Lächerlichkeit, doch die Männer von Ihrem Rang und Verdienst können nie lächerlich sein.“

„Das ist wahr. Was Sie mir sagen, ist also...“

„Die strenge Wahrheit.“

„Ich habe ein Geheimniß mit der Königin?“

„Ein Geheimniß . . . ein tödtliches . . .“

Der Cardinal eilte auf Jeanne zu und drückte ihr zärtlich die Hand.

„Ich liebe diesen Händedruck,“ sprach die Gräfin, „es ist der eines Menschen, gegeben einem Menschen.“

„Es ist der von einem glücklichen Menschen seinem Schutzengel gegeben.“

„Monseigneur, übertreiben Sie nicht.“

„Oh! meine Freude, meine Dankbarkeit, nie ...“

„Sie übertreiben die eine und die andere. Anderthalb Millionen einer Königin leihen, ist es nicht das, was Sie brauchten?“

Der Cardinal seufzte.

„Buckingham hätte etwas Anderes verlangt, nachdem er seine Perlen auf dem Boden des königlichen Gemaches ausgestreut.“

„Was Buckingham gehabt hat, Gräfin, will ich mir nicht einmal wünschen, und wäre es im Traum.“

„Sie werden sich hierüber mit der Königin erklären,

denn sie hat mir Befehl gegeben, Ihnen zu verkündigen, Monseigneur, sie würde Sie mit Vergnügen in Versailles sehen."

Die Unvorsichtige hatte nicht so bald dieses Wort ausgesprochen, als der Cardinal weiß wurde wie ein Jüngling unter dem ersten Liebeskuß. Er tappte nach dem Lehnstuhl, der in seinem Bereiche stand, wie ein trunkener Mensch.

„Ah! ah!" dachte Jeanne, „das ist noch ernster, als ich glaubte. Ich hatte vom Herzogthum, von der Pairie, von hunderttausend Livres Einkünfte geträumt, ich werde bis zum Fürstenthum, bis zur halben Million gehen, denn Herr von Rohan handelt weder aus Ehrsucht, noch aus Geiz, sondern aus Liebe."

Herr von Rohan erholte sich schnell. Die Freude ist keine Krankheit, welche lange währt, und da er ein starker Geist war, so hielt er es für geeignet, mit Jeanne von den Angelegenheiten zu reden, um sie vergessen zu machen, daß er mit ihr von der Liebe gesprochen.

Sie ließ ihn gewähren.

„Meine Freundin," sagte er, indem er Jeanne in die Arme schloß, „was gedenkt die Königin bei dem Anlehen zu thun, das Sie ihr unterschoben haben?"

„Sie fragen mich das, weil man glaubt, die Königin habe kein Geld?"

„Ganz richtig."

„Wohl! sie verlangt Sie zu bezahlen, als ob sie Böhmer bezahlte, nur mit dem Unterschied, daß, wenn sie von Böhmer gekauft hätte, ganz Paris es erführe, was seit dem berühmten Worte mit dem Schiffe unmöglich ist, und daß, wenn sie den König das Maul hängen machte, ganz Frankreich Grimassen schneiden würde. Die Königin will also die Diamanten im Einzelnen haben und sie im Einzelnen bezahlen. Sie liefern ihr die Gelegenheit dazu; Sie sind für sie ein verschwiegener Cassier, ein zahlungsfähiger Cassier, falls sie in Verlegenheit käme; sie ist glücklich und sie bezahlt; verlangen Sie nicht mehr."

„Sie bezahlt! Wie?"

„Die Königin, eine Frau, welche Alles begreift, weiß wohl, daß Sie Schulden haben, Herr Cardinal, und dann ist sie stolz; es ist keine Freundin, welche Geschenke annimmt . . . Als ich ihr sagte, Sie haben zweimal hundert und fünfzigtausend Livres vorausbezahlt . . ."

„Sie haben ihr das gesagt?"

„Warum nicht?"

„Das hieß ihr die Sache sogleich unmöglich machen."

„Das hieß ihr das Mittel, den Grund der Annahme verschaffen. Nichts für Nichts, das ist der Wahlspruch der Königin."

„Mein Gott!"

Jeanne steckte ruhig die Hand in ihre Tasche und zog das Portefeuille hervor.

„Was ist das?" fragte Herr von Rohan.

„Ein Portefeuille, welches für zweimal hundert und fünfzigtausend Livres Cassenbillets enthält."

„Wahrhaftig?"

„Und die Königin schickt sie Ihnen mit einem schönen Gruß."

„Oh!"

„Das Geld ist darin, ich habe es gezählt."

„Es handelt sich wohl hierum!"

„Doch nach was schauen Sie?"

„Ich schaue dieses Portefeuille an, von dem ich nicht wußte, daß Sie es besaßen."

„Es gefällt Ihnen, obgleich es weder schön, noch reich ist."

„Es gefällt mir, ich weiß nicht, warum."

„Sie haben einen guten Geschmack."

„Sie spotten meiner? In welcher Hinsicht sagen Sie, ich habe einen guten Geschmack?"

„Allerdings, da Sie denselben Geschmack haben, wie die Königin."

„Dieses Portefeuille...“

„Gehörte der Königin, Monseigneur.“

„Ist Ihnen daran gelegen?“

„Oh! viel.“

Herr von Rohan seufzte.

„Das begreift sich,“ sagte er.

„Wenn es Ihnen jedoch Vergnügen machen würde,“ versetzte die Gräfin mit jenem Lächeln, das die Heiligen in's Verderben führt.

„Sie zweifeln nicht daran, Gräfin; doch ich will Sie nicht berauben.“

„Nehmen Sie es.“

„Gräfin!“ rief der Cardinal, fortgerissen von seiner Freude, „Sie sind die kostbarste Freundin, Sie sind die geistreichste Freundin, die...“

„Ja, ja.“

„Und es ist unter uns...“

„Auf Leben und Tod! man sagt das immer. Nein, ich habe nur ein Verdienst.“

„Welches?“

„Das, Ihre Angelegenheiten mit ziemlich viel Glück und mit großem Eifer betrieben zu haben.“

„Wenn Sie nur dieses Glück hätten, meine Freundin, so würde ich sagen, ich komme Ihnen an Werth beinahe gleich, insofern ich, während Sie nach Versailles gingen, arme Theure, auch für Sie gearbeitet habe.“

Jeanne schaute den Cardinal mit Erstaunen an.

„Ja, eine Erbärmlichkeit,“ sagte er. „Ein Mann, mein Banquier, kam zu mir und trug mir Actien bei einem Geschäfte an, das die Austrocknung oder Ausbeutung von Sümpfen betrifft.“

„Ah!“

„Der Nutzen war sicher, und ich nahm den Vorschlag an.“

„Und Sie haben wohl daran gethan.“

„Oh! Sie werden sehen, daß ich Sie in meinem Geiste immer auf den ersten Rang stelle.“

„Auf den zweiten, das ist noch mehr, als ich verdiene; doch lassen Sie hören."

„Mein Banquier gab mir zweihundert Actien, ich nahm für Sie den vierten Theil, die letzten."

„Oh! Herr Cardinal."

„Lassen Sie mich doch machen. Zwei Stunden nachher kam er zurück. Nur die Thatsache des Unterbringens dieser Actien an diesem Tage allein hatte ein Steigen von hundert Procent bewerkstelligt. Er gab mir hunderttausend Livres."

„Eine schöne Speculation."

„Von der hier Ihr Antheil ist, liebe Gräfin, ich will sagen, theure Freundin."

Und er ließ aus dem Päckchen von zweimal hundert fünfzigtausend Livres, die ihm die Königin geschickt, fünf und zwanzigtausend Livres in die Hand von Jeanne schlüpfen.

„Es ist gut, Monseigneur, wer gibt, soll auch empfangen. Was mir jedoch am meisten schmeichelt, ist, daß Sie an mich gedacht haben."

„Es wird immer so sein," erwiederte der Cardinal, indem er ihr die Hand küßte.

„Seien Sie auf ein Gleiches gefaßt," sprach Jeanne... „Monseigneur, auf baldiges Wiedersehen in Versailles."

Und sie entfernte sich, nachdem sie ihm eine Liste der von der Königin gewählten Termine gegeben hatte, deren erster, auf einen Monat gestellt, eine Summe von fünfmal hunderttausend Livres machte.

XLIX.

Worin man den Doctor Louis wiederfindet.

Erinnern sich unsere Leser, in welcher schwierigen Lage wir Herrn von Charny verlassen haben, so werden

sie uns vielleicht einigen Dank wissen, wenn wir sie in das kleine Vorzimmer der Gemächer von Versailles zurückführen, in welches dieser brave Seemann, den weder die Menschen, noch die Elemente je eingeschüchtert hatten, aus Furcht, sich vor drei Frauen: der Königin, Andrée und Frau von La Mothe, übel zu befinden, geflohen war.

Als sich Herr von Charny mitten im Vorzimmer befand, sah er ein, daß es ihm unmöglich, weiter zu gehen. Er streckte, ganz schwankend, die Arme aus. Man bemerkte, daß ihn seine Kräfte verließen, und man kam ihm zu Hülfe.

Da wurde der junge Officier ohnmächtig; nach einigen Augenblicken kam er aber wieder zu sich, jedoch ohne zu vermuthen, daß es die Königin gesehen, und daß sie vielleicht in einer ersten Bewegung der Angst herbeigelaufen wäre, hätte sie nicht Andrée, mehr noch durch eine glühende Eifersucht, als durch ein kaltes Gefühl der Schicklichkeit, zurückgehalten.

Es war indessen gut für die Königin, daß sie auf den von Andrée gegebenen Rath in ihrem Zimmer blieb, welches Gefühl auch diesen Rath dictirt haben mochte, denn kaum war die Thüre hinter ihr zugemacht, als sie durch dieselbe den Ruf des Huissier: „Der König!“ vernahm.

Es war in der That der König, der aus seinen Gemächern nach der Terrasse ging und, vor der Sitzung des Rathes, seine Jagdequipagen, die er seit einiger Zeit etwas vernachlässigt fand, besichtigen wollte.

Als der König, dem einige Officianten seines Hauses folgten, in das Zimmer eintrat, blieb er stehen: er sah einen Mann, der auf ein Fenstergesimse zurückgelehnt war, in einer Lage, welche nicht wenig zwei Leibwachen, die ihm beisprangen, beunruhigte, denn sie waren nicht gewohnt, einen Officier um nichts in Ohnmacht fallen zu sehen.

Während sie Herrn von Charny unterstützten, riefen sie auch:

„Mein Herr, was haben Sie denn?“

Doch die Stimme versagte dem Kranken, und es
var ihm unmöglich, zu antworten.

An diesem Stillschweigen die Bedeutung des Uebels
rkennend, beschleunigte der König seine Schritte.

„Ja,“ sagte er, „ja, es ist Einer, der das Be-
vußtsein verliert.“

Bei der Stimme des Königs wandten sich die zwei
eibwachen um und ließen durch eine maschinenmäßige
Bewegung Herrn von Charny los, der, nur noch durch
inen Rest von Stärke unterstützt, auf die Platten sank.

„Oh! mein Herr,“ sagte der König, „was machen
Sie denn?“

Man stürzte herbei. Man hob sachte Herrn von
Charny, der völlig das Bewußtsein verloren hatte, auf
nd legte ihn auf einen Lehnstuhl.

„Ah! es ist Herr von Charny,“ rief plötzlich der
König, als er den jungen Officier erkannte.

„Herr von Charny!“ riefen die Umstehenden.

„Ja, der Neffe von Herrn von Suffren.“

Diese Worte brachten eine magische Wirkung her-
or. Herr von Charny war in einem Augenblick von
Riechwasser übergossen, nicht mehr, nicht minder, als
efände er sich unter zehn Frauen. Ein Arzt wurde
erufen, er untersuchte rasch den Kranken.

Neugierig bei jeder Wissenschaft und mitleidig bei
dem Uebel, wollte der König sich nicht entfernen; er
ohnte der Consultation bei.

Die erste Sorge des Arztes war, daß er die Weste
nd das Hemd des jungen Mannes zurückschob, damit
ie Luft seine Brust berührte; während er aber dies
hat, fand er, was er nicht gesucht hatte.

„Eine Wunde,“ sagte der König, seine Theil-
ahme verdoppelnd, indem er so nahe hinzutrat, daß
r mit seinen eigenen Augen sehen konnte.

„Ja, ja,“ murmelte Herr von Charny, der sich zu
heben suchte und mit geschwächten Augen umher-

schaute, „eine alte Wunde, die sich wieder geöffnet hat. Es ist nichts... nichts..."

Und seine Hand drückte unmerklich die Finger des Arztes.

Ein Arzt begreift Alles und muß Alles begreifen. Dieser war aber kein Hofarzt, sondern ein Wundarzt von Versailles. Er wollte sich ein Ansehen geben und erwiederte:

„Oh! alt... das beliebt Ihnen zu sagen; die Lefzen sind zu frisch, das Blut zu hochroth: diese Wunde ist nicht vierundzwanzig Stunden alt."

Charny, dem dieser Widerspruch seine Kräfte wiedergab, stellte sich auf seine Füße und sprach:

„Ich denke, Sie werden mich nicht lehren, mein Herr, in welchem Augenblick ich meine Wunde bekommen habe; ich sage Ihnen und wiederhole, daß sie alt ist."

In diesem Moment erkannte er den König. Er knöpfte seine Weste zu, als schämte er sich, daß er einen so erhabenen Zuschauer bei seiner Schwäche hatte.

„Der König!" sagte er.

„Ja, Herr von Charny, ja, ich selbst, und ich segne den Himmel, daß ich hierher gekommen bin, um Ihnen ein wenig Erleichterung zu bringen."

„Eine Schramme, Sire," stammelte Charny, „eine alte Wunde, Sire, nichts Anderes."

„Alt oder neu," erwiederte der König, „diese Wunde hat mich Ihr Blut sehen lassen, das kostbare Blut eines wackern Edelmannes."

„Dem zwei Stunden im Bette seine Gesundheit wiedergeben werden," fügte Charny bei, und er wollte aufstehen, doch er hatte ohne seine Kräfte gerechnet. Das Gehirn beschwert, die Beine wankend, erhob er sich nur, um sogleich wieder in den Lehnstuhl zurückzufallen.

„Ah!" sagte der König, „er ist sehr krank."

„Oh! ja," versetzte der Wundarzt mit einer feinen, diplomatischen Miene, die nach einer Eingabe um Beförderung roch, „doch man kann ihn retten."

Der König war ein redlicher Mann; er hatte errathen, daß Charny etwas verbarg. Dieses Geheimniß war ihm heilig. Jeder Andere hätte es von den Lippen des Arztes, der es so höflich anbot, aufgefangen: Ludwig XVI. aber zog es vor, dieses Geheimniß seinem Eigenthümer zu lassen.

„Herr von Charny soll nicht dadurch, daß er nach Hause zurückkehrt, eine Gefahr laufen," sagte der König. „Man pflege Herrn von Charny in Versailles; man rufe seinen Oheim, Herrn von Suffren, und hat man diesem Herrn gedankt," er bezeichnete den dienstfertigen Wundarzt, „so rufe man den Arzt meines Hauses, den Doctor Louis. Er hat, glaube ich, den Dienst."

Ein Officier eilte weg, um die Befehle des Königs zu vollziehen. Zwei andere bemächtigten sich des Herrn von Charny und trugen ihn an das Ende der Gallerie in das Zimmer der Officiere der Garden.

Diese Scene ging rascher vor sich, als die der Königin mit Herrn von Crosne.

Herr von Suffren wurde benachrigt, und der Doctor Louis an die Stelle des Ueberzähligen gerufen.

Wir kennen diesen redlichen, weisen und bescheidenen Mann, einen weniger glänzenden, als nützlichen Verstand, diesen muthigen Bearbeiter des unermeßlichen Feldes der Wissenschaft, wo derjenige mehr geehrt ist, der das Korn erntet, wo derjenige nicht minder ehrenwerth ist, welcher die Furche öffnet.

Hinter dem Arzte, der sich schon über seinen Kunden neigte, erschien in aller Eile der Bailli von Suffren, dem eine Staffette die Nachricht überbracht hatte.

Der berühmte Seemann begriff durchaus nicht diese Ohnmacht, dieses plötzliche Unwohlsein.

Als er die Hand von Charny ergriffen und seine trüben Augen angeschaut hatte, sagte er:

„Seltsam! seltsam! Wissen Sie, Doctor, daß mein Neffe nie krank gewesen ist?"

„Das beweist nichts, Herr Bailli," erwiederte der Doctor.

„Die Luft von Versailles ist also sehr schwer, denn ich wiederhole Ihnen, ich habe Olivier zehn Jahre auf der See gesehen, und er war immer kräftig und aufrecht, wie ein Mastbaum.“

„Es ist seine Wunde,“ sagte einer von den anwesenden Officieren.

„Wie, seine Wunde!“ rief der Admiral; „Olivier ist in seinem Leben nicht verwundet worden.“

„Oh! verzeihen Sie,“ erwiederte der Officier, auf den gerötheten Batist deutend, „doch ich glaubte...“

Herr von Suffren sah Blut.

„Es ist gut, es ist gut,“ sagte mit einem vertraulichen Ungestüm der Doctor, der dem Kranken den Puls gefühlt hatte, „wollen wir uns nicht über den Ursprung des Uebels streiten? Wir haben das Uebel, begnügen wir uns damit und heilen wir dasselbe, wenn es möglich ist.“

Der Bailli liebte das Wort ohne Widerrede; er hatte die Wundärzte seiner Schiffe nicht daran gewöhnt, ihre Worte zu wattiren.

„Ist es sehr gefährlich, Doctor?“ fragte er mit einer stärkeren Gemüthsbewegung, als er zeigen wollte.

„Ungefähr wie der Schnitt eines Rasirmessers am Kinn.“

„Gut. Danken Sie dem König, meine Herren. Olivier, ich werde Dich wieder besuchen.“

Olivier bewegte die Augen und die Finger, als wollte er zugleich seinem Oheim, der ihn verließ, und dem Doctor, der ihn in seine Hände nahm, danken.

Dann, glücklich, in seinem Bette zu sein, glücklich, sich einem Manne voll Verstand und Milde überlassen zu sehen, stellte er sich, als entschliefe er.

Der Doctor schickte Jedermann weg.

Olivier entschlief nun in der That, doch nicht ohne dem Himmel für Alles, was ihm begegnet, oder vielmehr für das, was ihm nicht Schlimmes unter so ernsten Umständen begegnet war, zu danken.

Das Fieber hatte sich seiner bemächtigt; jenes

wunderbare, die Menschheit wiedergebärende Fieber, ein ewiger Saft, der im Blute des Menschen blüht und, den Absichten Gottes, das heißt der Menschheit dienend, die Gesundheit im Kranken keimen läßt, oder den Lebendigen mitten in der Gesundheit wegrafft.

Als Olivier mit jener Hitze der vom Fieber Befallenen die Scene mit Philipp, die Scene mit der Königin, die Scene mit dem König gehörig wiedergekaut hatte, verfiel er in jenen furchtbaren Kreis, den das wüthende Blut wie ein Netz über den Verstand wirft... Er delirirte.

Drei Stunden später hätte man ihn von der Gallerie aus hören können, wo einige Wachen auf und ab gingen; als der Doctor dies bemerkte, rief er seinen Bedienten und befahl ihm, Olivier in seine Arme zu nehmen. Olivier stieß einige Klageschreie aus.

„Wickle ihm die Decke über den Kopf."

„Wie soll ich das denn machen?" sagte der Bediente. „Er ist zu schwer und vertheidigt sich zu sehr. Ich will einen von den Herren Garden um Beistand bitten."

„Du bist ein Hasenfuß, wenn Du Dich vor einem Kranken fürchtest," entgegnete der Doctor.

„Herr Doctor ..."

„Und findest Du ihn zu schwer, so bist Du nicht so stark, wie ich geglaubt habe. Ich werde Dich nach Auvergne zurückschicken."

Die Drohung wirkte; schreiend, heulend, heftig sich geberdend und delirirend, wurde Charny wie eine Feder von dem Auvergnaten im Angesicht der Leibwachen aufgehoben.

Diese umgaben Louis und befragten ihn.

„Meine Herren," sagte der Doctor, der stärker schrie, als Charny, um dessen Schreie zu übertäuben, „Sie begreifen, daß ich nicht alle Stunden eine Meile machen werde, um den Kranken zu besuchen, den mir der König anvertraut hat. Ihre Gallerie liegt am Ende der Welt."

„Wohin bringen Sie ihn, Doctor?"

„Zu mir, als ein Träger, der ich bin. Ich habe hier, wie Sie wissen, zwei Zimmer, ich lege ihn in eines derselben, und übermorgen, wenn sich Niemand darein mischt, werde ich Ihnen Bericht erstatten."

„Aber, Doctor," sagte der Officier, „ich versichere Sie, daß der Kranke hier sehr gut gewesen wäre, wir lieben Alle Herrn von Suffren, und ..."

„Ja, ich kenne diese Pflege des Kameraden für den Kameraden. Der Verwundete hat Durst, man ist gut gegen ihn; man gibt ihm zu trinken, und er stirbt. Zum Teufel mit der guten Pflege der Herren Garden. Man hat so zehn Kranke getödtet."

Der Doctor sprach noch, als schon Olivier nicht mehr gehört werden konnte.

„Ah! ja," fuhr der würdige Arzt fort; „das ist sehr wohl gethan, das ist mächtig geurtheilt. Dabei ist nur ein Unglück, daß der König den Kranken wird sehen wollen... Und wenn er ihn sieht, wird er ihn hören... Teufel! da ist nicht zu zögern. Ich will die Königin benachrichtigen. Sie wird mir einen guten Rath geben."

Nachdem der gute Doctor diesen Entschluß mit der Raschheit des Menschen gefaßt hatte, dem die Natur die Stunden abzählt, übergoß er das Gesicht des Verwundeten mit frischem Wasser und legte ihn so in ein Bett, daß er sich nicht tödtete, wenn er sich heftig bewegte oder fiel. Er schloß die Läden mit einem Vorhängeschloß, drehte den Schlüssel der Zimmerthüre zweimal um, steckte diesen Schlüssel in die Tasche und begab sich zu der Königin, nachdem er sich, außen horchend, versichert hatte, daß keiner von den Schreien von Olivier vernommen oder begriffen werden konnte.

Es versteht sich von selbst, daß zu größerer Vorsicht der Auvergnat mit dem Kranken eingeschlossen war.

Er traf gerade vor dieser Thüre Frau von Misery, welche die Königin abgeschickt hatte, um sich nach dem Verwundeten zu erkundigen.

Sie wollte durchaus hinein.

„Kommen Sie, kommen Sie, Madame,“ sagte der Doctor, „ich gehe weg.“

„Aber, Doctor, die Königin wartet.“

„Ich gehe zur Königin, Madame.“

„Die Königin wünscht...“

„Die Königin wird so viel erfahren, als sie zu wissen wünscht; das sage ich Ihnen, Madame. Gehen wir.“

Und er nöthigte die Kammerfrau von Marie Antoinette, zu laufen, um zu gleicher Zeit mit ihm an Ort und Stelle zu kommen.

L.

Aegri Somnia.

Die Königin wartete auf die Antwort von Frau von Misery; sie erwartete den Doctor nicht.

Dieser trat mit seiner gewöhnlichen Vertraulichkeit ein.

„Madame,“ sprach er laut, „bei dem Kranken, für den sich der König und Eure Majestät interessiren, geht es so gut, als es geht, wenn man das Fieber hat.“

Die Königin kannte den Doctor; sie wußte, wie er die Leute haßte, die, wie er sagte, volle Schreie ausstoßen, wenn sie halbe Leiden empfinden.

Sie bildete sich ein, Herr von Charny habe seine Lage ein wenig übertrieben. Die starken Frauen sind geneigt, die starken Männer schwach zu finden.

„Der Verwundete,“ sagte sie, „ist ein Verwundeter zum Lachen?

„He! he!“ machte der Doctor.

„Eine Schramme...“

„Nein, nein, Madame; doch eine Schramme oder eine Wunde, ich weiß nur, daß er das Fieber hat."

„Armer Junge! Ein ziemlich starkes Fieber?"

„Ein furchtbares Fieber."

„Bah!" versetzte die Königin erschrocken; „ich dachte nicht, daß so ... auf der Stelle ... das Fieber ..."

Der Doctor schaute einen Augenblick die Königin an.

„Es gibt Fieber und Fieber," sagte er.

„Mein lieber Louis, Sie erschrecken mich. Sie, der Sie gewöhnlich so beruhigend sind ... ich weiß nicht, was Sie heute Abend haben?"

„Nichts Außerordentliches."

„Ah! ah! Sie drehen sich um, Sie schauen nach rechts und nach links, Sie sehen aus wie ein Mensch, der mir gern ein großes Geheimniß anvertrauen möchte."

„Ei! wer sagt nein?"

„Ah! nicht wahr? Ein Geheimniß, das Fieber betreffend?"

„Ja."

„Das Fieber von Herrn von Charny?"

„Ja wohl."

„Und Sie kommen dieses Geheimnisses wegen zu mir?"

„Ja wohl."

„Geschwinde zur Sache! Sie wissen, daß ich neugierig bin. Fangen wir beim Anfang an."

„Nicht wahr, wie Petit-Jean?"

„Ja, mein lieber Doctor."

„Wohl! Madame ..."

„Ich warte, Doctor."

„Nein, ich warte."

„Worauf?"

„Daß Sie mich befragen, Madame. Ich erzähle nicht gut; wenn man jedoch Fragen an mich richtet, so antworte ich wie ein Buch."

„Gut! ich habe Sie gefragt, wie es mit dem Fieber von Herrn von Charny gehe."

„Nein, das ist schlecht begonnen. Fragen Sie mich zuerst, wie es komme, daß Herr von Charny sich bei mir in einem von meinen zwei kleinen Cabinets befinde, statt in der Gallerie oder auf dem Posten des Officiers der Leibwachen zu sein.“

„Wohl! ich frage Sie das wirklich. Das ist zum Erstaunen.“

„Madame, ich wollte Herrn von Charny nicht in dieser Gallerie, auf diesem Posten lassen, weil Herr von Charny kein gewöhnlicher Fieberkranker ist.“

Die Königin machte eine Geberde der Verwunderung.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Herr von Charny, wenn er das Fieber hat, delirirt sogleich.“

„Oh!“ machte die Königin, die Hände faltend.

„Und,“ fuhr Louis fort, indem er sich der Königin näherte, „und wenn er delirirt, der arme Junge, sagt er eine Menge von Dingen von zu delicater Natur, als daß sie von den Herren Garden des Königs oder von irgend Jemand angehört werden dürften.“

„Doctor!“

„Ah! Sie mußten mich nicht befragen, wenn ich Ihnen nicht antworten sollte.“

„Sprechen Sie immerhin, mein lieber Doctor.“

Hiebei nahm die Königin die Hand des guten Gelehrten.

„Dieser junge Mensch ist vielleicht ein Gottesleugner, und in seinem Fieberwahnwitz blasphemirt er.“

„Nein, nein, er hat im Gegentheil eine sehr tiefe Religion.“

„Sollte es vielleicht eine Ueberspannung in seinen Ideen sein.“

„Ueberspannung, das ist das richtige Wort.“

Die Königin gab ihrem Gesicht eine den Umständen angemessene Haltung, nahm die stolze Kaltblütigkeit an, welche immer die Handlungen der an die Ehrfurcht der Anderen und an die Selbstschätzung gewöhnten

Fürsten begleitet, eine Fähigkeit, welche unerläßlich ist für die Großen der Erde, um zu herrschen und sich nicht zu verrathen, und sprach:

„Herr von Charny ist mir empfohlen. Er ist der Neffe von Herrn von Suffren, unserem Helden. Er hat mir Dienste geleistet; ich will gegen ihn sein wie eine Verwandtin, eine Freundin. Sagen Sie mir also die Wahrheit, ich muß und will sie wissen."

„Ich kann sie Ihnen nicht sagen," erwiederte Louis, „und da Eurer Majestät so viel daran liegt, sie kennen zu lernen, so weiß ich nur ein Mittel: Eure Majestät höre selbst. Wenn dann der junge Mann etwas mit Unrecht sagt, so wird er auf diese Art weder dem Indiscreten, der dieses Geheimniß hat verlauten lassen, noch dem Unklugen, der es unterdrückt, böse sein."

„Ich liebe Ihre Freundschaft," rief die Königin, „und sobald Herr von Charny in seinem Delirium seltsame Dinge sagt..."

„Dinge, die Eure Majestät nothwendig hören muß, um sie zu würdigen," versetzte der gute Doctor.

Und er nahm sachte die bewegte Hand der Königin.

„Doch vor Allem, nehmen Sie sich in Acht," rief die Königin, „ich thue hier keinen Schritt, ohne zu wissen, welcher liebreiche Spion hinter mir sein wird."

„Sie werden heute Abend nur mich haben. Es handelt sich einzig und allein darum, meinen Gang zu durchschreiten, der eine Thüre an jedem Ende hat. Ich schließe die, durch welche wir hineingehen, und Niemand wird bei uns sein, Madame."

„Ich überlasse mich Ihnen, mein lieber Doctor," sagte die Königin.

Und sie nahm den Arm von Louis und schlüpfte, ganz bebend vor Neugierde, aus ihren Gemächern.

Der Doctor hielt sein Versprechen. Nie wurde ein König, der in den Kampf zog oder eine Recognoscirung in einer belagerten Stadt vornahm, nie eine bei einem Abenteuer geleitete Königin auf eine geeig-

netere Weise von einem Kapitän der Leibwachen, oder von einem Oberofficier des Palastes geführt.

Der Doctor schloß die erste Thüre, näherte sich der zweiten und hielt sein Ohr daran.

„Nun," fragte die Königin, „ist hier Ihr Kranker?"

„Nein, Madame, er ist im zweiten Zimmer. Oh! wenn er in diesem wäre, hätten Sie ihn vom Ende des Ganges gehört. Horchen Sie nur an diesem."

Man vernahm wirklich das unartikulirte Gemurmel einiger Klagen.

„Er seufzt, er leidet, Doctor."

„Nein, nein, er seufzt nicht. Er spricht ganz einfach... Ich will diese Thüre öffnen."

„Ich will aber nicht bei ihm eintreten," rief die Königin, rasch zurückweichend.

„Das ist es auch nicht, was ich Ihnen vorschlage. Ich spreche nur davon, Sie mögen in das erste Zimmer eintreten, und von da werden Sie, ohne Furcht, gesehen zu werden, oder zu sehen, Alles hören, was der Kranke zu sich sagt."

„Alle diese Vorbereitungen, alle diese Geheimnisse machen mir bange," murmelte die Königin.

„Wie wird es sein, wenn Sie gehört haben!" erwiederte der Doctor.

Und er trat allein bei Charny ein.

Mit seiner Uniformshose bekleidet, von der der gute Doctor die Schnallen losgemacht hatte, sein nerviges, feines Bein in einem seidenen Strumpfe mit Schneckenlinien von Opal und Perlmutter, die Arme wie die eines Leichnams ausgestreckt und ganz steif in den Aermeln von zerknittertem Batist, suchte Herr von Charny auf sein Kissen seinen Kopf zu erheben, der schwerer, als wäre er von Blei gewesen.

Ein siedender Schweiß rieselte in Perlen von seiner Stirne und klebte an seine Schläfe die aufgelösten Locken seiner Haare.

Niedergeschlagen, gelähmt, träge, hatte er nur noch einen Gedanken, ein Gefühl', eine Betrachtung;

sein Körper lebte nur noch bei dieser Flamme, die sich immer in seinem Gehirne selbst wiederanfachte, wie das Lichtstümpfchen in der alabasternen Nachtlampe.

Wir haben nicht ohne Absicht diese Vergleichung gewählt, denn diese Flamme, das einzige Dasein von Charny, beleuchtete phantastisch und auf eine gemilderte Weise gewisse einzelne Umstände, die das Gedächtniß allein nicht in lange Gedichte verwandelt hätte.

Charny erzählte sich eben sein Zusammentreffen im Fiacre mit der deutschen Dame auf dem Wege von Paris nach Versailles.

„Eine Deutsche! eine Deutsche!“ wiederholte er beständig.

„Ja, eine Deutsche, wir wissen das, auf dem Wege nach Versailles,“ sagte Louis.

„Königin von Frankreich,“ rief er plötzlich.

„He!“ machte der Doctor, in das Zimmer der Königin schauend. „Nur dieses! Was sagen Sie dazu, Madame?“

„Oh! das ist gräßlich,“ murmelte Charny; „einen Engel lieben, eine Frau wahnsinnig lieben, sein Leben für sie geben, und, wenn man sich ihr nähert, nichts Anderes mehr vor sich haben, als eine Königin von Sammet und Gold, ein Metall oder einen Stoff, kein Herz!“

„Oh!“ rief der Doctor mit einem gezwungenen Gelächter.

Charny achtete nicht auf die Unterbrechung.

„Ich würde eine verheirathete Frau lieben,“ sagte er. „Ich würde sie mit der heftigen Liebe lieben, welche macht, daß man Alles vergißt. Ich würde zu dieser Frau sagen: Es bleiben uns einige schöne Tage auf dieser Erde; werden diejenigen, welche uns außerhalb der Liebe erwarten, so viel werth sein, als diese Tage? Komm, meine Heißgeliebte, so lange Du mich liebst und ich Dich liebe, wird es das Leben der Auserwählten sein. Hernach, nun! hernach wird es der Tod sein, das heißt das Leben, das wir in diesem Augenblick haben. Ziehen wir also den Nutzen der Liebe.“

„Nicht schlecht geurtheilt für einen Fieberkranken," murmelte der Doctor, „obgleich die Moral nicht ganz stichhaltig ist."

„Aber ihre Kinder," rief plötzlich Charny voll Wuth; „sie wird ihre zwei Kinder nicht zurücklassen!"

„Das ist das Hinderniß, hic nodus," sagte, während er den Schweiß auf der Stirne von Charny trocknete, der Doctor Louis mit einer Mischung von Spott und Gutherzigkeit.

„Oh!" fuhr der junge Mann, unempfindlich für Alles, fort, „Kinder, das würde man im Flügel eines Reisemantels mitnehmen.

„Sage, Charny, da Du die Mutter, sie, die leichter ist, als eine Grasmückenfeder, in Deinen Armen fortträgst, da Du sie aufhebst, ohne etwas Anderes zu fühlen, als einen Liebesschauer statt einer Last, würdest Du nicht auch die Kinder von Marie forttragen? ... Ah!"

Er stieß einen furchtbaren Schrei aus.

„Die Kinder eines Königs, das ist so schwer, daß man die Leere in der Hälfte der Welt fühlen würde."

Louis verließ seinen Kranken und näherte sich der Königin.

Sie stand kalt und zitternd da; er ergriff ihre Hand, sie schauerte auch.

„Sie hatten Recht," sagte Marie Antoinette. „Das ist mehr als Delirium. Der junge Mann würde wirklich Gefahr laufen, wenn man ihn hörte."

„Hören Sie! hören Sie!" fuhr der Doctor fort.

„Nein, kein Wort mehr."

„Er besänftigt sich. Hören Sie, nun betet er."

Charny hatte sich wirklich erhoben und faltete die Hände; er heftete die Augen weit aufgesperrt und erstaunt auf das unbestimmte, chimärische Unendliche.

„Marie," sagte er mit vibrirender, sanfter Stimme, „Marie, ich habe wohl gefühlt, daß Sie mich liebten. Oh! ich werde nichts davon sagen. Ihr Fuß hat sich im Fiacre dem meinigen genähert, und ich habe mich sterben gefühlt. Ihre Hand ist auf die meinige herab-

gesunken . . . stille . . . stille . . . ich werde nichts davon sagen, das ist das Geheimniß meines Lebens. Marie, das Blut mag immerhin aus meiner Wunde fließen, das Geheimniß wird nicht mit ihm hinausgehen . . .

„Mein Feind hat seinen Degen in mein Blut getaucht; hat er aber ein wenig von meinem Geheimniß, so hat er doch nichts von dem Ihrigen. Seien Sie also unbesorgt, Marie; sagen Sie mir nicht einmal, daß Sie mich lieben: das ist unnöthig; da Sie erröthen, so haben Sie mir nichts mitzutheilen."

„Ho! ho!" sagte der Doctor, „das ist nicht mehr allein Fieber, sehen Sie, wie ruhig er ist ... es ist ..."

„Es ist? . . ." fragte die Königin ängstlich.

„Es ist eine Entzückung, Madame: die Entzückung gleicht der Erinnerung.

„Das ist in der That das Gedächtniß einer Seele, wenn sie sich des Himmels erinnert."

„Ich habe genug gehört," murmelte die Königin, so beunruhigt, daß sie zu entfliehen versuchte.

Der Doctor hielt sie mit Gewalt bei der Hand zurück und sagte:

„Madame, Madame, was wollen Sie?"

„Nichts, Doctor, nichts."

„Doch wenn der König seinen Schützling sehen will."

„Ah! ja. Oh! das wäre ein Unglück."

„Was werde ich sagen?"

„Doctor, ich habe keinen Gedanken, ich habe kein Wort mehr, dieses gräßliche Schauspiel hat mir das Herz zermartert."

„Und Sie haben ihm sein Fieber genommen, diesem Entzückten," sagte leise der Doctor; „es sind hundert Pulsschläge weniger."

Die Königin antwortete nicht, sie machte ihre Hand los und verschwand.

LI.

Worin nachgewiesen wird, daß die Oeffnung des Herzens viel schwieriger ist, als die des Körpers.

Der Doctor blieb nachdenkend und schaute der Königin nach, die sich entfernte.

Dann sagte er den Kopf schüttelnd zu sich selbst:

„Es gibt in diesem Schloß Geheimnisse, die nicht zu dem Ressort der Wissenschaft gehören. Gegen die einen bewaffne ich mich mit der Lancette und durchsteche ihnen die Adern, um sie zu heilen; gegen die anderen bewaffne ich mich mit dem Vorwurf, und durchsteche ihnen das Herz; werde ich sie heilen?“

Dann, als der Anfall vorüber war, schloß er Charny die Augen, welche offen und starr geblieben, erfrischte ihm die Schläfe mit Wasser und Essig, und traf um ihn her die Vorkehrungen, welche die glühende Atmosphäre des Kranken in ein Paradies der Wonne verwandeln.

Dann, als er die Ruhe in die Züge des Kranken zurückkehren sah, als er bemerkte, daß sich sein Schluchzen ganz sachte in Seufzer verwandelte, daß unbestimmte Sylben statt wüthender Worte aus seinem Munde kamen, sagte er:

„Ja, ja, das war nicht nur Sympathie, sondern auch Einfluß; dieses Delirium hatte sich erhoben, als wollte es dem Besuch, den der Kranke erhalten, entgegenkommen; ja, die menschlichen Atome versetzen sich, wie der befruchtende Staub; ja, der Geist hat unsichtbare Verbindungen, die Herzen haben geheime Zusammenhänge.“

Plötzlich bebte er, wandte sich, gleichsam mit dem Auge und mit dem Ohr horchend, um und murmelte:

„Wer ist wieder da?“

Er hatte wirklich etwas wie ein Gemurmel, wie das Rauschen eines Kleides am Ende der Flur gehört.

„Das kann unmöglich die Königin sein," sagte er; „sie würde nicht von einem ohne Zweifel unabänderlichen Entschluß abgehen. Wir wollen sehen."

Und er öffnete sachte eine andere Thüre, welche auch auf den Corridor ging, streckte geräuschlos den Kopf hinaus und sah zehn Schritte von sich eine Frau in langem Gewande mit unbeweglichen Falten und der kalten, trägen Bildsäule der Verzweiflung ähnlich.

Es war Nacht, das schwache Licht, das im Gange stand, konnte diesen nicht von einem Ende zum andern beleuchten; doch durch ein Fenster drang ein Lichtstrahl, der auf sie fiel und sie sichtbar machte, bis zu dem Augenblick, wo eine Wolke zwischen sie und den Strahl treten würde.

Der Doctor kehrte sachte zurück und durchschritt den Raum, der eine Thüre von der andern trennte; dann öffnete er geräuschlos, aber rasch diejenige, hinter welcher die Frau verborgen war.

Sie gab einen Schrei von sich, streckte die Hände aus und begegnete den Händen des Doctors.

„Wer ist da?" fragte er mit einer Stimme, in der mehr Mitleid, als Drohung lag; denn gerade an der Unbeweglichkeit dieses Schattens errieth er, daß er mehr mit dem Herzen als mit dem Ohr horchte.

„Ich, Doctor, ich," erwiederte eine sanfte und traurige Stimme.

Obgleich diese Stimme dem Doctor nicht unbekannt war, erweckte sie doch in ihm nur eine unbestimmte, entfernte Erinnerung.

„Ich, Andrée von Taverney, Doctor."

„Ah! mein Gott, was gibt es denn?" rief der Doctor. „Ist sie unpäßlich geworden?"

„Sie!" rief Andrée. „Sie! wer denn sie?"

Der Doctor fühlte, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen hatte.

„Verzeihen Sie, ich sah so eben eine Frau weggehen. Vielleicht waren Sie es?"

„Ah! ja," versetzte Andrée, „nicht wahr, es ist eine Frau vor mir hierher gekommen?"

Andrée sprach diese Worte mit einer glühenden Neugierde, die dem Doctor über das Gefühl, das sie dictirt hatte, keinen Zweifel ließ.

„Mein liebes Kind," sagte der Doctor, „mir scheint, wir mißverstehen uns. Von wem sprechen Sie? was wollen Sie von mir? erklären Sie sich."

„Doctor," erwiederte Andrée mit einem so traurigen Ton, daß er bis in die Tiefe des Herzens von demjenigen drang, welchen sie befragte. „Guter Doctor, versuchen Sie es nicht, mich zu täuschen, Sie, der Sie die Gewohnheit haben, mir die Wahrheit zu sagen; gestehen Sie, daß so eben eine Frau hier war, gestehen Sie es mir, denn ich habe sie gesehen."

„Ei! wer sagt Ihnen denn, es sei Niemand hierher gekommen?"

„Ja, aber eine Frau, eine Frau, Doctor!"

„Allerdings eine Frau; wollen Sie nicht etwa die These behaupten, eine Frau sei nur bis zum vierzigsten Jahre Frau."

„Diejenige, welche hierhergekommen ist, war vierzig Jahre alt, Doctor," rief Andrée, zum ersten Male athmend, „ah!"

„Wenn ich sage vierzig, schenke ich ihr noch fünf bis sechs gute Jahre; doch man muß artig gegen seine Freundinnen sein, und Frau von Misery gehört zu meinen Freundinnen, und zwar zu meinen guten Freundinnen."

„Frau von Misery?"

„Gewiß."

„Sie ist da gewesen?"

„Warum des Teufels sollte ich es Ihnen denn nicht sagen, wenn es eine Andere gewesen wäre?"

„Oh! weil . . ."

„Wahrhaftig, die Frauen sind alle dieselben, unerklärlich; ich glaubte Sie doch zu kennen, Sie besonders.

Nein, ich kenne Sie nicht mehr, als die andern. Man möchte wahnsinnig werden."

„Guter, lieber Doctor!"

„Genug. Zur Sache!"

Andrée schaute ihn unruhig an.

„Ist es schlimmer bei ihr geworden?" fragte er.

„Bei wem denn?"

„Bei der Königin."

„Die Königin?"

„Ja, die Königin, für die mich Frau von Misery so eben geholt hat; die Königin, welche an Bangigkeiten, am Herzklopfen leidet. Eine traurige Krankheit, mein liebes Fräulein, eine unheilbare. Geben Sie mir doch Nachricht von der Königin, wenn Sie in ihrem Auftrage gekommen sind, und kehren wir zu ihr zurück."

Der Doctor machte eine Bewegung, die seine Absicht, den Platz, wo er sich befand, zu verlassen, andeutete.

Doch Andrée hielt ihn sanft zurück und sagte, leichter athmend:

„Nein, lieber Doctor, ich komme nicht im Auftrag der Königin. Ich wußte sogar nicht einmal, daß sie leidend ist. Arme Königin, wenn ich es gewußt hätte! ... Verzeihen Sie mir, Doctor, ich weiß nicht mehr, was ich sage."

„Ich sehe es wohl."

„Ich weiß nicht nur nicht mehr, was ich sage, sondern auch nicht, was ich thue."

„Oh! was Sie thun, weiß ich wohl: Sie sind unpäßlich."

Andrée hatte wirklich den Arm des Doctors losgelassen; ihre kalte Hand fiel an ihrem Leibe herab; sie neigte sich leichenbleich.

Der Doctor hob sie auf, belebte, ermuthigte sie.

Andrée machte eine gewaltige Anstrengung gegen sich selbst. Diese kräftige Seele, die sich nie hatte niederbeugen lassen, nicht durch den körperlichen, nicht

durch den moralischen Schmerz, spannte ihre stählernen Federn.

„Doctor, Sie wissen, daß ich nervös bin, und daß mir die Dunkelheit furchtbare Beängstigungen verursacht? Ich habe mich in der Dunkelheit verirrt. Daher rührt der seltsame Zustand, in dem ich mich befinde."

„Und warum des Teufels setzen Sie sich der Dunkelheit aus? Wer zwingt Sie dazu? Es schickte Sie doch Niemand hierher, es führte Sie nichts hierher!"

„Ich habe nicht gesagt, nichts, Doctor, ich habe gesagt, Niemand."

„Ah! ah! das sind Spitzfindigkeiten. Wir sind hier schlecht, um solche zu machen. Gehen wir anderswohin, besonders, wenn Sie lange bleiben wollen."

„Doctor, zehn Minuten, das ist Alles, was ich von Ihnen verlange."

„Zehn Minnten, es sei, doch nicht stehend, meine Beine sträuben sich entschieden gegen diese Gesprächsweise: setzen wir uns."

„Wohin denn?"

„Auf das Bänkchen im Gange."

„Und Sie glauben, es werde Sie hier Niemand hören, Doctor?" fragte Andrée voll Angst.

„Niemand."

„Nicht einmal der Verwundete dort?" fuhr sie mit demselben Tone fort, indem sie dem Doctor das durch einen sanften, bläulichen Reflex beleuchtete Zimmer bezeichnete, in welches sie ihren Blick tauchte.

„Nein, nicht einmal jener arme Junge, und ich möchte beifügen, daß wenn Einer uns hört, er es nicht ist."

Andrée faltete die Hände.

„Oh! mein Gott, es steht also sehr schlimm bei ihm?" sagte sie.

„Es steht allerdings nicht gut. Doch sprechen wir von dem, was Sie hierher führt, geschwinde, mein Kind, geschwinde; Sie wissen, daß mich die Königin erwartet."

„Nun, Doctor," erwiederte Andrée seufzend, „mir scheint, wir sprechen davon."

„Wie, Herr von Charny?"

„Um ihn handelt es sich, Doctor, und ich wollte mich nach ihm erkundigen."

Das Stillschweigen, mit dem der Doctor diese Worte aufnahm, auf die er doch gefaßt sein mußte, war eisig. Der Doctor stellte in der That in diesem Augenblick den Schritt von Andrée mit dem Schritte der Königin zusammen; er sah diese zwei Frauen von einem und demselben Gefühle angetrieben und glaubte an den Symptomen zu erkennen, dieses Gefühl sei eine heftige Liebe.

Andrée, welche nichts von dem Besuche der Königin wußte und nicht in dem Geiste des Doctors lesen konnte, was Alles an traurigem Wohlwollen und barmherzigem Mitleid darin enthalten war, hielt das Stillschweigen des Doctors für einen, vielleicht etwas hart ausgeprägten, Tadel und richtete sich wie gewöhnlich unter diesem Drucke auf, so stumm er auch war.

„Mir scheint, Sie können diesen Schritt entschuldigen, Doctor," sagte sie; „denn Herr von Charny ist in Folge einer im Duelle erhaltenen Wunde krank, und diese Wunde hat ihm mein Bruder gemacht."

„Ihr Bruder!" rief der Doctor; „Herr Philipp von Taverney hat Herrn von Charny verwundet!"

„Allerdings."

„Oh! dieser Umstand war mir nicht bekannt."

„Nun aber, da Sie ihn kennen, begreifen Sie nicht, daß ich mich nach seinem Zustand erkundigen muß?"

„Oh! doch," sprach der Doctor, entzückt, daß er eine Gelegenheit fand, nachsichtig zu sein. „Ich wußte die wahre Ursache nicht, ich konnte sie nicht errathen."

Und er legte auf seine letzten Worte einen solchen Nachdruck, daß er Andrée dadurch bewies, er nehme ihre Schlüsse nur unter jedem Vorbehalt an.

„Sprechen Sie, Doctor," sagte Andrée, indem sie ihre beiden Hände auf den Arm von Louis legte und

ihm in's Gesicht schaute, „sprechen Sie Ihren ganzen Gedanken aus."

„Ich habe ihn ausgesprochen. Warum sollte ich damit hinter den Bergen halten?"

„Ein Duell zwischen zwei Edelleuten ist ein alltägliches Ereigniß."

„Der einzige Umstand, der diesem Duell eine Bedeutung geben könnte, wäre, wenn sich unsere zwei jungen Leute einer Frau wegen geschlagen hätten."

„Einer Frau wegen, Doctor?"

„Ja. Ihretwegen, zum Beispiel."

„Meinetwegen!" Andrée stieß einen tiefen Seufzer aus. „Nein, Doctor, meinetwegen hat sich Herr von Charny nicht geschlagen."

Der Doctor hatte die Miene, als begnügte er sich mit der Antwort, doch auf die eine oder die andere Weise wollte er die Ursache des Seufzers erfahren.

„Dann begreife ich," sagte er, „Ihr Bruder hat Sie also geschickt, um den genauen Bericht über den Zustand des Verwundeten zu bekommen."

„Ja, mein Bruder! ja, Doctor," rief Andrée.

Der Doctor schaute ihr ebenfalls in's Gesicht und murmelte:

„Oh! was Du im Herzen hast, unbeugsame Seele, werde ich wohl erfahren."

Dann sprach er laut:

„Wohl! ich will Ihnen die ganze Wahrheit sagen, wie man sie Jedermann schuldig ist, der dabei interessirt, sie kennen zu lernen. Theilen Sie dieselbe Ihrem Bruder mit, und er treffe dem gemäß seine Vorkehrungen. Sie verstehen?"

„Nein, Doctor, denn ich suche, was Sie mit den Worten: Er treffe dem gemäß seine Vorkehrungen, — sagen wollen."

„Hören Sie. Ein Duell ist selbst gegenwärtig keine dem König angenehme Sache. Es ist wahr, der König läßt die Edicte nicht mehr beobachten; erregt

aber ein Duell Aergerniß, so verbannt Seine Majestät, oder sie kerkert ein."

„Das ist richtig, Doctor."

„Und würde unglücklicher Weise ein Mensch getödtet, oh! dann ist Seine Majestät unbarmherzig. Rathen Sie folglich Ihrem lieben Bruder, seine Person für einige Zeit in Sicherheit zu bringen."

„Doctor," rief Andrée, „Doctor, es steht also bei Herrn von Charny sehr schlimm?"

„Hören Sie, mein liebes Fräulein, ich habe Ihnen Wahrheit versprochen: Sie sehen den armen Jungen, der dort schläft, oder vielmehr in jenem Zimmer röchelt?"

„Doctor, ja," erwiederte Andrée mit erstickter Stimme: „nun?"

„Ist er morgen um diese Stunde nicht gerettet, hat das Fieber, das kürzlich entstanden ist und ihn verzehrt, nicht aufgehört, so ist Herr von Charny morgen um diese Stunde ein todter Mann."

Andrée fühlte, daß sie einen Schrei auszustoßen im Begriffe war, sie preßte sich die Kehle zusammen, sie drückte die Nägel in das Fleisch, um in dem körperlichen Schmerz ein wenig von der Beklemmung zu ersticken, die ihr das Herz zerriß.

Louis konnte in ihren Zügen die furchtbare Verheerung nicht sehen, welche dieser Kampf hervorgebracht hatte.

Andrée beugte sich wie eine Spartanerin.

„Mein Bruder," sagte sie, „wird nicht fliehen, er hat mit Herrn von Charny als ein beherzter Mann gekämpft; hat er das Unglück gehabt, ihn zu treffen, so traf er seinen sich vertheidigenden Körper; hat er ihn getödtet, so wird ihn Gott richten."

„Sie war nicht für ihre Rechnung gekommen," sagte der Doctor zu sich selbst, „für die Königin also. Wir wollen sehen, ob Ihre Majestät den Leichtsinn so weit getrieben hat."

„Wie hat die Königin dieses Duell aufgenommen?" fragte er.

„Die Königin? ich weiß es nicht," erwiederte Andrée. „Was liegt der Königin daran?"

„Ich denke, Herr von Taverney ist ihr angenehm."

„Wohl! Herr von Taverney ist unversehrt; wir wollen hoffen, daß Ihre Majestät meinen Bruder selbst vertheidigt, wenn man ihn anklagt."

Auf zwei Seiten in seiner doppelten Hypothese geschlagen, gab Louis die Partie auf.

„Ich bin kein Physiologe," sagte er, „ich bin nur ein Wundarzt. Warum des Teufels soll ich mich, wenn ich das Spiel der Muskeln und der Nerven so gut kenne, in das Spiel der Launen und Leidenschaften der Weiber mischen? . . . Mein Fräulein, Sie haben erfahren, was Sie zu wissen wünschten. Machen Sie, daß Herr von Taverney entflieht, oder machen Sie es nicht, das ist Ihre Sache. Meine Pflicht ist es, daß ich den Verwundeten . . . heute Nacht zu retten suche, sonst würde mir ihn der Tod, der seine Arbeit ruhig fortsetzt, in vierundzwanzig Stunden entführen. Gott befohlen!"

Und er schloß ihr sachte, aber entschieden die Thüre hinter den Fersen.

Andrée fuhr krampfhaft mit der Hand über die Stirne, sie sah sich allein, allein mit dieser gräßlichen Wirklichkeit. Es kam ihr vor, als stiege der Tod, von dem der Doctor so kalt gesprochen, in dieses Zimmer herab und ginge in weißem Schweißtuch durch die finstere Flur.

Der Wind der Grauen erregenden Erscheinung vereiste ihre Glieder, sie entfloh bis in ihre Wohnung, drehte den Schlüssel dreimal im Schlosse um, fiel auf den Teppich vor ihrem Bette auf beide Kniee und rief mit einer wilden Energie und unter Strömen glühender Thränen:

„Mein Gott! mein Gott! Du bist nicht ungerecht, Du bist nicht thöricht; Du bist nicht grausam, mein Gott! Du vermagst Alles, Du wirst diesen jungen Mann nicht sterben lassen, der nichts Böses gethan hat

und auf dieser Welt geliebt wird. Mein Gott! wir armen Menschen glauben wahrhaftig nur an die Macht Deiner Gutthätigkeit, obschon wir bei jedem Anlaß vor der Macht Deines Zornes zittern. Doch ich . . . ich . . . die ich Dich anflehe, bin auf dieser Welt genug geprüft worden, ich habe genug gelitten, ohne ein Verbrechen begangen zu haben . . .

„Nun! ich habe mich nie beklagt, nicht einmal bei Dir; ich habe nie an Dir gezweifelt. Wenn Du heute, da ich Dich bitte, heute, da ich Dich beschwöre, heute, da ich das Leben eines jungen Mannes verlange, von Dir haben will, mich zurückwiesest, o mein Gott, ich würde sagen, Du habest gegen mich alle Deine Kräfte mißbraucht, und Du seist ein Gott des düsteren Zorns, der unbekannten Rache, ich würde sagen . . . Oh! ich blasphemire, verzeih', ich blasphemire . . . und Du schlägst mich nicht. Verzeihung, Verzeihung! Du bist wohl der Gott der Milde und Barmherzigkeit."

Andrée fühlte ihr Gesicht erlöschen, ihre Muskeln sich biegen; sie warf sich leblos, die Haare aufgelöst, zurück und blieb wie eine Leiche auf dem Boden liegen.

Als sie wieder aus diesem kalten Schlafe erwachte, und ihr Alles in den Geist kam, Gespenster und Schmerzen, murmelte sie mit einem düsteren Ausdruck:

„Mein Gott, Du bist unbarmherzig gewesen; Du hast mich bestraft, ich liebe ihn! Oh! . . . ja, ich liebe ihn! nicht wahr, das ist genug?

„Wirst Du mir ihn nun tödten?"





